



<36602879110018





Philipp Herzog von Orleans
Regent von Frankreich.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

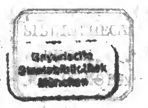
Zweyte Abtheilung.

Sechs und zwanzigster Band.

Mit einem Kupfer.

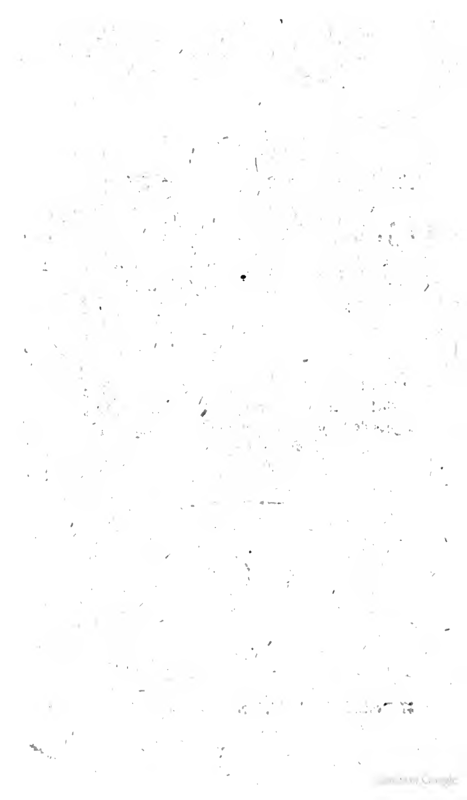
Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1803.


BIBLIOTHECA
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Des Herzogs Ludwigs von St. Simon
eigene Schilderungen
merkwürdiger Personen seiner Zeit.

Aus dem IX. und X. Theil seiner Memoiren, welche den Titel haben: Histoire des Hommes illustres des regnes de Louis XIV. et de Louis XV, jusqu'à la Mort de l'Auteur.



Der Kanzler von Aguesseau.

Geboren im J. 1668; Oberadvocat im Alter von zwei und zwanzig und einem halben Jahre im J. 1691; Generalprocureur im J. 1700; Kanzler und Siegelbewahrer *) im J. 1717, in seinem acht und vierzigsten Jahre.

Sein Großvater war maitre des comptes und es ist am besten die Genealogie nicht weiter zurück zu führen. Dieser maitre des comptes verheirathete gleichwohl seine Toch-

*) Eine Augenentzündung des Regenten veranlaßte eine Art von Verschwörung gegen ihn am Hofe. Man hatte, wie man sagt, den Plan, im Fall er die Augen verlieren sollte, ihm die Regentschaft zu entreißen und sie dem Herzog von Bourbon zu geben. Diese Verschwörung, wobey man die allersorgfältigste Behutsamkeit brauchte, brachte den Regenten so auf, daß er auf der Stelle den Kanzler, welchen man für das Haupt der Unternehmung hielt, ins Exil schickte. Kaum war der Befehl vollzogen, so wurde Argenson, der unter Ludwig XIV. so brav gedient hatte, zur Belohnung seiner Verdienste, zum Siegelbewahrer beim Regenten ernannt.

Der Herzog von Noailles, der bey dieser Operation zugegen war, wollte den Kanzler vertheidigen. Der gefaßte Schluß des Regenten, der so ganz gegen seine Meinung war, brachte ihn außer sich; er glaubte die Ungnade desselben auch auf sich ausgedehnt, und sagte dem Regenten: so bleibt mir denn nichts übrig, als mich auch zurück zu ziehn. Dies wurde auf der Stelle acceptirt, und seine Stelle als Chef der Finanzen wurde der so eben ertheilten Siegelbewahrerstelle zugefügt.

Tochter an den Vater der Hern von Armentieres und Conflans, (Eidame der Frau von Jussac, von der ich gesprochen habe und des Bailli von Conflans) und gab ihr das kleine Gut Puiseux, das sie noch besitzen, zur Aussteuer. Die Schwestern des Kanzlers sind lange vorher, ehe er geheirathet hat, verheirathet worden; die jüngste an le Guerchois, der als Staatsrath kinderlos gestorben ist, und die andere an Tavannes, von welcher Tavannes, Generallieutenant Commandant in Burgund und Ordensritter, und der Erzbischoff von Rouen, Groß-Aumonier der Königin, vorher Bischoff und Graf von Chalons, wovon er auch vermöge eines Brevets den Rang behalten hat, — Söhne waren.

Aguesseau war von mittler Statur und etwas stark, sein Gesicht voll und angenehm, selbst in den nachtheiligsten Augenblicken, und von gebildetem geistreichem Ausdruck; ein Auge war kleiner als das andere.

Ehe er Kanzler wurde, hat er nie ein Votum gehabt: man piquirte sich im Parlamente, seine Entscheidungen nie zu befolgen, aus Eifersucht auf den grossen Ruf, in welchem er stand; den er aber erst bey seinem Tode genossen hat: denn diese Eifersucht ließ die innere Achtung, welche man gegen ihn haben mußte, nicht emper kommen. Er war ein Mann von vielem Geist, von Anhaltsamkeit, Scharfsinn, Kenntnissen aller Art, voll Würde als Magistratsperson, ein Mann von Billigkeit, Frömmigkeit und Reinheit der Sitten, welche die Hauptzüge seines Charakters ausmachten. Man kann sagen, er war ein schöner Geist und ein Mann von unbestechlichem Charakter, überdies sanft, gutmüthig, human, leutselig und zugänglich, im Privatleben von muntern Wesen, voll scherzhaften wiewohl unschädlichen Witzes; äusserst mäßig, fein, ohne Stolz, edelmüthig, ohne allen Geiz, von Natur etwas träg, wovon ihm etwas Langsamkeit geblieben war.

Wer sollte nicht glauben, daß eine Magistratsperson von solchen Tugenden und Talenten, von dieser Stärke des Gedächtnisses, von dieser ausgebreiteten Lektüre, von dieser Beredsamkeit des Mundes und der Feder, von dieser Sicherheit des Ausdrucks, womit er die geringsten Gegenstände der gemeinsten Conversation zu verschönern wußte, von dieser

ser Anmuth und Leichtigkeit, der größte Kanzler gewesen sey, den man seit mehrern Jahrhunderten gesehen habe?

Gewiß, er wäre ein herrlicher Oberpräsident gewesen, aber eben so gewiß ist, daß er als Kanzler nicht einmal einen Aligre und Boucherat ersetzen konnte. Dies scheint paradox und unbegreiflich; aber die dreißig Jahre, seit er Kanzler ist, zeigen es so klar, daß ich kein Wort hinzuzusetzen brauchte; indessen ist die Sache zu sonderbar, um nicht eine Erklärung zu verdienen.

Jene vortrefflichen, in ihm vereinigten Eigenschaften wurden leider von mancherlei Flecken verunstaltet, welche in der ersten Periode seines Lebens verdeckt geblieben waren, aber mit dem Eintritt in die zweite alle hervortraten.

Seine lange einzige Verbindung mit dem Parlamente, in dessen Schooße er sich fast ganz allein gebildet hatte, hatte ihn ganz mit den Maximen und Prätentionen desselben angefüllt, und er hatte für dasselbe mehr Liebe, Interesse und Ehrfurcht, als ein Engländer für das seinige haben kann; ja, ohne Uebertreibung, er betrachtete alles was von diesem Collegium kam, nicht anders, als wie ein Gläubiger, ganz in seine Religion eingeweiht, die Aussprüche der ökumenischen Concilien betrachtet.

Diese sonderbare Ergebenheit war nun die Quelle von drei sehr starken Fehlern, die sich nur zu oft zeigten. Der erste war, daß er beständig auf Seiten des Parlamentes war, es mochte auch gegen die königliche Gewalt oder außer den Schranken seiner eigenen unternehmen, was es wollte; und sein Amt, vermöge dessen er Chef und Vorsteher der Parlamenter und der königlichen Geschäfte in Hinsicht derselben war, verpflichtete ihn doch, das Parlament in Zaum zu halten, wenn es seine Grenzen überschritt, besonders aber, wenn es dem Ansehen des Königs zu nahe trat. In solchen Fällen zeigte ihm seine Billigkeit und Einsicht sehr gut das Unrecht des Parlaments, aber es einzuschränken, dies konnte er nicht über sich gewinnen.

Seine Weichheit, welche jener sonderbaren Ergebenheit gegen das Parlament trefflich zu Hülfe kam, war gekränkt, wenn das Unrecht auf Seiten desselben war; aber dieses Unrecht an den Tag zu legen, das war ein Verbrechen in

seinen Augen, womit er nicht ohne Seufzen andere sich besudeln sehen, und womit er sich selbst unmöglich besudeln konnte.

Er bot daher alle seine Talente auf, um einen Fehler des Parlaments zu beschönigen, zu verdecken, zu entschuldigen, um zweideutige Erklärungen zu finden, um den Augen der Menschen ein Blendwerk vorzumachen, um mit dem Parlamente von der einen und mit dem Regenten von der andern Seite überein zu kommen; und des letztern Furchtsamkeit, Gutwilligkeit und Leichtsinn misbrauchte er ganz, um jeden Rest von Kraft in ihm zu ersticken und ihn ganz unthätig zu machen. Statt daß er also in seiner Würde eine feste Stütze der königlichen Gewalt und einen gerechten Richter der Justiz darstellen sollte, konnte man ihn höchstens zu einem Schritte bewegen, der gezwungen und schwankend das wenige, wozu er sich hatte entschließen können, unkräftig machte und dem Parlamente Muth, Kraft und Stolz verlieh; und wenn er bisweilen auf eine andere Art mit ihm verfuhr, so geschah es nur nach einem langen Kampfe und doch immer viel gelinder als es hätte seyn wollen *).

Ein zweiter Fehler Aguesseau's war, daß er jene sonderbare Ergebenheit gegen das Parlament auf alle, welche mit der Robe bekleidet waren, übertrug, indem er sie mit besonderer Ehrfurcht betrachtet wissen wollte. Was auch geschehn seyn mochte, so konnte man sich nur mit der größten Behutsamkeit darüber beschweren; die Klagen wurden nicht ohne lange juristisch geordnete Beweise angenommen, und auch so wurden sie zum großen Nachtheil für den Kläger, so bedeutend er seyn mochte, verworfen, wenn sie nicht von der vollkommensten Evidenz unterstützt waren. Er wandte alles an, um die Ehre der Justizmänner zu retten, als wenn die Robe überhaupt entehrt worden wäre, wenn sie einmal ein Schurke für sein Geld trug. Er schlug Vergleiche vor und Wege, wodurch die Sache an ihn gelangte; er nahm seine

*) Hierin verdient Aguesseau noch Achtung. Hundert Parlamenter hätten damals in Frankreich seyn sollen, um den Willkührlichkeiten des schlechten Dübois's, den Einkerkerungen, den Ungerechtigkeiten Law's und den aufgelösten Sitten der Zeit entgegenzuwirken. Gegen Law und Dübois hätten hundert Aguesseaus stehen sollen. Anm. des franz. Herausg.

seine Zuflucht zu kostspieligen Langwierigkeiten, die einer abschläglichen gerichtlichen Sentenz nicht viel unähnlich waren; und immer kam die Robe am besten dabey weg, so rein gewaschen als möglich, mit so gelindem Verweis als möglich. Es war ihm unbegreiflich, wie man sich dazu entschließen könne, einen Beschluß des Parlamentes zu kassiren; um dies abzuwenden, brauchte er jeden Kunstgriff, und nur, wenn er den härtesten Widerstand gefunden hatte, geschah es, daß die Sache vor das Büreau der Kassationen gebracht wurde.

Dieses Büreau, von ihm selbst, wie alle die übrigen, des Conseils niedergesetzt, kannte sehr gut seine Gesinnung in diesem Stücke. Es läßt sich denken, daß es ihn zu schonen wußte und nie, ohne die unumstößlichsten Beweise in Händen zu haben, rathsam fand, die Sache vor das Conseil zu bringen, welches in dieser Hinsicht nicht weniger Behutsamkeit als das Büreau hatte.

Wenn dem allem ungeachtet die Evidenz der Sache seinen Widerwillen beugte, so erfand er, da er es nicht über sich gewinnen konnte, die Blasphemie der Cassation auszusprechen, eine andere Formel und brauchte den Ausdruck, die Sentenz sey so gut als nicht geschehen und auch dies that er nicht ohne eine entschuldigende oder bedaurende Declamation.

Man sieht, wie sehr die Gerechtigkeit darunter litt.

Ein andrer Fehler, der aus derselben Quelle kam, war seine sklavische Anhänglichkeit an die Formalität, wovon er alles, selbst die unbedeutendsten Kleinigkeiten, so buchstäblich und streng beobachtete, daß jede andere Rücksicht, selbst die Evidenz der gerechten Sache, der kleinsten Regel des Formulars in seinen Augen weichen mußte. Er war so sehr dafür eingenommen und interessirte sich so sehr dafür als für das Leben und die Fortdauer der Prozesse, welche freilich die Quelle des Ansehens und des Reichthums für die Robe sind, daß wenn es auf ihn ankam, das Formular auch ins Conseil der Depeschen eingeführt worden wäre, wo man nie etwas davon gehört, geschweige sich darauf eingelassen hatte.

Die Ungereimtheit lag am Tage. Das Conseil kann seiner Bestimmung gemäß, nur Streitigkeiten schlichten, wel-

che nicht in die Form passen, oder solche Processe, welche es dem Könige beliebt, vor seinen Richterstuhl zu fordern und die er ganz allein entscheidet, indem in solchen Fällen die Mitglieder nichts thun, als daß sie ihre Meynung sagen.

Entweder mußte also der König das Formular so gut wie ein Procureur verstehen, oder er mußte bey der Entscheidung sich blind auf die Redlichkeit derer verlassen, welche sie verstanden; aber die Mitglieder dieses Conseils wissen davon so wenig, wie wir wissen, oder haben es wieder vergessen, wie die Staatssecretärs, welche daselbst referiren oder wenigstens votiren, wenn ein anderer Referent da ist, und die weder Zeit noch Lust haben, es zu lernen.

Der Kanzler machte zwey oder dreymal den Versuch, das Formular ins Conseil der Depeschen einzuführen. Ich stand zwar mit ihm in gutem Vernehmen, aber ich trat allemal gegen ihn auf und bestritt seinen Vorschlag; und es war auch jedesmal vergeblich, wiewohl nicht ohne großen Widerwillen von seiner Seite, den er öffentlich äußerte.

Der lange Dienst im Parket hatte den nachtheiligsten Einfluß auf Aguesseau's Geist gehabt: die Arbeit des Parquets ist, die Gründe, welche für beyde oder für die verschiedenen Partheyen sprechen (denn es gibt deren oft mehrere bey einem Proceß) aufzufinden, zu untersuchen, zu prüfen und gegen einander zu halten; und diese Art von Bilanz wird nun mit allem Reiz und Schmuck der Beredsamkeit ausstaffirt, ohne daß die Richter wissen, auf welche Seite der Oberadvokat treten wird, bevor er sein Resultat angefangen hat.

Der Generalprocureur, der nur schriftliche Entscheidung gibt, ist zwar zu dieser Ausstaffirung nicht verbunden, aber doch zu jener Prüfung und Bilanzirung, ehe es an die Entscheidung kömmt. Diese ewige Beschäftigung nun, die ihm in den vier und zwanzig Jahren zur Gewohnheit werden mußte, hatte ihn bey seiner Scrupulosität in Rücksicht auf Billigkeit und Form, bei seinem Reichthum an Ansichten und seiner Gelehrsamkeit im Rechte zu einer Unentschlossenheit gebildet, vermöge der er alles bis ins Unendliche verlängerte.

Er selbst litt am meisten darunter. Er litt allemal Geburtsschmerzen, wenn er sich entscheiden sollte. War er dazu genö-

genöthigt, im Conseil der Regentschaft oder in einer andern Sitzung, so schwankte er bis zum Moment, wo er sich entscheiden sollte, unentschlüssig hin und her, mit aller Redlichkeit sich bald für die eine, bald für die andere Seite entscheidend, und wenn die Reihe an ihn kam, so votirte er, wie es ihm der Moment eingab.

Was ich vom Herzog von Chevreuse gesagt habe, wiederhole ich auch von dem Kanzler; er war ein juristischer Grillenfänger, auch waren sie beyde sehr gute Freunde. Die alte Herzogin von Estrées, Vaubrun, eine Dame voll Witz und seine gute Freundin, wurde einst von jemand angelegentlich gebeten, sich bey ihm für ihn zu verwenden; sie suchte sich davon loszumachen, denn sie kannte das schlimme Terrein. Aber, Madame, sagte der Client, er ist ja Ihr vertrautester Freund! Das ist wohl wahr, antwortete sie, aber man muß gute Augen haben, wenn man ihn dafür erkennen will. Diese Fehler kamen von seiner allzugroßen Schärfe des Verstandes, von seinem Reichthum, von Ansichten und seiner allzugroßen Uebung im Parket. Uebrigens war er ein gelehrter Mann, liebte die gelehrten Sprachen, die Physik, die Mathematik und Metaphysik. In diesen Wissenschaften übte er sich für sich, auf seinem Zimmer, mit seinen Kindern und unbekannten Gelehrten, brachte dabey unendlich viel Zeit hin, und setzte dadurch oft diejenigen, die mit ihm zu thun hatten, in Verzweiflung.

Für die Wissenschaften war Aguesseau eigentlich geschaffen; er wäre auch wohl ein vortrefflicher Oberpräsident gewesen; aber an seinem Platze wäre er eigentlich gewesen, wenn er das Directorium der Academieen, des Oberservatoriums, des college royal und der Bibliothek gehabt hätte. Da hätte er mit Gelehrten als mit seines Gleichen zu thun gehabt und nicht mit der Welt, die er nie kannte und für die er, die Höflichkeit ausgenommen, keine Bildung hatte.

Der Herzog von Grammont fragte ihn einst, ob er, seit er Kanzler sey, bey diesem häufigen Gebrauch der Schicanen und bey dieser Langwierigkeit der Processe, nie dran gedacht habe, ein Reglement zu entwerfen, wodurch diesen Schurkereyen Einhalt gethan würde *).

„Ich

*) Wenn man nimmt, was für Summen der König von den Justizbedienten an Abgaben auf die Aemter, an Impot auf das

„Ich habe, sagte er, angefangen, ein solches Reglement zu entwerfen; aber bey der Arbeit dachte ich darüber nach, welche Menge von Advokaten, Procureurs und Gerichtsdienern dieses Reglement zu Grunde richten würde und aus Mitleid legte ich die Feder nieder.

Die Langwierigkeit und Menge der Processe macht den Reichthum und das Ansehn der Robe aus; man muß dieses Unkraut also wurzeln und sich mehren lassen."

Diese Rubrik ist etwas lang geworden; ich hielt es aber für interessant zu sehen, wie ein Mann von soviel Rechtlichkeit, Talent und Reputation so weit sinken konnte, daß seine Rechtlichkeit zweydeutig *), seine Talente schädlicher als nützlich, sein Ruf schwankend und er selbst zu einem Ball des Glückes wurde.

Von Aubigne.

Bruder der Frau von Maintenon.

Die Geschichte dieses Aubigné ist unwichtig, doch so sonderbar, daß sie bemerkt zu werden verdient. Frau von Maintenon war auf jener ungeheuren Höhe, zu der sie aus ihrer Niedrigkeit emporgestiegen war, nicht frey von aller Plage. Und nichts quälte sie wohl mehr als einen Bruder zu haben, wie diesen Aubigné mit seinen unaufhörlichen Possen. Man nannte ihn Graf von Aubigné.

Er war nie weiter gekommen, als bis zum Capitän unter der Infanterie, und sprach doch immer von seinen ehemaligen Kriegszügen, wie ein Mann vom größten Verdienst, dem das größte Unrecht von der Welt geschähe, daß er nicht schon längst Marschall von Frankreich sey. Ein andermal sagte er spaßhaft genug, er habe den Marschallsstab in Gold erhal-

das Stempelpapier zieht, so muß man bekennen, daß die Rechtsgelehrten nicht die einzigen sind, welche zur Kostspieligkeit der Justiz, die in Frankreich so theuer verkauft wird, beytragen.

*) Die Nachwelt kennt in Ansehung seiner Redlichkeit den unsterblichen Aguesseau besser, als der Herzog von Saint-Simon.

erhalten. Auf Frau von Maintenon that er die entsetzlichsten Ausfälle, weil sie ihn nicht zum Herzog und Pär machte, besonders aber, weil sie nicht jeden Einfall, der ihm in Kopf kam, gewähren ließ; er fand sich schlecht belohnt, daß er nur die Gouvernements Belfort, nachher Aiguesmortes nebst Colanac gehabt hatte, welches er nebst Berry behielt, indem er für dieses Aiguesmortes abgab. Er lief in den Tuillerien, und überall den Mädchen nach, unterhielt immer einige, lebte sehr oft mit ihnen und ihren Familien und mit Gesellschaft ihres Gleichen und ließ dabey viel Geld aufgehn; denn sein Beutel hielt kein Geld. Ein wahrer Narr fürs Irrenhaus, aber spashaft, voll Witz, voll Einfälle und schneller unerwarteter Antworten; dabey gutmüthig und honnet, von seinem Betragen und ohne alle Impertinenz, die man vielleicht von der Eitelkeit auf seine Schwester erwartet hätte; übrigens ein wahrer Ausbund. Es war ein trefflicher Spas, den man oft haben konnte, ihn von den Zeiten Scarron's und des Albret'schen Hotels bisweilen auch von den frühern sprechen zu hören, wobey er kein Blatt vor den Mund nahm, besonders wenn es auf die Liebesabentheuer seiner Schwester kam, die er mit ihrer jetzigen Devotion und übrigen Lage in Parallele setzte.

Bey dergleichen Gesprächen kam man aber nicht wenig in Verlegenheit; denn er war nie, wenn man es gewünscht hätte, davon abzubringen, und schränkte sie auch nicht auf zwey oder drey Freunde ein, sondern bey Tafel vor aller Welt, auf einer Bank der Tuillerien, öffentlich in der Gallerie zu Versailles sprach er so, ohne alle Rücksicht, immer in diesem possenhaften Tone, indem er sogar, wenn er vom Könige sprach, den Ausdruck Schwager brauchte.

Frau von Maintenon äußerst verdrießlich und ärgerlich über die Tollheit ihres Bruders, brachte es mit Hülfe der Saint-Sulpicianer, welche ihr zu allem als Werkzeug dienten, dahin, daß er sich, da er ein Leichtfuß war und immer Geld brauchte, überreden ließ, seine unordentliche Lebensart, seine Ausschweifungen und häuslichen Zwistigkeiten zu verlassen, sich zur Ruhe zu begeben, und sich zu dem Ende in die Brüderschaft zurückzuziehen, welche Hr. Doyen unter dem Schutz des Klosters Saint-Sulpice für Edelleute, oder die sich dafür ausgaben, errichtet hatte, die nun daselbst gemeinschaft-

schaftlich in einer Art von Einsamkeit und gottseligen Uebungen unter Direction einiger Priester vom Kloster Saint Sulpice lebten.

Um Frieden zu haben, oder vielmehr, weil es Frau von Maintenon wollte, begab sich Aubigné wirklich in diese Brüderschaft, sagte aber seinen Gevatterinnen ins Ohr, daß es sehr hart sey und daß sie seiner auf eine gute Art los werde. Er verhehlte es auch nicht, daß seine Schwester ihn nur zum Besten habe, wenn sie den Leuten weiß machen wolle, daß er devot sey, und klagte, daß man ihn mit Priestern belagere, und daß man ihn bey diesem Hrn. Doyen zu tod martern werde.

Er hielts nicht lang dort aus und lief bald wieder in den Tuillerien und überall, wo er konnte, den Mädchen nach. Man fing ihn wieder ein und gab ihm einen der plattesten Priester von Saint Sulpice zum Wächter, der ihm überall wie sein Schatten folgte, und ihn in Verzweiflung setzte. Ein Mensch von besserem Gehalt hätte ein so albernes Amt gar nicht angenommen; aber dieser Tropf hatte nichts bessers zu thun, denn er hatte weder Geist genug sich zu beschäfftigen, noch sich zu ennüyiren. Er mußte von Aubigné beständig Sottisen hören, aber dafür wurde er bezahlt und sein Salar verdiente er ganz durch eine Anhaltsamkeit, deren vielleicht niemand als er fähig war. Aubigné hatte eine einzige Tochter, deren sich Frau von Maintenon immer sorgfältig angenommen hat, die nie ihr Zimmer verließ, die sie überall hinführte und überall zeigte und die sie unter ihren Augen wie ihre eigene Tochter erzog.

Von Angeau.

Ritter der königlichen Orden, Gesellschafter des Dauphins und Chevalier d'Honneur der Gemahlin des Dauphins.

Angeau (von) war ein armer Edelmann, von ganz schlichtem Wesen, der in seiner frühen Jugend Hugenot gewesen, und dessen Familie von derselben Religion, ohne alle Verbindung war. Es fehlte ihm nicht an gewissen Anlagen,

Der

besonders für die Welt und die Gesellschaft; und er besaß viel Ehre und Rechtschaffenheit. Das Spiel öffnete ihm den Weg an den Hof, wo damals, kurz nach dem Tode der Königin Mutter, Liebe und Feste herrschten und das Spiel verschaffte ihm auch Zutritt in die besten Gesellschaften. Er gewann hier sein ganzes Vermögen. Er hatte das Glück nie verdächtig zu seyn; er lieh mit viel Verbindlichkeit, machte sich dadurch Freunde und durch die Zuverlässigkeit seines Verkehrs sehr nützliche und thätige.

Er machte den Mätressen des Königs den Hof und das Spiel verschaffte ihm Zutritt zu den Parthieen des Königs mit ihnen; sie behandelten ihn mit Vertraulichkeit und verschafften ihm das Zutrauen des Königs. Er machte Verse, war wohlgewachsen, von guter Gesichtsbildung und galant.

So hatte er sich am Hofe festgesetzt, wiewohl immer untergeordnet. Einst zu Anfang der Erweiterung von Versailles, als er mit dem Könige spielte, dem er so wie mehrere andere, um ein Logis angelegen hatte, fing dieser an über seine Leichtigkeit im Versemachen (das aber freylich selten gut gerieth) zu scherzen, gab ihm auf einmal einige sehr harte Reime auf, und versprach, ihm dafür ein Logis. Hierauf kaufte er sich eine Vorleserstelle beym König, mit der weiter keine Verrichtung verbunden war, die aber Zutritt zum petit coucher gab; und seine Anhaltsamkeit erwarb ihm ein Regiment des Königs, von der Infanterie, das er aber nicht lange behielt; hierauf wurde er nach England geschickt, wo er nur kurze Zeit blieb. Nach seiner Rückkehr kaufte er das Gouvernement Toureine.

Sein gutes Glück wollte, daß Hr. von Richelieu so große Summen im Spiel verlor, daß er sich genöthigt sah, seine Stelle als Chevalier d'Honneur der Gemahlin des Dauphins, bey deren Vermählung er sie umsonst erhalten hatte, zu verkaufen. Seine alte Freundin, die Frau von Maintenon, verschaffte ihm die Erlaubniß, sie zu verkaufen, an wen und wie hoch er wollte; und Herr von Angeau versäumte diese gute Gelegenheit nicht und zahlte dafür 500,000 Livres. So nunmehr mit einer Charge bekleidet, wodurch er gewissermaßen den Rang als Seigneur erhielt, erhielt er nicht lange drauf im J. 1688 das Ordensband.

Er

Er verlohr seine Stelle beym Tode der Gemahlin des Dauphins; aber er hatte eine Gesellschafterstelle bey dem Dauphin erhalten.

Die Gemahlin des Dauphins hatte ein Hoffräulein aus einem deutschen Stifte gehabt, schön wie der Tag, von Wuchs eine Nymphe, mit allen Reizen des Geistes und Körpers; ihre Talente waren nur mittelmäßig, aber sie hatte Richtigkeit des Sinnes, Verstand und Gefühl, und dabey die unbescholtenste Tugend. Sie war die Tochter eines Grafen von Löwenstein und einer Schwester des Kardinals Fürstemberg, der so viel Aufsehn in der Welt gemacht hat und am Hofe das größte Ansehn genoß.

Die Familie Löwenstein gehörte zum Churpfälzischen Hause, war aber eine durch eine Mißheyrath, durch eine sogenannte Ehe zur linken Hand, die übrigens eben so legitim ist, entstandene Nebenlinie. Wegen der Standesungleichheit der Mutter erben die Kinder einer solchen Ehe nicht, wiewohl sie beträchtliche Abfindung erhalten und sinken vom fürstlichen Range zum gräflichen herab.

Der Kardinal Fürstemberg liebte seine Nichte sehr und suchte sie zu verheyrathen; bey dem Könige und Frau von Maintenon, die sich sehr für hübsche Gesichter interessirten, war sie sehr beliebt; sie hatte aber, wie alle deutsche Mädchen, nichts im Vermögen. Angeau, der seit lange schon von einer Schwester der Marschallin von Estrées, Tochter des Juden Morin, Wittwer war, mit der er nur eine Tochter hatte, welche die große Meynung, die man von ihrem Vermögen hatte, an den Herzog von Montfort verheyrathet hatte, warb um eine für ihn so ansehnliche und so angenehme Verbindung. Fräulein von Löwenstein aber, welche ganz den deutschen Stolz besaß, und den Narren, so gut ausstaffirt er auch war, sehr wohl erkannte, erklärte, daß sie ihn nicht wolle. Der König nahm sich der Sache an. Frau von Maintenon, die Gemahlin des Dauphins, ihr Onkle, der Kardinal, alle wünschten es und ihre vereinten Bemühungen brachten sie endlich zum Jawort. Der Marschall und die Marschallin von Villeroy richteten ihnen die Hochzeit aus und Angeau glaubte Churfürst von der Pfalz zu seyn. Er war der beste Mensch von der Welt, aber vor Stolz, daß er Seigneur geworden war, halb närrisch und voll Lächerlichkeiten.

Frau

Frau von Montespan hatte das sehr artige, aber ganz wahre Urtheil von ihm gefällt, daß man sich nicht enthalten könne ihn zu lieben und sich über ihn lustig zu machen. Noch schlimmer wurde es nach Erhaltung jener Stelle und nach seiner Heyrath. Seine natürliche Fadheit, verschmolzen mit der Niedrigkeit des Hofmanns und übertüncht mit dem Stolz des neugebackenen Eigneuts bildete eine Composition, welcher die Großmeisterschaft des Ordens des heil. Lazarus vollends die Krone aufsetzte, mit welcher Würde ihn der König, so wie vorher Niceseieng, bekleidete, und die er nach seiner Art vortrefflich benutzte, indem er bey den, vom Könige veranstalteten Promotionen dieses Ordens den Affen des Königs spielte, und dem ganzen Hofe zum Schauspiel und Gelächter war, wiewohl er sich hoch bewundert glaubte.

Angeau war Mitglied der französischen Academie, und Staatsrath d'epée. Und seine Frau war erste dame du palais, als Frau eines Chevalier d'Honneur, in Ermangelung einer Dame von Titel Frau von Maintenon hatte Gefallen an ihr gefunden; ihre Geburt, ihre Tugend, ihre Schönheit, ihre Ehe, die sie nach dem Willen des Königs gegen ihren eigenen geschlossen hatte, und in der sie wie ein Engel lebte; das Ansehn ihres Oncles und die Wichtigkeit der Charge, welche ihr Mann bekleidete, alles dieses stimmte für sie, und ihre Wahl wurde allgemein gebilligt *).

Herzog von Aumont.

Minister zu London.

Das Hotel de Paris zu London, wo der Herzog von Aumont wohnte, war ganz abgebrannt, und man hatte nur durch Niederreißen des benachbarten Hauses der Feuersbrunst Einhalt gethan. Seine Mobilien waren gerettet, aber er gab vor, alles übrige verlohren zu haben, und daß er von mehrern Seiten gewarnt worden sey, daß man ihn verbrennen

*) Angeau ist Verfasser einer Art von Chronik der öffentlichen Begebenheiten des Hofes, die aber eben so furchtsam geschrieben ist, als die gegenwärtigen Memoires kühn sind.

nen, ja sogar ermorden wolle; auch gab er vor, daß sich der König, dem er es gesagt, erboten habe, ihm Wache zu geben.

Das Publicum zu London und Paris urtheilte aber ganz anders von der Sache und glaubte, er selbst sey der Anstecker gewesen, theils um dadurch die vom Könige zu erhaltende Entschädigung zu gewinnen, theils um eine ungeheure Contrebande der Entdeckung zu entziehen, worüber sich die Engländer seit seiner Ankunft öffentlich beklagt hatten und womit er ungeheuer gewann *). So war wenigstens das öffentliche Gerücht an beyden Höfen und in beyden Städten, und fast jedermann war davon überzeugt.

Aumonts Beutel hielt nie lange Geld und er hatte sich immer mit allerhand Speculationen durchhelfen müssen. Er hatte lange Zeit unter einem harten Vater und unter einer Mutter gelebt, die ihn haßte und eine fürchterliche Heilige war; er hatte sich wider ihren Willen aus gegenseitiger Neigung mit Fräulein von Piennes verheyrathet, deren Mutter aus der Familie Godet, der Familie des Bischofs von Chartres war, welcher endlich Frau von Maintenon und durch diese den König dafür interessirte, worauf dieser endlich einen Machtspruch that und den Vater, nachdem die Heyrath mehrere Jahre im Stocken gewesen war und die beyden Liebenden sich das Wort gegeben hatten, nie jemand anders die Hand zu geben, zur Einwilligung zwang.

Aumont war ein Mann von ungeheurer Stärke, von vollkommner Gesundheit und in dem Verhältniß auch ausschweifend; sein Geschmack war vortrefflich, foderte aber den größten Aufwand in allerhand Dingen, in Meublen, Verzierungen, Bijouterieen, Equipagen; er griff überall zu und zog von den Generalcontroleurs und von seinem Vetter Barbesieux ungeheure Summen, mit welchem letztern er sich, weil er nicht genug und nach Belieben von ihm ziehen konnte, auf das heftigste entzweyte. Er nahm mit vollen Händen und verschwendete auch wieder so. Er war ein Mann von vielem Geist, aber ohne alle Kenntnisse; ein Mann

*) Man behauptete es, das ist wahr; allein es war nichts als ein leeres ungegründetes Gerücht.

Mann von goldnen Worten; aber ohne Treu und Glauben, ohne Herz, von wenig Reputation im Kriege — gelinde ausgedrückt — und dessen Gesandtschaft weder in England noch in Frankreich etwas fruchtete. Vor seines Vaters Tode wohnte er in einem Hause zur Miethe; dieß richtete er auf das prächtigste ein, ließ es ganz mit Gold überziehen und ließ seinen Marstall, wie ein schönes Zimmer, täfeln und mit einem ausgesuchten Gesims zieren, auf welchem ringsum Porcellan aufgestellt war.

Hiernach kann man abnehmen, was für ein Verschwender er war. Der König gab dem Lord Fouilet zweyhundert und funfzig tausend Livres, und dem Herzog von Aumont hundert tausend Livres, und funfzig tausend jährlich vier Jahre hindurch, theils aus Rücksicht auf den erlittenen Brand, theils aus Rücksicht auf seine Verschwendung, während der Gesandtschaft.

Von Argenson.

Von Argenson war ein Mann von unendlich viel Geist, und von einer solchen Gewandtheit, daß er sich — was sehr zu seinem Glücke war — in alles fügen konnte; er war von besserer Geburt als die meisten seines Standes; und seit langer Zeit verwaltete er die Polizey, oder vielmehr die Inquisition, auf das vortrefflichste, indem er furchtlos dem Parlamente, das ihn mehrmals angegriffen hatte, gegenüber zu stehen wagte.

Er hatte sich beständig die Vornehmern dadurch verbindlich gemacht, daß er vor dem verstorbenen Könige und Pontchartrain die Abentheuer ihrer Kinder oder Verwandten verborgen gehalten hätte; es waren nichts als Jugendstreiche, aber sie hätten sie doch unausbleiblich zu Grunde gerichtet, wenn er sie nicht durch sein Ansehn niedergeschlagen und den Vorhang schnell darüber gezogen hätte.

Mit einer furchtbaren Physiognomie, welche an die drey Richter des Todtenreichs erinnerte, konnte sich Argenson mit Laune und Freyheit des Geistes über alles erheben. — Er hatte die ungeheure Menge der Einwohner von Paris in einer so genauen Aufsicht, daß es keine Person von einiger

Bedeutung gab, von der er nicht täglich, wenn er wollte, Nachricht von ihrem Betragen und ihren Beschäftigungen erhielt, wobei er aber die klügste Unterscheidung beobachtete, jede sich darbietende Sache ernst oder leicht zu behandeln, indem er sich immer auf die Seite der Gelindigkeit neigte; zugleich aber die Kunst besaß, die Unschuldigsten vor sich zittern zu machen.

Muthig, entschlossen, kühn bey vorfallenden Aufständen, wodurch er sich beim Volke in die größte Autorität gesetzt hatte, war er an Sitten denen sehr ähnlich, welche ohne Unterlaß vor ihm erscheinen mußten; und ich weiß nicht, ob er eine andere Gottheit als das Glück anerkannte.

Mitten unter seinen mühseligen Arbeiten und bey dem äußern Anstrich von Strenge fand die Humanität doch leicht bey ihm Eingang; und wenn er mit seinen Freunden von unbekannten Namen und ziemlich niedrigem Stande, denen er sich aber mehr als Leuten von höheren Stande anvertrauete, zusammen war, so übergab er sich ganz der Freude und war in dieser Gesellschaft sehr liebenswürdig.

Er besaß einige literarische Bildung; aber wenig oder gar keine Bildung in andern Dingen, welchen Mangel seine Talente ersetzten; aber seine Weltkenntniß war sehr groß, welches bey Leuten wie er, selten der Fall ist.

Er hatte sich unter dem verstorbenen Könige den Jesuiten ergeben, er stiftete aber unter dem Schleier der Verfolgung, den er nöthig fand, um in der That weniger zu verfolgen und die Verfolgten zu schonen, so wenig Böses als er konnte.

Da das Glück sein Leitstern war, so cultivirte er sowohl den König als die Minister, die Jesuiten und das Publikum.

Er war so klug gewesen, sich bey dem Herzog von Orleans ein großes Verdienst zu erwerben, als er den Auftrag hatte den aus Spanien, von Chalais mitgebrachten Franziskaner, von welchem der Herzog sehr mißhandelt war, in der Bastille zu verhören; und der Herzog konnte es ihm nie vergessen.

Später hatte er mir immer sehr den Hof gemacht, aber ohne Niedrigkeit, ohne Visiten zu machen, indem er mir überall,

überall, wo er konnte, seine Aufmerksamkeit bezeigte; auch hatte er mich dadurch verbindlich gemacht, daß er sich der sehr in Unordnung gebrachten Oeconomie des Klosters Mariä Heimsuchung zu Chaillot als Commissär angenommen hatte, woselbst Frau von Saint-Simon eine Schwester von wahrem Verdienste hatte, die wir sehr liebten; auch verdankte das Kloster seine Wiederherstellung der Familie der Marschallin von Lorges.

Law hatte bey ihm sehr viel Eingang gefunden und er selbst hatte sich bey dem Abbé Dubois Zugang verschafft und war von Hon von Noailles gar kein Freund, wiewohl er mit ihm in keinem übeln Vernehmen stand.

Das Parlament suchte hart an ihn zu kommen, seine Stelle ließ keine Versöhnung mit ihm und dieser Versammlung zu; und der Regent und er konnten beyde einander nicht entbehren.

Vermöge seines Characters war er Freund des Königs und des Fiscus, Freund der Kürze, Feind alles in die Länge Ziehens, aller unnützen entbehrlichen Formalität, aller neutralen schwankenden Zustände; da er aber mit jedermann Freund zu seyn suchte, so hatte er bey Lebzeiten des verstorbenen Königs mit den Bastarden Verbindungen unterhalten und zwar viel enger, als der Regent und ich vermuthen konnten.

Diese Unwissenheit — ihr Grund liegt in dem was wir von seinem Character und Verhalten gesagt haben — mehr aber noch die äußerste Spannung, welche zwischen ihm und dem Parlamente herrschte, zu einer Zeit, wo es darauf ankam, diese Versammlung, welche nach der Herrschaft strebte, zu demüthigen — bestimmte mich, ihm zu den Finanzen und zum Kanzelleriat meine Stimme zu geben, indem ich die Absicht hatte, daß durch einen Siegelbewahrer, entschlossen und fest wie er, der sich durch sein eignes Interesse angetrieben fühlte, das Parlament nicht sehr zu schonen, die Autorität des neuen Ministers und des Regenten am meisten Festigkeit erhalten sollte. Seine Ministerschaft und sein Fall sind bekannt.

Argenson starb den 6. May 1721 in seinem sonderbaren Ruheort bey dem Nonnenkloster St. Croix, in der Vorstadt

Saint Antoine. Ein Mann von Geist, von Weltkenntniß, der unzählige Staats-, Finanz- und Magistratsgeschäfte umfaßt hatte, von edler, redlicher Denkungsart, ja der gut und groß hätte seyn können, wenn er dazu erzogen worden wäre; aber sein Geist hatte sich so verengert und ans Kleine gewöhnt, daß er sich nie erweitern, nie erheben konnte; er hatte seine Jugend in den armseligen Geschäften eines Generallieutenants von Angouleme zugebracht, welches sein Vater gewesen war.

Er war arm, aber von besserm Stande als die mehrsten Rechtsgelehrten; auch legte er etwas darauf und war bemüht Leute von Stande, zu denen er seine eigene Familie zählte, bevor seine Voreltern den Talar gewählt hätten, sich zu verbinden.

Als er Supplikenmeister geworden war, heirathete er die Tochter Caumartin's, welcher es sich zur Ehre schätzte und ihm durch den Kanzler von Pontchartrain, den damaligen Generalcontroleur, die Stelle als Polizeylieutenant verschaffte. In dieser Stelle war es, wo er excellirte und viele Leute von Stande und Kinder von Familie rettete. Er war verbindlich, fein, höflich, bescheiden, bisweilen unter einer harten rauhen Außenseite, und mit einem Rhadamantusgesicht, dessen übeln Eindruck aber ein geistvolles Auge milderte. Er konnte seinen Fall nicht ertragen und verließ sein Zimmer und das Sprechzimmer nie wieder.

Er unterzeichnete sich gegen das Ende de Voyer statt le Voyer, welches sein Name ist.

Seine Kinder, welche nachher ein so großes Glück gemacht haben, und die ihre Kinder eine Carriere anderer Art machen lassen wollen, haben die letzte Art sich zu unterzeichnen von ihrem Vater beybehalten und lassen ihre Kinder so nennen.

Zusatz.

Argenson hatte die Stelle als Generalpolizeydirektor, die er bekleidete, dem Könige viel nützlicher, für die öffentliche Freyheit viel gefährlicher gemacht; das Parlament hatte ihn oft

oft angreifen wollen; aber standhaft den Befehlen des Kö: nigs zu gehorchen, wenn er nicht in den gewöhnlichen For: men verfahren wissen wollte; Feind sogar der legalen Formen, zitterte er nicht vor der Magistratur, die ihn haßte, selbst dann nicht, wenn er gegen Gesetz und Gewohnheit handelte; und seine Physionomie, in der etwas finsteres, oder vielmehr schwarzes und verschlossenes lag, deren Züge äusserst markirt und hart waren, den Zügen eines Verdammten ähnlich, wie sich das ihn fürchtende Volk auszudrücken pflegte, flößte aller Welt Furcht und Schrecken ein.

Er spielte, da er die Menschen und das verschiedene Interesse der verschiedenen Stände des Staates kannte, in seiner Stelle geschickt den Hofmann, er leistete den legitimir: ten Prinzen, dem Herzog von Orleans, den Jesuiten und sogar den Jansenisten die vortrefflichsten Dienste, indem er ihre Bedrängnisse so gut er konnte, milderte, ihre Fehler zu: deckte, nur die scandalösesten, allgemein bekannten Excesse dem Könige meldete und nur gemessene Befehle gegen sie vollzog, und indem er überhaupt nie die gefährlichen Mittel, welche ihm seine Stelle darbot, zu jemandes Schaden be: nutzte. Er hatte ganz den äussern Anstrich der Strenge; und selbst dann, wenn er demjenigen, der Gerechtigkeit ver: langte, die erwünschte Entscheidung zu geben im Begriff war, so ließ er seiner Entscheidung immer die strengste dro: hendste Rede vorausgehen, die aber nur das Vorspiel des Gewinns der Sache war. Hart, unerbittlich, drohend, häßlich von Gestalt wie er war, fürchtete ihn das Volk, so wie die Kinder den Kobolt fürchten, von dem ihnen die Amme schreckliche Dinge erzählt hat.

Den Herzog von Orleans hatte er sich dadurch verbun: den, daß er dem verstorbenen Könige seine öftern Streifereyen verhehlt und den Herzog vor jeder Verdrüßlichkeit, die ihm begegnen konnte, bewahrt hatte; er hatte ihn mit einer sol: chen Aufmerksamkeit beobachtet, daß er ihm einmal zu Ende des Jahres das Journal seiner nächtlichen Ausschweifungen vorlegte, die der Herzog selbst wieder vergessen hatte. Er hatte die schändlichen Anschuldigungen, die ihm den Haß des Königs zugezogen hatten, zu vertheidigen gesucht, und ohne eine andere Person in Verdacht der Vergiftung der Fa: milie Ludwigs des XIV. zu bringen, hatte er immer alles

gethan, um dem Könige zu zeigen, wie unschuldig der Herzog von Orleans sey. Aber er that dieß ins geheim, um nicht die Parthey, deren Interesse es war, dem Könige glauben zu machen, daß der Herzog von Orleans der Urheber der Giftmischerey sey, gegen sich zu reizen.

Der König, der mit dem Generalpolizeydirector in unmittelbarem Zusammenhang stehen wollte, ließ es geschehen, daß Argenson seine Stelle einträglich und wichtig machte; und aus einer Magistratsperson, die vorher nichts als ein Beamter des Chatelets gewesen war, war eine Art von Minister geworden, der ein unsichtbares Heer von Dienern des Staates commandirte, die sich unter alle Classen der Gesellschaft mischten. Argenson erhielt durch sie von allen Nachricht, was dem Monarchen zu wissen wichtig war, er konnte so alles, was vorfiel, bis in die Quelle verfolgen, in seinem Fortgange beobachten und was er wollte verhindern, und dieß war Ludwig dem XIV. sehr erwünscht.

Argenson hatte sich von Anfang an an Frau von Maintenon angeschlossen, die ihn in seiner Stelle als Polizeylieutenant sehr unterstützte, weil sie von ihm von den Dingen, von denen sie unterrichtet zu seyn wünschte, Nachricht zu erhalten pflegte.

Er führte den Gebrauch der lettres de cachet in die Polizey ein, was ihn nun noch furchtbarer zu Paris machte, und die Hauptstadt in eine Art von Sklaverey versetzte. Er that es aus dem Grunde, weil, wenn er die, eines Polizeyverbrechens Schuldigen, wie vorher, vermöge einer Sentenz arretiren ließ, sie durch die Appellation an das Parlament wieder auf freien Fuß kommen konnten; eine lettre de cachet sicherte ihn aber vor der Appellation. Eine lobenswürdigere Einrichtung von ihm ist die Erleuchtung der Straßen in Paris durch Laternen.

Man behauptet als gewiß, daß der Jesuit d'Aubenton auf die Absetzung Argensons vor der Vermählung des Prinzen von Asturien mit der Tochter des Regenten gedrungen habe.

Bey dem Tode Ludwigs XIV. wollte ihm das Parlament den Proceß machen, der Regent wendete aber diesen Schlag ab und Argenson rächte sich dadurch, daß er ein lit de

de justice veranlaßte. Man that Vorstellungen dagegen, er sah aber den Magistratspersonen scharf ins Auge und sagte nichts als: der König will augenblicklichen Gehorsam.

Argenson, Fagon und die Gebrüder Paris gewannen ungeheuere Summen durch die Actien der Compagnie; den Ueberschuß, der sich auf drey und sechzig Millionen belief, theilten sie unter sich und ihre Freunde, wenigstens hatten damals viele, selbst die glaubenswürdigsten vom Hofe diesen Argwohn.

Argenson war hauptsächlich der Urheber des Beschlusses vom 21. May, die Herabsetzung der Banknoten und Actien betreffend. Er ließ ein Inventarium von dem in der Bank vorräthigen Gelde aufzeichnen und hatte den Herzog von Orleans drey Tage lang so gut in seiner Gewalt, daß er La'ws Credit das Gegengewicht hielt, der seinerseits in Vereinigung mit Monf. le Duc gegen Argenson manoeuvrirte. Diesen Prinzen war es gelungen, die Wiederrufung des Beschlusses vom 21. May durchzusetzen und er brachte es auch dahin, daß die Siegelbewahrerstelle Argenson genommen und Aguesseau wieder gegeben wurde, was den 9. Junius 1720 geschah.

Barbesieux, Staatsminister.

Barbesieux hatte viel Arbeit gehabt mit Entwerfung und Einrichtung der Details der Truppen, der Lebensmittel, der verschiedenen Rechnungen und Plane für den Krieg, die er für andere übernommen hatte. Und mitten in dieser Arbeit erfuhr er die Kränkung, daß Chamillart ganz unerwartet Minister wurde: dieß war ein Donnerschlag für ihn. Seit mehr als sechzig Jahren hatten seine Väter in derselben Stelle, die er bekleidete, einen sehr vorzüglichen Theil an Führung der Geschäfte gehabt; und er selbst hatte seit den zehn Jahren seiner Amtsführung sich nicht weniger Credit und Ansehn darin erworben, als sie. Chamillart, noch ein Neuling, erst seit zwei Jahren am Hofe, hatte bis jetzt noch auf dem Punkte gestanden, ihm den Hof zu machen und hatte oft in seines Vaters und seinem Vorzimmer gewartet: mußte Barbesieux nicht aufgebracht seyn, als er ihm vorgezogen wurde? Er war nicht zu besänftigen; stolz, leidenschaftlich,

hochfahrend wie er war, ergab er sich mehr als gewöhnlich, mit seinen Freunden den Ausschweifungen und suchte alles auf, um seinen Aerger in Vergnügungen zu ersticken; aber, dieser behielt die Oberhand und stürzte ihn in Zeit von fünf Tagen ins Grab, noch ehe er das dreyßigste Jahr erreicht hatte.

Er war ein Mann von auffallender, äusserst angenehmer, männlicher Gestalt, von angenehmer liebenswürdiger Gesichtsbildung und vortheilhafter Physionomie. Er besaß viel Geist, Scharfsinn, Thätigkeit, treffenden Verstand und eine unglaubliche Leichtigkeit im Arbeiten, worauf er sich auch verließ und deswegen oft dem Vergnügen nachhing. Er arbeitete in zwey Stunden mehr und besser, als ein anderer in einem ganzen Tage. Seine ganze Person, seine Manieren, seine Sprache, sein Ausdruck war voll Leichtigkeit, Richtigkeit, Eleganz und Natürlichkeit, was er sagte war voll Nachdruck und Beredsamkeit, sein ganzes Wesen liebenswürdig; und niemand hatte so ganz den Ton der Welt, den Anstand eines Edeln, wie man sich ihn nur wünschen kann.

Sein Betragen war voll Feinheit und, wenn er wollte, voll Ehrerbietung; seine Galanterie die natürlichste, die feinste, in seinem ganzen Wesen Anmuth; wenn er gefallen wollte, so entzückte er; und wen er verband, der fühlte sich mehr durch den Reiz seines Betragens verbunden.

Niemand besaß besser die Kunst zu referiren, niemand umfaßte eine Sache so ganz bis ins Detail herab und wußte sie so gut anzugreifen. Mit Delicatesse fühlte er die feinsten Unterschiede der Personen, mit dem treffendsten Blick die der Geschäfte, ihre Abstufungen, ihre mehrere oder mindere Wichtigkeit, und erschöpfte jedes Geschäft auf eine bewundernswürdige Weise; übrigens aber übermäßig stolz, unternehmend, kühn, übermüthig, im äußersten Grad rachsüchtig, leicht durch das geringste zu beleidigen und äusserst schwer wieder zu versöhnen.

Häufig und schrecklich war seine üble Laune, er kannte sie, er beklagte sich darüber, aber er konnte sie nicht überwinden. Von Natur rauh und hart, wurde er dann brutal und jedes Ausbruchs, jeder Mißhandlung fähig, wo-

durch

durch er sich viel Freunde entzog; er traf mit seinen Freunden eine schlechte Wahl und in seiner übeln Laune mißhandelte er sie, wer sie auch seyn mochten, die angesehensten und die ihm am nächsten gingen; nachher war er darüber in Verzweiflung; dabey war er veränderlich, aber der beste und der nützlichste Freund von der Welt, so lange er es war, und der gefährlichste, der schrecklichste, der erbittertste, der unversöhnlichste Feind, mit einer Härte, die ihm von Natur eigen war. Er war ein Mensch, der nirgends Widerstand finden wollte und mit einer außerordentlichen Kühnheit alles unternahm. Er hatte den König daran gewöhnt, daß er seine Arbeit aussetzte, wenn er zu viel getrunken hatte und bey einer Parthie war, er meldete ihm dann, er habe das Fieber. Der König ließ sich das gefallen, theils wegen seiner Brauchbarkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, theils weil es ihm ein eignes Vergnügen machte, und er einen Minister aus ihm zu bilden hoffte; aber er war ihm nicht geneigt und bemerkte seine Abwesenheiten und erdichteten Fieber sehr gut; Frau von Maintenon, die seinen allzu mächtigen Vater zu Grunde gerichtet hatte, war mehr seine Freundin und protegirte ihn aus persönlichen Rücksichten, weil er sich sehr ehrerbietig gegen sie betrug und außer Stand war, seine Pflicht gegen sie zu verletzen.

Er war auf jedem Fall ein Mann, aus dem ein großer Minister gebildet werden konnte, aber auch äußerst gefährlich; und es ist sogar die Frage, da er diesen entsetzlichen Ehrgeitz besaß, ob es für den Staat gut gewesen seyn würde: für den Hof und die Welt war sein Tod kein Verlust, sondern ein Gewinn. Seine Talente hätten ihn bey größerer Macht nur um so gefährlicher gemacht, und seine Zuverlässigkeit war im Verkehr mittelmäßig, in den Geschäften seiner Führung sehr verdächtig, doch nicht etwa aus Geitz: denn Freygebigkeit, Prachtliebe, ja selbst Verschwendung herrschte bey ihm in hohem Grade, sondern um zu nützen oder zu schaden, besonders aber um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Fagon, der ihn sogleich verdammt hatte und ihm eben so wenig als seinem Vater geneigt war, wurde beschuldigt, daß er ihn vorsätzlich zu hart angegriffen habe. Wenigstens ließ er das letztemal, als er von ihm wegging, ein paar Worte fallen, womit er zu verstehen gab, daß er sich freue, ihn nicht wieder zu sehen.

Oft

Oft setzte er die Leute durch die stolzen Antworten, welche er bey seinen Audienzen gab, in die größte Verlegenheit; die ersten Personen vom Hofe ließ er leicht in seinem Vorzimmer warten und unterdessen spielte er im Cabinet mit seinen Hunden, oder amüsirte sich mit einigen schlechten Gesellen, oder ging auch wohl gar, wenn er sie lange genug hatte warten lassen, zu der Hinterthüre hinaus.

Er starb am heil. Abend des heil. drey Königsfestes, als der Hof zu Marly war. Mehrere schöne Damen, die durch seinen Tod viel verloren hatten, waren in dem Sallon zu Marly sehr betrübt; aber als man sich zu Tische gesetzt und den Kuchen gezogen hatte, zeigte der König eine Lustigkeit, worin er, wie es schien, nachgeahmt seyn wollte. Er rief nicht allein; die Königin trinkt, sondern es mußte auch die ganze Gesellschaft, wie im Trinkhause, mit Löffel und Gabel auf den Teller schlagen, wodurch eine seltsame Musik entstand, die während des Soupees mehrere mal wiederholt wurde; die Traurenden stimmten auch ein und trieben sogar dieses sonderbare Spiel mit mehr Lebhaftigkeit und lauterm Gelächter als die übrigen.

Den achten übergab der König seine Stelle Chamillart, der damals die Finanzen abgeben wollte, aber die Einwilligung des Königs nicht erhielt.

Kurprinz von Bayern zum König von Spanien im ersten Testament des Königs von Spanien ernannt.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte der König von Spanien, da keine Hoffnung mehr da war, daß er Kinder bekommen würde und die Schwäche seiner Gesundheit sich zusehends mehrte, den Entschluß gefaßt, den Erben seiner ungeheuern Monarchie zu bestimmen, voll Unwillen über das unaufhörliche Entwerfen von Theilungsplanen. Die Königin, seine Gemahlin, hatte sehr viel Einfluß auf ihn, und sie selbst ließ sich ganz von einer Deutschen, der Gräfin von Berlepsch, beherrschen, welche sie aus Deutschland mitgebracht hatte, und die für sich und die Ihrigen ungeheure Schätze

Schätze häufte. Die Königin war eine Schwester der Kaiserin, zugleich aber auch, wie diese, Schwester des Kurfürsten von der Pfalz, folglich Verwandte des Kurfürsten von Bayern, und mit ihm aus einem Hause. Wiewohl zwischen den beyden kurfürstlichen Linien; seit der böhmischen Geschichte, die größte Entzweiung herrschte; so glaubte man doch daß die allgemeine Liebe für ihr Haus dießmal die Rücksicht auf ihre nächsten Anverwandten verdrängt; und daß die Königin auf Veranlassung der Berlepsch sehr viel zu dieser Disposition des Königs beygetragen habe. Er machte ein Testament, worin er zum alleinigen Erben aller seiner Kronen und Staaten den Kurprinzen von Bayern, der erst sieben Jahr alt war, einsetzte. Seine Mutter, die gestorben war, war einzige Tochter erster Ehe des Kaisers Leopold und Margarethen Theresiens der Schwester des Königs von Spanien, beyde die einzigen Kinder zweyter Ehe Philipps IV. mit der Tochter des Kaisers Ferdinand III.; die einzigen, sag ich, weil die übrigen alle unvermählt gestorben sind. Die Königin von Frankreich, Gemahlin unsres Königs, war aus demselben Grunde einzige Tochter erster Ehe desselben Philipp IV. mit einer Tochter des französischen Königs Heinrich IV., und also vom Vater her älteste Schwester des Königs von Spanien und der Kaiserin, Mutter der Kurfürstin von Bayern, deren Sohn, zu Gunsten desselben das Testament gemacht war, in der That der wahre Erbe der spanischen Monarchie war, wenn man nämlich die Entsagung Frankreichs bey der Vermählung des Königs und im Pyrenäischen Frieden in Betracht nimmt.

Sobald das Testament gemacht war, entdeckte es der Kardinal Protocarrero dem Marquis Harcourt, welcher sogleich Iguiville mit dieser Neuigkeit an den König abschickte. Dieser zeigte weder damals, noch später, als die Nachricht allgemein wurde, die geringste Unzufriedenheit; auch der Kaiser war ganz ruhig. Er hoffte wohl noch diese ungeheuere Erbschaft an seine Familie zu bringen und so alle Staaten seines Hauses in ihr zu vereinigen; aber seine Maaßregeln waren die gewöhnlichen, deren er sich auch vor kurzem bedient hatte; wie wir gesehen haben, um die Tochter Monsieurs aus dem Wege zu räumen. Der Kurprinz von Bayern starb plötzlich, am ersten Februar, und kein Mensch zweifelte, daß der Wiener Hof dabey im Spiel gewesen

wesen sey. Dieser Schlag gab dem Kaiser seine vorigen Hoffnungen wieder, setzte aber ganz Europa in Trauer und Unruhe und in Thätigkeit wegen den zu ergreifenden Maaßregeln, bey der allem Vermuthen nach so nahen Eröffnung einer so ungeheuern Succession.

Herzog von Belle-Isle, Marschall, und sein Bruder.

Unter der Regentschaft betraten zwey Brüder die Laufbahn ihres Glücks mit dem größten Erfolg, wiewohl damals mit wenig Hoffnung, später schrecklich im Laufe aufgehalten, doch endlich mit unglaublicher Schnelligkeit zum Gipfel emporsteigend, mit Geist, mit Anstrengung, mit unermüdlicher Ausdauer, mit Kunst und Gewandheit sich darauf haltend, in brüderlicher Einigkeit verbunden, zwey Brüder, welche man ein Wunder dieses Zeitalters nennen kann.

Belle-Isle, Enkel des, durch sein Glück und seinen noch tiefern Fall so berühmten Fouquets, war der Sohn eines Mannes, der sich zu allen dargeboten, den aber der König, seines Vaters wegen, den er über zwanzig Jahre im Exil hatte schmachten lassen, zu nichts hatte haben wollen. Seine Heirath mit der Schwester des Herzogs von Levis — ich sage Herzog, um die Verbindung näher zu characterisiren, denn er wurde es erst dreyßig oder fünf und dreyßig Jahre nachher — diese sonderbare, sonderbar vollzogene Heirath, sag ich, brachte ihn vollends in Verfall. Seine Frau hatte nichts und ihre Familie, weit entfernt, sie zu unterstützen, bekümmerte sich über zwanzig Jahre weder um sie, noch um ihren Mann. Sie waren genöthigt bey dem Bischof von Agde, dem Bruder Fouquets, der mehrere Jahre aus seiner Diöces exilirt war, ihren Unterhalt zu suchen; und als sie endlich nach Paris zurückkamen, waren sie bey Madame Fouquet, der Mutter Belle-Isle's, an deren Tisch sie gingen, bis zum Tode dieser Art von Heiligen, sehr im Gedränge.

Belle-Isle war jüngerer Sohn des Surintendanten; seine älteren Brüder bemächtigten sich der letzten Trümmern, die noch zu retten waren; aber nach dem Tode des Herrn von Vaux, der keine Kinder hinterließ, und des P. Fouquet von

von der Congregation de l'oratoire, welcher der älteste Sohn Belle-Isle's und der Schwester des Herzogs von Levis war, nahm er den Titel Graf von Belle-Isle, und sein Bruder den als Chevalier von Belle-Isle an. Ich spreche weitläuftiger von ihnen, weil von ihnen in der Folge dieser Memoires mehrmals die Rede seyn wird. Beyde nahmen Militärdienste. Dem ältesten wurde ein Regiment Cavallerie, das er suchte, mit Bitterkeit abgeschlagen, indem der König zur Antwort gab, es würde noch viel seyn, wenn er ihm mit der Zeit ein Regiment Dragoner bewilligte. Dieß erhielt er endlich; er zeichnete sich in Ryssel aus, und wurde beym Abzuge Brigadier. Er wurde daselbst gefährlich verwundet. Der Marschall von Boufflers unterstützte ihn so gut, daß er, als Hautefeuille seine Entlassung als mestre de camp general forderte, diese Stelle vor allen andern erhielt. Das war ein entsetzlicher Sprung, unter dem verstorbenen Könige von seinem Punkte aus so hoch zu steigen. Ein wahres Wunder! Und ihn nun vollends jetzt als uneingeschränkter Gouverneur eines wichtigen Platzes und einer Grenzprovinz zu sehen, als Ordensritter, mit dem Recht der Entréen beym Könige, und auf einmal als Marschall von Frankreich, als wirklichen Herzog, als außerordentlichen Gesandten bey der Kaiserwahl, als commandirenden General und als Dictator von Deutschland!

Der älteste Belle-Isle war groß, wohlgewachsen, von feinem, ehrerbietigem, einnehmendem Betragen und so rechtschaffen, als es ein Mensch von so zügellosem Ehrgeiz seyn kann. Er hatte gerade die Anlagen, welche zur Befriedigung des Ehrgeitzes nöthig waren, er suchte mit seinen Talenten nicht zu prahlen, sie schienen nur da zu seyn, um zu gefallen, nie um in Verlegenheit, noch weniger um in Furcht zu setzen. Er hatte viel Annehmlichkeit und Gefälligkeit, ein richtiges Mittel, in seinem ganzen Wesen, zwischen Freiheit und Zurückhaltung; unendlich viel Künstlichkeit, aber eben so viel Versteckthéit in seinen Planen und Handlungen; eine feine unbemerkte Art sich einzuschmeicheln; und eine stets gespännte Aufmerksamkeit und Vorsicht in allen seinen Bewegungen und Aeusserungen, die er auch in dem unbedeutenden Weibergeplauder nicht vergaß, wodurch er sich so viele Thüren öffnete. Er verachtete keine, niedrig oder hoch; er suchte dem Diener, dem Herrn, dem Bürgerstande,

stande, den Geistlichen im Amt oder Seminarium, wenn er mit ihnen zusammentraf, gleich zu gefallen, noch angelegentlicher aber dem General und seinem Stallmeister, den Ministern und den untersten Commis. So war Belle Isle in minoribus in seiner wahren Gestalt; mit zunehmendem Glücke entwickelte er sich mehr und am meisten trat in ihm das Bestreben hervor, alle kennen zu lernen, die ihm nützlich werden könnten; alles anzuwenden, um sie zu gewinnen und durch das offenste, liebreichste Wesen für sich einzunehmen, und eine Zweckmäßigkeit, vermöge welcher er keinen Schritt that, keinen Besuch machte, ohne die genaueste Ueberlegung und ohne seine Rechnung dabey zu finden.

Der Chevalier von Belle-Isle hatte mit seinem Bruder vieles gemein, aber mehreres auch nicht. Seine Gestalt war nicht so schön, es fehlte ihm die offne, von Natur aufrichtige und freie Miene des ältern Bruders; er besaß wohl das Einnehmende, Einschmeichelnde desselben, aber es kündigte sich nicht so bey ihm an. Im Ganzen spielte er in der Gesellschaft den Cyniker, den Widersprecher, den Kritiker; aber gegen solche, die er cultiviren zu müssen glaubte, und deren waren viele, war er eben so gefällig, als sein Bruder, obgleich es ihm nicht so natürlich war. Er hatte mehr Kopf, und einen weiter umfassenden Blick als dieser, vielleicht aber auch mehr Härte des Geistes; nichts von Sanftheit der Sitten, als etwas Erzwungenes, das leicht bemerkbar war; hingegen mehr Unterscheidungsgabe, als sein Bruder, weswegen er schwerer zu betrügen war; vielleicht war er auch weniger rechtschaffen, wenigstens war er heimtückisch, was sein Bruder nicht zu seyn schien; endlich wie sein Bruder, that er keinen Schritt ohne Absicht, wiewohl kühner in Entwürfen, und beyde waren einander gleich in unverrückbarer Consequenz und unüberwindlicher Beharrlichkeit.

Der Chevalier hatte mehr Hinterlist, mehr Tiefe als der andere und war weniger leicht abzuschrecken und von etwas abzubringen. Sein Aeußeres war kalt wie Eis, aber im Innern glühte es, sein Betragen abgezirkelt und voll Verstand, das aber nicht so anziehend war, als das seines Bruders; wie dieser, besaß er alle Kunstgriffe, alle Hülfsmittel und Hinterhalte, und übertraf ihn vielleicht in der Kunst der Anordnung. Niemand kann so wie sie, die Kunst

bei

besitzen, von nahe und fern Menschen und Dinge zu dem beabsichtigten Zweck zu leiten und von allen Vortheil zu ziehen. Der Jüngere, vermöge seiner phlegmatischen anhaltenden Natur mehr zu ordnenden Geschäften geeignet, pflegte die häusliche Oeconomie zu führen, Geldgeschäfte zu besorgen, im Nothfall die Sachen vor dem Richter zu bringen, sie mit aller nöthigen Feinheit und Gewandtheit einzuleiten und sich mit aller Geistesgegenwart und Geschicklichkeit in gerichtliche Anklage und Vertheidigung einzulassen, wobey er einen fließenden deutlichen Stil schrieb, und viel Beredtsamkeit zeigte. Beyde waren immer rastlos beschäftigt, immer wachsam und aufmerksam, immer darauf denkend, sich Freunde und Creaturen zu machen, gewohnt jedes Wort auf die Wage zu legen, und sich im Gespräch nie anders als mit der größten Vorsicht und Mäßigung zu behandeln.

Die beyden Brüder waren Ein Herz und Eine Seele, so sehr stimmten sie mit einander zusammen. Alles war unter ihnen gemein, Vermögen, Geheimnisse, Plane und Rathschläge, ohne Theilung und Vorenthalt, Einen Willen in allem, Eine Gewalt in allem. Der Jüngere, der weniger mit dem äußern in Zusammenhang stand, sorgte nur für sein Vermögen und beschäftigte sich besonders mit häuslichen Angelegenheiten; der Aeltere war für die äußere Welt, aber alles ward gemeinschaftlich geführt. Die Ehrfurcht, die Freundschaft, die Sorgfalt, die Anhänglichkeit, die sie für ihren Vater, das Zutrauen, das sie für ihre Mutter hatten, war musterhaft; und ihre Eltern fanden endlich in ihnen ihr ganzes Glück. Der Aelteste war äußerst mäßig, der Jüngere schmaußte gern und liebte ein Glas Wein, aber ohne Nachtheil für seine Geschäfte, an die er ganz gefesselt war.

Beringhem.

Erster Stallmeister.

Heinrich der IV. reiste einst ganz zu Anfang seiner Regierung, wo er noch nicht auf seinem Throne befestigt war, zu Pferde mit einem kleinen Gefolge durch die Normandie, und kehrte bey einem Edelmann ein, um seine Pferde füttern zu lassen, eine Mahlzeit einzunehmen, und dann weiter

zu reisen. In der Normandie war er gar nicht bekannt. Der Edelmann empfing ihn so gut er in der Ueberraschung konnte, und führte ihn, während das Essen bereitet wurde, in seiner Wohnung herum. Er war ein Liebhaber von Waffen und hatte eine sehr vollständige Rüstkammer. Der König verwunderte sich sehr über die Nettigkeit der Waffen und verlangte den zu sehen, der sie zu besorgen habe. Der Edelmann sagte ihm, es sey ein Holländer, den er bey sich habe, und zeigte ihm Beringhem's Vater. Der König lobte ihn so sehr und sagte so oft, daß er nichts mehr wünschte, als auch dergleichen nette Waffen zu haben, daß einer vom Gefolge sehr gut merkte, daß er zu dem Holländer Lust habe und es dem Edelmann sagte. Dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem Könige eine Gefälligkeit und seinem Diener einen Dienst zu erzeigen und bot ihm denselben an; und nach einigen Complimenten gestand es der König, daß es sein Wunsch gewesen sey. Beringhem besorgte nun des Königs Waffen mit eben der Nettigkeit, erwarb sich dadurch die Gunst des Königs und zuletzt eine Stelle als erster valet de chambre. Von ihm erhielt sie sein Sohn zur Zeit jener Aufsehn und Lärm erregenden Geschichte, nämlich des Einverständnisses der Königin mit Spanien, wo damals die Königin auf Befehl des Königs zu Val-de-grace vom Kanzler Seguier bis auf den Busen durchsucht wurde, der aber durch sein kluges Betragen bey dieser Gelegenheit, ohne sich jedoch bey dem König und dem Kardinal Richelieu zu compromittiren, sich auf immer der Protection der Königin versicherte.

Alle, die damals am meisten im Vertrauen gestanden hatten, nahmen die Flucht oder wurden fortgeschickt. Beringhem rettete sich nach Brüssel. Er war ein Mensch von Kopf und Verschlagenheit, und vor allen in Intriguen sehr zu gebrauchen, weil man sich auf seine Verschwiegenheit und sein Wort verlassen konnte. Sobald die Königin Witwe und Regentin war, war ihre erste Sorge ihre Märtyrer zurückzurufen und zu belohnen. Beringhem hatte es mit einem Weibe zu thun, deren Dienst er ganz ergeben gewesen war, und mit einem Minister, welcher nichts als Verwirrung wollte und im Anfang seiner Herrschaft derjenigen, welcher er die Herrschaft verdankte, zu schmeicheln und sich Creaturen von innerm Einfluß zu machen suchte; und dieß wußte Beringhem alles gut zu benutzen. Vom exilirten ersten Valet de Chambre

bre wagte er es, zur Charge eines ersten Stallmeisters seine Augen zu erheben, und wagte es nicht ohne Erfolg.

Der Marschall von Boufflers.

Der Marschall von Boufflers starb zu Fontainebleau im Jahr 1711, im Alter von 68 Jahren. Es ist in der That zu bewundern, wie ein Mann von so wenig Geist, und so viel höfischem Sinne, der sich jedoch nicht bis auf die Minister erstreckte, gegen die er sich zu halten wußte, jene unbefleckte Rechtschaffenheit, jenen Edelmuth, jene Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, jene wahre unverfälschte Tugend, hat behaupten können, welche sich beständig in seinem Character gezeigt haben. Gegen anderer Verdienst und Handlungen war er streng gerecht, ohne Partheylichkeit und ohne Unterscheidung, und auf seine eigne Kosten willig und geschickt, fremde Fehler zu entschuldigen. Mit Kühnheit benutzte er jede Gelegenheit, um den am tiefsten Gefallenen wieder aufzuhelfen. Für den Staat, für seine Ehre und seinen Wohlstand glühte er, und aus Bewunderung und Dankbarkeit beseelte ihn gleicher Eifer für den Ruhm und die Person des Königs. Niemand liebte mehr seine Familie und Freunde, niemand hatte diese strenge Ehrlichkeit, niemand diese Genauigkeit in Beobachtung seiner Pflichten. Leute von Ehre und brave Officiers standen bey ihm in besonderer Achtung. Bey Königlicher Pracht war er doch so sparsam als möglich und ausgezeichnet uneigennützig. Er wußte Freundschaft, Achtung, Vertrauen zu schätzen, war im höchsten Grad discret und verschwiegen und besaß die seltenste Bescheidenheit, deren ungeachtet er sich aber fühlte und jedem, der zu weit gegen ihn ging, sein Gewicht fühlen ließ. Alles was er war, war er durch seine Liebe zum Guten, durch die strenge Redlichkeit seiner Gesinnung und durch eine Anstrengung, die über seine Kräfte ging, wodurch er, ungeachtet der wenigen Einsichten, die er hatte, oft Memoires, Plane, Geschäftsbriefe von vielem Verstande lieferte. Die seltenen glücklichen Dienste, die er in der Bataille von Malplaquet lieferte, hatten ihn so sehr schwindeln gemacht, daß er den Degen des Connetables und nach einer abschläglichen Antwort die Stelle als General-Colonel der Infanterie, die ebenfalls

aufgehoben und noch gefährlicher war, zu verlangen wagte. Die letzte, noch härtere Verweigerung brachte ihn außer sich; er vergaß alle seine Belohnungen, er sah nur jene abschlägliche Antwort im Contrast mit den an den Marschall von Villars verschwendeten Belohnungen für dieselbe Bataille und für einen Feldzug, worin er sich jede Art von Verdienst erworben, Villars hingegen alles mögliche verschuldet hatte. Der König war über ihn als über einen Ehrgeizigen unwillig, und verhehlte seinen Unwillen nicht. Boufflers liebte den König, wie man einen Herrn liebt, und fürchtete ihn, bewunderte ihn, betete ihn fast wie einen Gott an. Er fühlte den Eindruck, den er gemacht hatte, und fühlte, daß er unauslöschlich sey; er verfiel darüber in die tiefste schwärzeste Melancholie, worin er alles, was er war, für nichts ansah, und nach und nach in eine Kränklichkeit, die ihn ins Grab brachte.

Um ihn genauer kennen zu lernen, wollen wir seinen Charakter und seine Dienste etwas genauer betrachten.

Der Prinz Eugen hatte seine Freude nicht verbergen können, als er erfuhr, daß er es mit dem Marschall Boufflers zu thun haben würde; er schien einen Mann, der mit Ehre und Belohnungen überhäuft war, weniger zu fürchten, als er vielleicht einen General gefürchtet hätte, dessen einzige Hoffnung und Aussicht auf seiner Vertheidigung beruht hätte. Die Erfahrung lehrte ihn, daß er sich betrogen hatte, und ich begreife nicht, wie das Andenken an die Vertheidigung von Namur ihn nicht eine andere Meynung von Boufflers geben konnte, der in der That sich den Herzog dadurch erworben hatte, der aber, diesen einzigen, freylich beträchtlichen Titel ausgenommen, schon alles war, was er zu Rüssel war. Ordnung, Pünctlichkeit, Wachsamkeit, waren besonders die Tugenden, in denen er excellirte. Seine Tapferkeit war ohne Prahlerey, ohne Anspruch, leicht, kalt hingegeben; er hatte überall sein Auge und ordnete überall an, in der Hitze des Gefechts, wie auf seinem Zimmer. In Gefahren, im Handgemeng immer sich gleichbleibend, brachte ihn nichts außer Fassung, selbst nicht der unglücklichste Zwischenfall. Seine Vorsorge erstreckte sich auf alles und in der Ausführung entging ihm nie etwas. Seine Güte und feines Betragen, die sich jederzeit gleich blieben, machten ihm jedermann zum

Freun-

Freunde; seine Billigkeit, seine Rechtlichkeit und seine kluge Aufmerksamkeit, vermöge der er sich mittheilte und Rath annahm, seine Geduld, womit er jedes Meynung anhörte, seine Delicatesse, womit er jedem, der ihm einen Rath gegeben hatte, beym glücklichen Erfolg die Ehre desselben ließ, und jedem, der ein Geschäft verrichtet hatte, das Verdienst desselben zuerkannte, gewannen ihm aller Herzen. Die Sorgfalt, mit der er jedesmal für hinlänglichen Kriegs- und Mundvorrath sorgte; die Genauigkeit, mit der er beim Austheilen des Brotes, Weins, Fleisches und aller Nahrungsmittel, wobey er bey jeder Belagerung den Vorsitz nahm, die vollkommenste Gleichheit der Portionen beobachten ließ; die angelegentliche Sorge, mit der er sich der Hospitäler annahm — alles dieß machte ihn zum Gegenstand der Anbetung für die Truppen und Einwohner; seine Truppen bildete er zum Kriege — und es waren sogenannte troupes des Salades, welche den größten Theil der Besatzung ausmachten, Flüchtlinge von Oudenarde und die Bürger, die er unter die Regimenter gesteckt hatte — und bildete aus ihnen Soldaten, welche denen von den alten Corps nichts nachgaben.

Zugänglich in jedem Augenblicke, in allem zuvorkommend, so viel als möglich darauf bedacht, andern unnütze Anstrengung und Gefahren zu ersparen, strengte er sich selbst für alle an, war überall zugegen, sah und ordnete alles selbst — und setzte sich beständig den Gefahren aus. Bey Angriffen schlief er ganz angekleidet und von Eröffnung der Laufgräben bis zur Uebergabe legte er sich nicht dreymal zu Bette.

Es war nicht zu begreifen, wie ein Mann von solchem Alter und der solche Strapazen ausgestanden hatte, noch so viel aushalten konnte. Man machte ihm Vorwürfe, daß er sich den Gefahren aussetze, aber er wollte überall selbst zugegen seyn. Mehrmals wurde er verwundet, er verhehlte es aber so lange er konnte, und änderte nichts in seinem täglichen Betragen; als ihn aber ein Hieb auf den Kopf niedergestürzt hatte, wurde er wider seinen Willen zu Hause getragen und wider seinen Willen wollte man ihm zur Ader lassen. Er weigerte sich aber es zu thun, aus Furcht, daß ihm das die Kraft benehmen würde und wollte wieder hinaus. Die Soldaten umzingelten endlich sein Haus und riefen drohend: sie würden ihre Posten verlassen, wenn er binnen hier und vier

und zwanzig Stunden ausgehen würde. So mußte er sich, belagert, so lange inne halten, gezwungen den Aderlaß zu lassen und sich zur Ruhe legen: und als er wieder vor den Soldaten erschien, war alles in der größte Freude.

An seiner Tafel herrschte Ueberfluß ohne Leckerey: in Ansehung der Lebensmittel theilte er in Proportion mit den andern immer gleiches Loos; und außer dem Gelde was er so schon mitgebracht hatte, borgte er noch welches, um es für den Dienst anzuwenden, theils um es den Soldaten zu schenken, theils um die Officiere zu unterstützen, was er mit bewundernswürdiger Anspruchlosigkeit that. Güte der Seele erhebt zuweilen den Geist und gibt ihm höhere Kraft in großen Augenblicken.

Etwas über den Herzog von Boufflers, nachherigen Marschall von Frankreich, aus einem Briefe des Marschalls von Villars an den Grafen von Portchartrain.

vom 25. Nov. 1709.

Es hat mich gefreut, mein Herr, daß meine lettres patentes zur Lobrede des Herrn Marschalls von Boufflers gedient haben. — — —

Ich habe Ursache mich immer mit dem lebhaftesten Danke daran zu erinnern, daß ein Marschall von Frankreich, der älter als ich, mit Verdiensten, Kriegsthaten und Würden überhäuft ist, sich dazu entschloß, in einer Armee, die ich zu commandiren die Ehre hatte, als Volontär zu dienen; und wiewohl Sr. Majestät die Besorgniß hatte, daß die zwischen Männern von gleichem Range natürliche Eifersucht mich in Verlegenheit bringen würde, so hatte sie doch die Güte mir zu melden, daß der Marschall von Boufflers nicht eher zur Armee kommen würde, als im Fall mich Wunden *) oder Krankheit das Commando niederzulegen nöthigen würden. Ich bat den Herrn Marschall von Boufflers inständig, daß er

*) Hr. von Villars wurde in dem Treffen bey Aulnoi verwundet und seine Verwundung war Ursach, daß die Schlacht verloren wurde.

er kommen und dasselbe mit mir theilen möchte und zu Anfang der Action bat ich ihn den vorzüglichern und edlern Theil *) der Armee über sich zu nehmen, wo er Wunder that und sich unstreitig mehr als irgend jemand den Gefahren aussetzte . . . Das Lob, das er verdient hat . . . . . und dessen ich zu meiner Freude in meinen Patenten Erwähnung gethan finde, hindert mich nicht zu wünschen, daß man darin erkenne, was Sr. Majestät bewogen hat, mich damit zu beehren . . . . u. s. w.

Abschrift eines Briefes aus Brüssel vom 27. Sept. 1709 an den Marschall von Villars, wovon das Original an den Hof geschickt worden ist.

Mein Herr,

Niemals wird sich Frankreich eine so schöne günstige Gelegenheit zur Wiedereroberung der Niederlande darbieten, als jetzt, da nämlich die Alliirten in dem letzten Treffen vom 11. dieses Monats einen so harten Verlust erlitten haben, indem sie nach einer genauen Rechnung fünf und dreyßig tausend Mann verloren haben, der Kern ihrer Infanterie zu Grunde gerichtet ist, und den Rest ihrer Truppen Muthlosigkeit und Schrecken befallen hat.

Herzog von Brissac.

Schwager des Verfassers dieser Memoires.

Der Herzog von Brissac starb zu Brissac am ersten oder 2. Tage des Jahres 1699. Er war einziger Bruder der Marschallin von Villeroy und mein Schwager, ohne Kinder von meiner Schwester, mit der er sehr schlecht gelebt hatte. Auch von der Schwester des ersten Präsidenten des Oberconseils,

 die

*) Die Leibwache war auf dem rechten Flügel. Hr. von Boufflers, welcher Capitän derselben war, kommandirte diesen Flügel. Er zog sich nicht eher zurück als vier Stunden nach Villars's Verwundung. (Aus Villars's Briefen gezogen.)

die er ihres großen Vermögens wegen genommen hatte, das er so ganz alle zu machen wußte, daß seine Frau, da weder Witthum noch ihr Eingebrachtes vorhanden war, wie sie schon seit langer Zeit gethan hatte, bey ihrem Bruder fort bleiben mußte, der für sie für alle mögliche Bedürfnisse sorgen mußte, hatte er keine Kinder. Letztere war ausgewachsen, hatte aber ein angenehmes Gesicht und viel Geist, dessen größte Zierde Seelengüte und Tugend war.

Brissac hatte Wissenschaft und viel und die angenehmsten Talente, wiewohl er die platteste Gestalt hatte, kurz, dick und kupfrig im Gesicht; aber er war einer von den Menschen, in welchen man die Talente verachten muß, geboren zum Verderbe seines Hauses, von einer niedrigen schädlichen Lebensart, von der äußersten, schmutzigsten Ausschweifung, die ihn so ganz zu Grunde gerichtet hatte, daß er lange vor seinem Tode kein Brot hatte, so wie er nie einen ordentlichen Tisch, Equipage, oder sonst etwas, was zu einem Hause gehört, führte, und nie bey sich einen ordentlichen Menschen aufzeigen konnte.

Cossé war Sohn des jüngern Bruders seines Vaters, der als Ordensritter gestorben war. Er hatte seit mehrern Jahren eine Tochter Bechameils, welcher Surintendant von Monsieur war, Schwester der Frau des Hrn. Desmarets, Neveus des Hrn. Colbert, geheyrathet und war bey dem Tode Nointel's, den Monsieur zum Intendanten in Bretagne, dann zum Staatsrath verhalf, fortgeschickt worden und lange im Exil gewesen.

Ich erfuhr jenen Todesfall zu Versailles, wo ich mich fast immer aufhielt; ich sah ein, daß es Cossé'n theils durch die Beschaffenheit der Sache an sich, theils durch die Unklugheit mehrerer Herzöge schwer gemacht werden würde, Herzog von Brissac zu werden; ich sah aber zu gleicher Zeit ein, wie wichtig es für die Erhaltung der herzoglichen Würde sey, daß er es würde; ich eilte also gleich den andern Morgen mit Hrn. von Tremouille und Rochefaucault darüber zu sprechen und es gelang mir so gut sie auf meine Seite zu bringen, daß sie mir versprachen, Cossé nach Kräften zu unterstützen und, im Fall die Sache so weit käme, Parthei für ihn zu nehmen. Ich hatte wohl gethan, keine Zeit zu verlieren; denn noch denselben Abend, wo wir im Sallon, dem nachherigen Zimmer des Königs, das Coucher des Königs erwar-

warteten, trat der Herzog von Rohan in den Sallon, kam auf mich zu und sagte mir, daß mehrere Herzöge mit ihm zu Paris wegen der ohne Zweifel zu erwartenden Pretension Cossé's gesprochen hätten, daß sie entschlossen wären, sich dawider zu setzen und ihn gebeten hätten, mit mir in ihrem Namen davon zu sprechen; auch der Herzog von Grammont habe es auf sich genommen, mit mir und mehrern andern darüber zu sprechen. Er verbreitete sich über den Vortheil, den Rang der Anciennetät zu gewinnen, wenn man die Zahl der Herzöge verminderte. Ich antwortete ihm, ich erstaunte, daß er, der von der Sache besser als jene, die er mir nenne, unterrichtet sey, sich von ihren Gründen habe einnehmen lassen; es wäre in der That sehr zu wünschen, daß die Ordnung der Anciennetät nicht von Chimären und Pretensionen blos durch äußeres Gewicht unterstützt, wie die des Herzogs von Luxemburg, und mehrerer anderer gestört würde, und daß es dem Könige gefallen möchte, diese Würde nicht so leicht zu ertheilen; aber sie bey einem noch vorhandenen männlichen Erben eines Herzogs aufgeben zu wollen, das hieße die Aufhebung derselben in unsern eignen Familien für die Zukunft vorbereiten; denn keiner von uns wäre sicher, daß nicht ein gleiches in seiner Familie auf mehrere Art vorfiele; ich glaubte im Gegentheil, daß unser Interesse fordere, die herzogliche Würde in den Häusern, in denen sie wäre, so lange als möglich zu erhalten, sowohl zur Ehre der Würde, als zum Vortheil der Häuser, so lange nämlich die männliche Succession statt fände und nicht ungegründete Ausdehnungen, weibliche Succession, oder männliche Verwandtschaften, die nicht von demjenigen herkämen, welchem die herzogliche Würde ertheilt worden, vorgeschützt würden; Cossé's Fall wäre ganz in der Ordnung; sein Vater wäre jüngster Sohn und jüngster Bruder der Herzöge von Brissac; er selbst leiblich Geschwisterkind von dem letzt verstorbenen, folglich rechtmäßiger Erbe der Würde und wir verbunden, ihn in seinem Recht zu unterstützen; was den Rang betraf, so konnte ich mich nicht enthalten ihm zu erklären, daß dieß ein erbärmlicher Grund sey und so wie es unerträglich sey, Chimären, Usurpationen und Neuerungen nachgeben zu müssen, so sey es billig und recht, eine ehrenvolle Regel unsers Standes zu befolgen, den jüngern voranzugehen und den ältern ohne Widerwillen in allem den Rang zu lassen.

Rohan war nicht leicht zu überreden. Nachdem ich seine Einwendungen angehört hatte und er sahe, daß ich nicht nachgab, sagte er in einem etwas stärkern Tone: Ihn und jene Herren würde es freuen, wenn ich auf ihrer Seite seyn würde; aber ihr Entschluß wäre gefaßt, gegen Cossé ins Mittel zu treten und zu verlangen, daß die Herzogs- und Pairswürde von Brissac für erloschen erklärt würde. Bey diesen Worten ergriff ich ihn beym Arm und sagte: wenn denn er und jene Herren Stand hielten, so würde Parthey gegen Parthey stehen; denn ich hätte von den Herren von Tremouille, Chevreuse, Rauchefoucault, Beauvilliers und mehrern andern das Wort, daß sie, im Fall die Sache dahin käme, sich Cossé's förmlich annehmen wollten, und wir würden dann sehen, auf welcher Seite die beßre Sache, das meiste Recht wäre, ob auf Seiten derer, welche die Erhaltung der Würde auf einen so nahen Descendenten in männlicher Linie von dem, dem die Würde ertheilt worden, oder auf Seiten derer, welche die Aufhebung derselben in diesem Falle, und in Zukunft auch für ihre Nachkommen verlangten. Rohan war durch meine Erklärung etwas stutzig gemacht, ich benutzte es und schlug ihm vor, mit den eben genannten Herren, welche sich in Versailles befänden und die er leicht würde sprechen können, darüber zu sprechen. Jetzt kam der König, um sich auszukleiden und unterbrach unser Gespräch.

Es hatte seine Wirkung gethan und ich erzählte es den andern Tag denen, die auf meiner Seite waren. Sie versprachen mir aufs neue, Parthie zu nehmen, und sprachen mit andern darüber sehr nachdrücklich, so daß Rohan, Gramont und die andern, welche entschlossen waren, gegen Cossé zu agiren, es nicht wagten, die Sache so weit zu treiben und nicht einmal mehr davon sprachen.

Ich konnte, ob ich gleich sehr jung war, nach dem, was mit dem Herzog von Luxemburg vorgegangen war, in dieser Sache einiges Gewicht haben. Der Herzog von Brissac ist der Anciennetät nach über mir, und mit Cossé hatte ich in keinem Verhältniß gestanden, er war ein Schwätzer von eingeschränktem Kopf und nicht viel geachtet, der mit der schlechtesten Geselischaft sich einen Rausch zu trinken pflegte und gewöhnlich mit keinem rechtlichen Menschen zusammen kam. Sein Vetter hatte mit meiner Schwester und mit meinem

Vater

Vater in einem zu sonderbaren Vernehmen gestanden, als daß ich mich in Rücksicht ihrer für sein Haus hätte interessiren können; und ich war seit mehrern Jahren mit Hrn. von Brissac und seinen Gläubigern im Proceß wegen der Wiedererstattung der Aussteuer meiner Schwester. Dieß wären ohne Zweifel Gründe von mehr Gehalt gewesen, als die, welche mir der Herzog von Rohan angegeben hatte, und die die Marschallin von Villeroy *), die nachher meine vertrauteste Freundin wurde, mit der ich aber damals kaum Bekanntschaft, und mit ihrem Manne diese nicht einmal hatte, keinesweges entkräften konnte. Aber das allgemeine Interesse vermochte mich dazu, daß ich meine Foderung aufs Spiel setzte. Cossé wußte, was er mir zu danken hatte, und kam, um mir seinen Dank zu sagen und mich zur Aufgebung eines Processes zu vermögen, den ich schon einmal gewonnen hatte und der nur durch Chicane von neuem angesponnen war. Er drang sehr in mich, aber ich wollte nicht, weil alle Gläubiger seines Vetters in diesem Fall ihn mit gleichen Foderungen hätten drängen können, wie es auch schon mehrere ohnedies gethan hatten. Er hatte ihren Foderungen nicht Genüge leisten können und konnte das Stammgut Brissac, ohne welches er die Würde nicht erhalten konnte, nicht wohl behaupten. Ich sah sehr gut ein, was ich bey einer so ruinirten, zersplitterten Erbmasse riskirten, welche ein Raub der Kosten und Chicanen und Cossé's selbst wurde, der sich durch eine so nothwendige Acquisition, wo ihm seine Gläubiger keine Ruhe ließen, nothwendig gänzlich erschöpfen mußte. Aber das allgemeine Interesse für die Erhaltung der herzoglichen Würde in den Familien war bey mir stark genug, um alles, was in Hinsicht dieses Processes nachtheiliges kommen konnte, gern zu riskiren. Cosse hatte mancherley Schwierigkeiten zu überwinden: er mußte Eigenthümer des Herzogthumes Brissac seyn und zwar durch Succession, nicht durch Acquisition, und zu dem Ende mußte er die Entsagung der Marschallin von Villeroy und ihrer Kinder haben, zu der sie zwar sogleich bereit waren; was aber das schwerste und verdrießlichste war, er mußte sich mit einer Menge Gläubiger des verstorbenen Herzogs von Brissac abfinden, und zwar zu ihrem Nachtheil, weil das

*) Sie war die Schwester des Herzogs von Brissac.

das Vermögen nicht zureichte. Außer diesen innern Schwierigkeiten, welche die Sache selbst mit sich brachte, war er nicht einmal der wahre Erbe und wurde es erst durch die Entsagung der Marschallin von Villeroy und ihrer Kinder. In dieser Rücksicht war es also sehr zweifelhaft, ob Cossé die herzogliche Würde erhalten würde; denn die Regel des hohen Lehens ist, der Todte muß dem Lebendigen unmittelbar die Hand bieten; dieser Lebendige war aber nicht er, sondern die Marschallin von Villeroy und nach ihr ihre Kinder, diese aber war als Weib nicht fähig eine bloß männliche Würde zu erben, noch auf einen andern übergehen zu lassen, weswegen natürlich die Würde verlöschen mußte; folglich konnte die Entsagung dieser weiblichen Erbin zu Gunsten Cossé's leicht von nicht mehr Wirkung seyn, als überhaupt die Erbschaft, welche sie abtreten wollte, mit sich brachte, nämlich die bloße Abtretung des Gutes ohne die Würde, indem sie doch nur das abtreten konnte, was sie empfing, welches das Gut war und nicht die Würde, deren sie ihr Geschlecht unfähig machte, und die also folglich in ihr verlosch, indem die Erbfolge auf sie überging, sie mochte sie annehmen oder ihr entsagen. Zu diesen Gründen konnte man noch hinzufügen, daß das Erbfolgerecht in der Würde unter den Collateralen sehr eingeschränkt war und daß es nicht von dem Willen einer Privatperson abhängen konnte, ob sie jemanden zum Herzog machen, oder ihn es zu werden verhindern wollte; was gleichwohl in diesem Falle durch die Acceptation oder die Entsagung der Marschallin von Villeroy geschah. Man konnte gegen diese Gründe so nichts einwenden; aber die Antwort darauf fand sich in dem Herzogsdiplom von Brissac, „und für alle seine Erben, und aus seinem Blute und von Stufe zu Stufe durch rechtmäßige Ehe entsprossene männliche Nachkommen." Sein jüngster Sohn also, Cossé's Vater und dessen männliche Nachkommenschaft war in Ermangelung der männlichen Nachkommenschaft älterer Linie einzutreten berechtigt. Dieser Fall trat ein, und es war klar, daß die Intention des die Würde ertheilenden Königs war, daß jeder männliche in männlicher Linie von Brissac abstammende Nachkomme nach dem Range des Alters die Würde eines Duc und Pär erhalten sollte. Zwar mußte der Nachfolger in der Würde auch das Gut besitzen; aber da die Intention des die Würde ertheilenden Königs, wie wir sie dargethan haben, nicht

nicht zu läugnen war, so war die Entsagung der Marschallin hinlänglich. Das war aber noch nicht alles. Das Diplom machte die Collateralen der Succession fähig, aber im Parlamentsprotocoll waren sie ausgeschlossen, man hatte es also mit dem Parlamente zu thun, und zwar nicht in einem Streite mit Partheien, sondern um Cossé's Anerkennung als Herzog von Brissac und Pär von Frankreich zu erhalten, wenn er nämlich nach Abfindung mit seinen Gläubigern in Stande war, sich deswegen darzustellen. Ich hatte mich im Acht genommen, mir etwas von diesen Schwierigkeiten gegen den Herzog von Rohan merken zu lassen; nur die Schwierigkeit, in Rücksicht der Gläubiger, die am Tage lag, hatte seine und der übrigen sich widersezen wollenden Herzöge Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und von den Schwierigkeiten, welche der Entsagung der Marschallin ungeachtet in der Sache selbst lagen, hatten sie nur dunkel etwas geahndet. Ich wurde Cossé's Rathgeber, nicht in den Angelegenheiten mit den Gläubigern, sondern in dem was die Succession in der Würde selbst betraf. Er kam fast alle Tage zu mir, oder schrieb mir, so lange die Sache dauerte, die nicht ohne die größten und häufigsten Schwierigkeiten war, und sich noch in das folgende Jahr hinauszog.

Canillac.

Canillac war ein Mann von langer Statur, mager, wohlgewachsen, von kastanienbraunem Haar und einer angenehmen Physionomie, die viel Geist versprach und nicht täuschte. Er besaß viel Bildung des Geistes, viel Lectüre und Gedächtniß, einen beredten, natürlichen, gewählten, leichten Ausdruck; eine offene edle Miene, viel Grazie im Anstand, viel Witz, das feinste Salz in seiner Rede, und einen Reichthum an piquanten, beißenden Ausdrücken, die durch ihre Sonderbarkeit und treffende Richtigkeit gleich überraschten. Ruhmsucht und Eitelkeit — denn das sind zwey verschiedene Dinge — Einbildung von sich selbst, Neid und Verachtung anderer waren Fehler, die ihm in einem großen Grade eigen waren. Seine Höflichkeit und Artigkeit war außerordentlich, aber nur um in eben dem Maaße erwiedert zu werden, was ihm zu verbergen nicht möglich war. Er

war

war unthätig, in jeder Art und mit dem sonderbarsten Geschmacke wollüstig, zärtlich und behutsam in Ansehung seiner Gesundheit, sonderbar und eigensinnig und aus Stolz schwer sich in etwas fügend, ziemlich geitzig, aber seinem Geschmacke in dem, was er sich erlaubte, nichts versagend; stets auf Stelzen einhergehend in seiner Moral, in der Strenge seiner Rechtschaffenheit, in seiner Ehrliebe, in Sentenzen und Maximen; beständiger Wortführer der Conversation und sogar oft in solchen Gesellschaften, welche zu den ausgesuchtern und bessern gehörten das Wort nehmend, indem er überall Ehre zu machen glaubte, und weil er es auf eine angenehme Weise that, geduldet wurde. Er wußte alle Geschichten des Hofes (an den er gleichwohl nie ging) und der Stadt, alte und neue, wie sie in Umlauf waren. Er erzählte zum Entzücken, und er war Meister darin, das Komische zu fassen und mit aller Leichtigkeit wieder zu geben. Er machte gern über Anecdoten seine Glossen, kehrte gern alles zum bösen, billigte nicht leicht etwas, tadelte bitter und satirisirte alles.

Er hatte ziemlich lange das Regiment Rouvergue gehabt, aber er hatte den Dienst mit der größten Nachlässigkeit versehen, eben so nachlässig seinen Hof gemacht, und seit langer Zeit nach Quittirung des Dienstes gar nicht mehr. Er haßte den König, Frau von Maintenon und die Minister im höchsten Grade und sprach über alle diese Verhältnisse mit der größten Freiheit, wovon ich sonst oft bey einem gemeinschaftlichen, mit uns beyden gleich vertrauten Freunde Zeuge gewesen bin.

Mit diesem Freunde brach Canillac im Anfang des J. 1710. Sie waren vom Anfange her Freunde gewesen und haben sich seitdem nie wieder gesehn, ohne daß jemand weder die Ursache noch die Art eines so plötzlichen und gänzlichen Bruches errathen konnte. Ich hatte Canillac, da ich sehr selten nach Paris kam, schon sehr selten gesehn, seit dieser Entzweyung aber kam er mir gänzlich aus den Augen, weil ich ihn nur bey diesem Freunde sah, mit dem ich bis jetzt im besten Vernehmen geblieben bin. Demungeachtet dauerte zwischen mir und Canillac, wiewohl ich ihn nur selten sah, nicht allein das höflichste Verhältniß fort, sondern wir unterhielten uns auch oft besonders mit einander, indem ich an seinem Gespräch viel Vergnügen fand. Mit seinem Zurückziehn

ziehn vom Hofe und Dienste war sein Ehrgeitz so wenig erloschen, daß er jeden, der daselbst Glück machte, mit scheelen Augen ansah. Er bemühte sich von allem unterrichtet zu seyn und suchte mit den Angesehnern am Hofe und zu Paris Connexion. Er war oft im Rochefoucault'schen Hotel und beständiger intimer Freund von la Feuillade, der sich aus Gewohnheit und Ergebenheit von ihm beherrschen ließ. Auch war er fast täglich bey Hrn. und Frau von Maisons, mit denen er mit aller möglichen Freiheit von beyden Seiten über die Zukunft politisirte, und mehrere Jahre Bekanntschaft unterhielt.

Lob und Ehre nahm Canillac mit einer Schwachheit auf, die nahe an Albernheit grenzte. Er hatte es sich zum förmlichen Geschäft gemacht die Noailles zu hassen und ihnen alles erdenkliche Böse nachzusagen, und besonders traf dieser Haß den Herzog von Noailles, als den Neffen der Frau von Maintenon; mit dem Herzog von Guiche stand er aber ziemlich gut.

Er hatte von jeher dem Herzog von Orleans zu Paris den Hof gemacht, und an seinen Bacchanalien und Lustbarkeiten, wiewohl von seiner Seite immer mit Nüchternheit und kaltem Blute, Theil genommen. Das Salz seiner Satyre und Scherze amüsirte den Prinzen, der mit sich selbst unzufrieden, seiner selbst überdrüßig, und in der Folge über sich selbst in Verlegenheit war.

Seine weltliche Moral, mit Autorität ausgesprochen, hatte ihm ein Ansehn bey den Prinzen gegeben, seine Talente, seine Bildung hatten dessen Meynung von ihm erhöht, und ihm eine Achtung gegen ihn eingeflößt, die auch noch weiter ging. Erst war der Prinz über die Verbindung Canillac's mit dem Prinzen von Conti eifersüchtig gewesen, der er auch dem ungeachtet bis an dessen Tod treu geblieben war, indem er immer unter die vertrautesten Freunde des Prinzen gehört hatte. Der Tod dieses Prinzen hatte der Eifersucht des Herzogs von Orleans ein Ende gemacht; Canillac's freies Betragen hatte ihm nachher gefallen, seine Achtung gegen Canillac stieg und durch seine öftern Reisen nach Paris, wo er Canillac jedesmal seine Ankunft melden ließ und ihn sprach, wurde diese Achtung genährt. Der Character des letztern läßt vermuthen, daß er dabey nicht den Zurückhaltenden

den spielte, daß er auf die zu erfolgende Regentschaft dieses Prinzen große Hoffnungen baute, und unterdessen nicht ermangelte sich geltend zu machen.

Pater de la Chaise,

Beichtvater des Königs.

De la Chaise starb den 20. Januar 1709 im großen Jesuitercollegium, in der Straße Saint-Antoine. Er war Enkel des berühmten P. Cotton und des P. d'Aix, der ihn unter die Jesuiten brachte, unter denen er sich in den Aemtern als Professor, dann als Rector von Grenoble und Lyon, dann als Provinzial dieser Provinz auszeichnete. Er war von einer adlichen Familie aus Forez, und sein Vater, der gute Verbindungen, und gute Dienste geleistet hatte, hätte für sein Land reich seyn können, wenn er nicht ein Dutzend Kinder gehabt hätte, von denen einer Stallmeister des Erzbischofs von Lyon, Onkels und Bruders der Marschälle von Villeroy war.

Im J. 1675 folgte der P. de la Chaise dem P. Ferrier als Beichtvater des Königs, welches Amt er über 32 Jahr verwaltet hat. Zur Zeit der Liebe des Königs zur Frau von Montespan lehrte ihn die Politik oft zu Ostern das Bette hüten; er ließ einst den P. Deschamps vicariren, welcher die Absolution versagte.

Der P. de la Chaise hatte nur mittelmäßige Talente, aber viel Richtigkeit des Verstandes und Sinnes, Gradheit und Güte der Gesinnung, einen sanften, bescheidenen Character und war Feind aller Angeberey, und jedes gewaltsamen Schrittes. Er hatte Ehrliebe und Humanität, war leutselig, fein und artig, bescheiden und ehrerbietig. Er und sein Bruder sind immer von den Villeroy's abhängig gewesen, er that sich auf den Adel etwas zu gute und begünstigte ihn so viel er konnte; übrigens besaß er die vollkommenste Uneigennützigkeit und ungeachtet er sehr viel Anhänglichkeit für seine Familie hatte, so suchte er sie doch gar nicht zu bereichern, wiewohl er ihr das größte Vermögen hätte verschaffen können. Wir haben gesehen, zu welchen Gewalt-

thä-

thätigkeiten und Grausamkeiten die Jesuiten nach ihm den König verleiteten, und wie er seinen Platz mißbrauchte, um seine Rache und Feindschaft zu befriedigen.

Der P. de la Chaise interessirte sich und traf gute Wahlen für die bischöflichen Stellen, besonders für die größern, und so lange die Sache unter seinem Einflusse stand, war er darin glücklich. Er machte sich leicht von jeder Täuschung los, die ihn befangen hatte, und war eifrig, das Uebel gut zu machen, wozu ihn Irrthum verleitet hatte; sonst aber hatte er ein scharfes Urtheil und viel Vorsicht. Er war ein guter Mensch und guter Geistlicher, sehr jesuitisch gesinnt, aber ohne blinden sklavischen Fanatismus, und kannte seine Mitbrüder besser als er sich merken ließ, indem er unter ihnen ganz Jesuit war.

Er dachte nie an die Zerstörung von Portroyal, wollte auch nie etwas gegen den Cardinal Noailles unternehmen, wiewohl alles, ohne seine Theilnehmung, geschah; der Gewissensfall und alles was zu seiner Zeit gegen ihn geschah, kam nicht von ihm. Auch ließ er sich nicht zu sehr in die chinesischen Missionshändel ein, aber er begünstigte den Erzbischof von Cambrai immer so gut er konnte, und war immer treuer Freund des Cardinals Bouillon, für den er unter jedem Umständen immer viel auf sich nahm. Auf seinem Tische lag immer das N. T. des P. Quesnel, das so viel Aufsehn und Lärmen gemacht hat; und wenn man sich darüber verwunderte, daß das Buch dieses Mannes von ihm so häufig gelesen werde, so antwortete er, er schätze das Gute, wo er es finde; er kenne kein vortrefflicher Buch, keins das so lehrreich sey; in ihm finde er alles beysammen, und da ihm des Tages wenig Zeit zu religiöser Lectüre übrig bliebe, so ziehe er diese jeder andern vor.

In den letzten funfzehn oder zwanzig Jahren des Erzbischofs von Paris Harlei war er es, der auf Ertheilung geistlicher Pfründen allen Einfluß hatte.

Von Frau von Maintenon erhielt er sich immer unabhängig und stand nie im geringsten Connex mit ihr. Auch haßte sie ihn, sowohl in dieser Rücksicht als auch weil er zur Verhinderung ihrer Ehe das seinige beygetragen hatte; aber sie bot ihm nie offenbar die Stirne, weil sie die Gesinnung des Königs in Rücksicht seiner kannte. Sie bediente sich

deswegen Godet's, des Bischofs von Chartres, den sie nach und nach in das Vertrauen des Königs einführte und dann nach Verheirathung ihrer Nichte, und bey Gelegenheit der Sache des Erzbischofs von Cambrai, des Cardinals Noailles, um seinen Credit in Vertheilung der Pfründen schwankend zu machen, und sie mit Hülfe dieser beyden Werkzeuge selbst an sich zu ziehen, ein Unternehmen, wodurch die französische Geistlichkeit entehrt wurde, indem die Bischöfe von Chartres und Saint Sulpice Ignoranten, Nichtswürdige mit dem Bischofsthum bekleideten und alle anderen, so viel sie konnten, davon ausschlossen.

Gegen das 80 Jahr seines Lebens wollte la Chaise, wiewohl an Geist und Körper noch rüstig, sich zur Ruhe begeben. Er machte mehrere vergebliche Versuche. Als er aber bald die Kräfte seines Geistes und Körpers abnehmen fühlte, sah er sich genöthigt, seine Bitte von neuem und dringender zu wiederholen. Die Jesuiten, welche die Abnahme seiner Kräfte, so wie die Abnahme seines Credits bemerkten, ermahnten ihn allenfalls einen andern Platz zu machen, welcher den Reiz und den Eifer der Neuheit hätte. Er sehnte sich aufrichtig nach Ruhe und er drang in den König, ihm dieselbe zu schenken, aber vergebens. Er mußte die Bürde bis an sein Ende tragen. Die Schwäche des Alters, der er bald nachher erlag, konnte ihn davon nicht befreien. Seine Beine waren aufgebrochen, sein Gedächtniß war erloschen, seine Beurtheilungskraft gänzlich abgestumpft, sein Bewußtseyn verwirrt — ein sonderbarer Zustand für einen Beichtvater — aber der König ließ sich durch nichts abbringen, er ließ bis zuletzt den halberstorbenen Leichnam zu sich bringen und fertigte mit ihm die gewohnten Geschäfte ab. Endlich zwey Tage nach einer Rückkehr von Versailles, nahm seine Schwäche zusehends zu, er empfing die Sacramente und hatte noch mehr den Muth als die Kraft, mit eigner Hand einen langen Brief an den König zu schreiben, worauf er von der Hand des Königs eine prompte Antwort erhielt, die mit viel Zärtlichkeit geschrieben war. Hierauf richtete er seine Gedanken ganz an Gott.

Der P. le Tellier, Provinzial des Ordens, und der P. Daniel, Vorsteher des Ordenshauses, fragten ihn, ob er die Forderungen, die sein Gewissen an ihn machen könne, erfüllt

erfüllt, und ob er auf das Wohl und die Ehre der Gesellschaft bedacht gewesen sey. In Rücksicht des ersten Punkts antwortete er, wäre er in Ruhe, und was den zweyten beträfe, so würden sie aus den Folgen sehen, daß er sich nichts vorzuwerfen habe. Nicht lange darauf um 5 Uhr des Morgens entschlief er sanft. Die beyden Vorsteher überbrachten dem Könige zu Ende des Levers die Schlüssel zum Cabinet des P. la Chaise, woselbst sich viele Memoires und Papiere befanden. Der König empfing sie im Angesicht des ganzen Hofes mit der Miene eines, der Verluste zu ertragen gewohnt ist, er lobte den P. de la Chaise besonders seine Güte, und sagte lächelnd zu den beyden so laut, daß es alle Höflinge hörten: „er war so gut, daß ich ihm oft deswegen Vorwürfe machte; aber er antwortete mir, ich bin nicht gut, sondern Sie sind nur hart." In der That machte diese Aeusserung die beyden Jesuiten und alle Anwesende so betroffen, daß sie die Augen niederschlugen. Man erzählte sich es bald überall und niemand konnte la Chaise deswegen tadeln.

In seinem Leben hatte er manchen Stoß abwehren müssen, hatte manche Schurkerey, manche anonyme Angebung unterdrückt, hatte vielen geholfen, und nie als vertheidigungsweise Schaden gethan. Auch wurde er allgemein bedauert. Man hatte es immer gefühlt, daß man an ihm einen Verlust leiden würde, aber man hatte sich nicht eingebildet, daß sein Tod eine so allgemeine tiefe Wunde schlagen würde, wie er wirklich schlug, und welche erst den furchtbaren Nachfolger des P. de la Chaise recht fühlbar machte. Selbst die Feinde der Jesuiten mußten ihm nachher Gerechtigkeit widerfahren lassen, und gestehen, daß er ein edler Mann und ganz dazu gemacht gewesen sey, eine solche Stelle auszufüllen.

Der Marschall von Catinat.

Ich habe so oft schon vom Marschall von Catinat und von seiner Tugend, seiner edlen erhabnen Gesinnung, seiner Mäßigung, seiner Uneigennützigkeit und von seinen großen Feldherrngaben gesprochen, daß mir hier nur übrig bleibt von seinem Tode zu sprechen. Er starb in sehr hohem Alter, unverheirathet, ohne erworbene Schätze, in seinem kleinen Hause zu Saint-Gratien bey Saint-Denis, wohin er sich

zurückgezogen hatte, daß er seit einigen Jahren gar nicht mehr verließ und wo er auch fast niemanden um sich hatte. Die Einfachheit seiner Sitten, seine Frugalität, seine Verachtung der Welt, die Ruhe seiner Seele und Gleichförmigkeit seines Lebens erinnerte an jene Heiden, die von den herrlichsten Triumphen ruhig zu ihrem Pflug zurückkehrten, immer voll Liebe für ihr Vaterland, unbekümmert wegen Roms Undankbarkeit. Catinat hatte viel Geist, viel Sinn, ein reifes Urtheil, aber seine Philosophie erhielt den wahren Werth durch Religiosität. Er vergaß nie wie wenig er war; seine Kleidung, Equipagen, Möbeln, sein Haus, alles war von der größten Simplicität, so auch sein Aeußeres und Anstand. Er war groß, mager, von braunem Haar; bedächtiich, und langsam, aber seine Augen waren voll Geist. Er trauerte über die Zeichen der Zeit, die er kommen sah, wie jeder Wetteifer verlösche, wie Luxus, Leerheit und Unwissenheit überhand nehme, wie jeder Standesunterschied aufgehoben, und an die Stelle der Polizey-Inquisition getreten sey. Er sah die Zeichen der Auflösung und pflegte immer zu sagen: nur durch die schrecklichste, entsetzlichste Unordnung könnte wieder Ordnung in Frankreich werden.

Chamillart, Minister.

Chamillart hatte einen sonderbaren schaukelnden Gang, und in seiner Physionomie lag nichts als Sanftheit und Güte, die er denn auch wirklich hatte. Sein Vater, Supplikenmeister, starb im J. 1675 als Intendant zu Caen, wo er gegen zehn Jahr gewesen ist. Das folgende Jahr darauf wurde der Sohn Parlamentsrath. Er war ein vernünftiger Mann, von viel Anhaltsamkeit, wenig Einsicht und ein Liebhaber von lustiger Gesellschaft. Es war gut mit ihm umzugehen, und er war durchaus ehrlich. Er liebte Gesellschaftsspiele und spielte fast alle Spiele gut, und dieß erweiterte seine Sphäre ein wenig über die des Talars; aber sein Glück machte seine Geschicklichkeit im Billard. Der König, der für dieses Spiel Geschmack gewonnen hatte und lange behielt, spielte fast alle Winterabende mit Hrn. von Vendome und Hrn. le Grand, und bald mit dem Marschall von Villeroy, bald mit Hrn. von Grammont einige Parthien. Sie wußten

wußten daß Chamillart es sehr gut spielte und nahmen sich vor, in Paris mit ihm zu spielen. Er befriedigte sie so ganz, daß sie dem Könige von ihm erzählten und ihn so ausnehmend rühmten, daß er Herrn le Grand bat, ihn sobald er nach Paris reiste, mit zu bringen. Er kam und der König fand, daß man nicht zu viel von ihm gesagt hatte. Hr. von Vendome und Hr. le Grand wurden seine Freunde und Beschützer, mehr noch als Hr. von Villeroy und Hr. von Gramont, und machten daß er einmal für allemal zur Spielparthie des Königs gezogen wurde, wo er der beste Spieler war. Er betrug sich dabey so bescheiden und gut, daß er sowohl bey dem Könige als bey den Hofleuten beliebt wurde, und von den letztern um die Wette begünstigt wurde, statt daß sonst dergleichen neue unbekannte Ankömmlinge aus der Stadt der Gegenstand des Spottes sind. Der König gewann ihn immer mehr lieb und sprach von ihm so lange gegen Frau von Maintenon, bis auch diese ihn zu sehen verlangte. Sein Besuch bey ihr schlug so glücklich für ihn aus, daß sie, vielleicht nur um der Neigung des Königs zu schmeicheln, ihn mehrmals zu ihr zu kommen bat, und endlich zum wenigsten eben so viel Geschmack an ihm fand als der König. Bey seinen beständigen Reisen nach Versailles, wo er aber nie übernachtete, war er doch des morgens immer fleißig im Parlamentshause und fuhr fort zu referiren. Dadurch erwarb er sich die Zuneigung seiner Collegen, denen es gefiel, daß er sein Geschäft wie einer ihres Gleichen forttrieb und nach der alten Weise mit ihnen fortlebte, ohne in die Impertinenz zu verfallen, welche bey vielen mit Auszeichnung verbunden ist; und dieß gab ihm auch ein Verdienst beym Könige und am Hofe. Nach und nach hatte er sich Freunde erworben, und der König fand es für gut ihn zum Supplikenmeister zu machen, damit er freier und ungebundener seyn möchte, und eher befördert werden könnte. Er gab ihm sogar ein Logis im Schlosse, welches für einen Mann wie er, ungewöhnlich, ja sogar einzig war. Drey Jahr nachher im J. 1686 wurde er Intendant von Rouen. Er bat den König, mit dem er schon auf einem sehr freien Fuße stand, daß er geruhen möchte, ihn nicht von sich zu entfernen; aber der König erwiederte, er wolle ihn eben deswegen nach Rouen setzen, weil es so nahe liege und erlaubte ihm sich von Zeit zu Zeit einige sechs Wochen in Versailles aufzuhalten. Er pflegte

ihn mit nach Marly zu nehmen, wo er mit ihm Billard und andere Spiele spielen mußte. Da das Spiel zu hoch ging, so nahm er Croupiers an, und spielte mit Glück.

Nachdem er drey Jahre die Intendantenstelle gehabt hatte, wo er sich, wie vorher, im Parlamente seiner Auszeichnung gar nicht überhoben hatte, ging die Stelle eines Intendanten der Finanzen auf, welche ihm der König im J. 1689 ertheilte, und die er, wie man sieht, zehn Jahr behielt, immer auf denselben Fuß, obgleich das Billard außer der Mode gekommen war.

Er machte der Frau von Maintenon, seit er zu Paris und am Hofe seßhaft geworden war, so gut den Hof, daß sie ihn zum Administrator der Einkünfte und aller zeitlichen Angelegenheiten von Saint Cyr wählte, wodurch er in ein beständiges Verhältniß mit ihr gesetzt würde.

Auch am Hofe machte er sich viele Freunde. Der Herzog von Chevreuse, dessen Gebiet als Herzog von Chevreuse und Montfont fast bis an Versailles grenzte, hatte mit dem Stifte Saint-Cyr verschiedene Tausche getroffen, wozu der König und Frau von Maintenon mit ihm übereingekommen waren; übrigens besaß er auch viele Ländereyen, die mit denen des Königs und der Frau von Maintenon zusammengrenzten und selbst davon eingeschlossen waren. Dieß gab Chamillart Gelegenheit, da er mancherley Geschäfte mit ihm abzuthun hatte, seine und des Herzogs von Beauvilliers Freundschaft zu erwerben, welche bis an ihren Tod gedauert hat.

Unter solchen günstigen Constellationen, besonders aber unter dem Schutze der Frau von Maintenon, der es so sehr am Herzen lag, einen Generalcontroleur zu haben, der ihr ganz eigen wäre, war die Wahl für diese Stelle bald getroffen, und der König gab sich selbst der getroffenen Wahl wegen öffentlich Beyfall. In dieser Stelle betrug er sich mit einer Sanftheit, Geduld und Leutseligkeit, welche ganz ungewöhnlich war und ihm alle, die mit ihm zu thun hätten, zu eigen machte.

Er hatte die Geduld bey den ungereimtesten Vorschlägen, bey den absurdesten, dringendsten Foderungen nicht unwillig und verdrüßlich zu werden, wozu ihm sein Phlegma gut zu statten kam, aus dem er nicht leicht zu bringen war, ohne

ohne doch dadurch lästig zu werden. Die Art, wie er abschlägige Antwort ertheilte, zeigte, wie ungern er es that, und die Art etwas zuzugestehn, erhöhte das Angenehme um vieles. Es war in der That ganz seine Sache zu verbinden und zu nützen, und höchst ungern that er jemanden etwas zu leide. Selbst die Liebe der Intendanten der Finanzen besaß er in einem sehr hohen Grade, sein Betragen hatte den Groll, den sie gegen ihn hatten, weil er als Jüngster ihr Oberer geworden war, gänzlich besänftigt.

Eben so besaß er die Liebe des ganzen Hofes, wegen seiner Zugänglichkeit, seiner Gefälligkeit und der vielen Verbindlichkeiten, die man ihm schuldig war; und der König bezeigte ihm beständig eine Zuneigung, die man Freundschaft nennen konnte und die immer zunahm. Er und seine Frau waren die Kinder zweier Schwestern; sie war tugendhaft und von zierlichem Betragen, aber wußte nichts als zu spielen, nicht aus Leidenschaft für das Spiel, sondern weil sie nichts anders vorzunehmen und nichts weiter zu sprechen wußte, wenn das gewöhnliche: wie befinden Sie sich, gesagt war. Das Hofleben vermochte sie nicht zu bilden, und sie war, die Wahrheit zu sagen, die beste, aber auch die albernste und für ihren Mann die untauglichste Frau von der Welt.

Seinen Sohn ausgenommen, der damals noch Kind war, war Chamillart mit seiner Familie unglücklich, ein großes Unglück für jeden, mehr aber noch für einen Minister, welchem die Geschäfte zu nichts andern Zeit übrig lassen, und dem es deswegen, um sich zu halten und handeln zu können, nothwendiges Bedürfniß ist, einen Kreis von Menschen um sich zu haben, in welchem er die Welt gleichsam concentrirt, und alle Neuigkeiten, alle Intriguen, die ganze Geschichte des Tages niedergelegt finde, Menschen, die räsonniren und combiniren können und im Stande sind, ihn mit zwey Worten in der Geschichte jedes Tages zu orientiren.

Er hatte zwey Brüder, die noch alberner als seine Frau waren, der zweyte verband die höchste Dummheit mit der entsetzlichsten Impertinenz, und beyde, troz der Beliebtheit ihres Bruders, machten sich zum offenbaren beständigen Gespötte. Der eine war Bischof von Dol und wurde durch ihn Bischof von Senlis, ein Mensch, dem nur die Kindermütze und Kinderkappe fehlte, sonst ein guter Mensch und guter

Geistlicher, den man aber nach Mende oder in ein ähnliches Bisthum am Ende des Königreichs hätte setzen sollen.

Der andere diente in der Marine, er verpflanzte ihn aber aufs Land und verheirathete ihn mit der Tochter Guy's, einem wohlgewachsenen, vernünftigen und wohlgesitteten Mädchen, deren Vater aber der Intendant der Finanzen war, ein ausgemachter impertinenter Narr, und deren Mutter eine Unerträgliche war, die sich für ein Wunder der Schönheit hielt, der es noch dazu nicht an Unverstand fehlte, und die eine schlechte Mutter und Gattin war.

Rebours, Geschwisterkind von Chamillart und seiner Frau, arbeitete anfangs unter ihm nnd wurde nachher Intendant der Finanzen.

Dieser Mensch, glaube ich, war das leibhafte Original des Marquis Mascarille, und im Grunde sehr impertinent. Der Abbé la Proustiére, der ebenfalls Geschwisterkind mit ihnen war, ersetzte die Untauglichkeit von Madame Chamillart für die Wirthschaft, für häusliche Angelegenheiten und Ordnung, indem er sich derselben annahm. Er war der beste Mensch von der Welt, am meisten an seinem Platz und von dem ehrerbietigsten Betragen, aber ein Schwätzer, der selten wußte, was er sagte oder sagen wollte. Unter solchen Umgebungen war die ganze Freundschaft des Königs und der Frau von Maintenon nöthig, um Chamillart auf seinem Platze zu erhalten, dessen Talente den Mangel häuslicher Stützen keinesweges ersetzten.

Er hatte auch noch ein anderes ganz eignes Unglück. Dreux und er waren zusammen in einer Chambre des Parlamentes Räthe und sehr intime Freunde, Dreux sehr reich, und Chamillart nicht in der vortheilhaftesten Lage. Beyden wurde zu gleicher Zeit, dem einen ein Sohn, dem andern eine Tochter geboren und Dreux that aus Freundschaft Chamillart den Vorschlag, beyde Kinder zu verloben. Chamillart, der im Alter war mehrere Kinder zu bekommen, stellte dieß Dreux vor und daß sich in der Zeit, daß die Kinder groß und ehrfähig würden, vielleicht vortheilhaftere Parthien als seine Tochter finden könnten. Aber Dreux, der ein grader aufrichtiger Mann war und Chamillart liebte, ließ sich von dem gethanen Vorschlage nicht abbringen, und sie gaben sich endlich das Wort. Mit den Jahren hatte sich das Blatt

ge-

gewendet. Dreux war Parlamentsrath geblieben und Chamillart war alles das geworden, was wir gesehn haben; immer aber waren sie intime Freunde geblieben. Sieben oder acht Monate vorher, ehe er Generalcontroleur wurde, besuchte er Dreux und sagte ihm im Tone der alten Freundschaft, ihre Kinder wären nun im Alter sich zu heirathen und sie wollten sich nun des gegebenen Wortes entledigen. Dreux überraschte Chamillarts Antrag, und er that alles, was ein Mann von Ehre zu thun vermag, um ihn von einem Projet abzubringen, das zwar das Glück seines Sohnes machte, aber nach Eintretung einer so gänzlichen äußern Ungleichheit die gewöhnlichen Schranken überschritte, und in seine Familie in der Folge Mißverhältnisse bringen könnte; er gab ihm sein Wort zurück, indem er sagte, er wäre es, der es nicht hielt, weil er es nicht halten wollte. Der Kampf der Freundschaft und des Biedersinns dauerte von beiden Seiten mehrere Tage; endlich trug Chamillart, der fest entschlossen war, sein Glück mit seinem Freunde zu theilen, den Sieg davon und die Heirath ging vor sich.

Er erhielt für seinen Eidam das Infanterieregiment Burgund, und bald darauf war sein Glück gemacht, indem er die Stelle des Oberceremonienmeisters von Blainville kaufte. Der König nahm diese Stelle zum Vorwand, um Madame Dreux einen Platz in den Carossen zu verschaffen, und sie zur Tischgesellschaft der Herzogin von Burgund ziehen zu können.

Jetzt fielen die ersten beiden Beyspiele vor, daß bürgerliche mit ihren eignen Namen und ohne den Titel von Gütern, die Namen Marquis und Graf führten. Gleich darauf nämlich wurde Hr. Dreux Marquis von Dreux und Chamillart's Bruder Graf von Chamillart. So vermag die Gunst die tollsten Neuerungen aufzudringen, und die Niedrigkeit der Menschen nimmt sie an.

Dieser neue Marquis bewies sich als einen sehr braven Mann, war aber dumm, brutal, mit der Zeit kühn, übermüthig und noch etwas besseres und konnte sich aus der Niedrigkeit seines Standes und seiner Erziehung nie erheben. Seine Frau war weder mit ihm noch durch ihn glücklich, und sie verdiente es ganz zu seyn; sie hatte viel Sanftheit, viel Tugend und Sittlichkeit, viel Geist und dabey den Ton der

Welt- und Menschenkenntniß, und Gewandheit und List des Betragens, wiewohl ohne alle böse Richtung, und war immer so ganz an ihrem Platze, daß sie die allgemeine Liebe, selbst der Feinde ihres Vaters besaß, und allgemeines Mitleid erregte, so daß sie zu jeder Zeit überall die freundlichste Aufnahme und die ausgezeichneste persönliche Behandlung fand.

Ich kann den Bericht von Chamillart nicht schließen, ohne einer Handlung von ihm zu erwähnen, welche zwar hier nicht am Platze steht und weiter oben hätte erzählt werden sollen, aber darum nicht weniger bemerkt zu werden verdient. Sie gehört in die Zeit, wo er noch Parlamentsrath war und wöchentlich dreymal nach Versailles zum Billardspiel kam, ohne doch daselbst über Nacht zu bleiben. Dies verderbte ihm viel Stunden und Tage, er ließ sich aber doch nicht abhalten, das Parlament ordentlich abzuwarten. Um diese Zeit referirte er in einem Prozesse und der, welcher ihn verlor, kam, sich bey ihm zu beklagen. Er ließ ihn seinem Herzen Luft machen. In seinem Gespräch berief sich der arme Kläger immer auf ein Actenstück, das, wie er sagte, den Gewinn seines Prozesses nothwendig mit sich bringe und um deswillen er noch nicht begreifen könne, daß er ihn verloren habe. Er kam so oft auf dieses Aktenstück zurück, daß sich Chamillart endlich erinnerte, daß er es nicht gesehen habe und er sagte zu ihm: er habe es ja nicht vorgebracht. Jener betheuerte aber, er habe es gethan. Chamillart blieb dabey, es nicht gesehen zu haben, da aber der andere auch bey seiner Behauptung blieb, so nahm er die Acten vor, welche eben da waren, weil die Sentenz erst unterzeichnet war, und durchsuchte sie mit ihm: das Aktenstück fand sich wirklich. Der Mensch brach in Exclamationen aus und Chamillart fing an zu lesen und um ein wenig Geduld zu bitten. Als er das Aktenstück aufmerksam gelesen hatte, sagte er: Sie haben Recht, das Stück war mir unbekannt, und ich begreife nicht, wie es mir hat entgehen können; es spricht zu Ihrem Vortheil; Sie machen die Foderung von 20,000 +, sie sind Ihnen durch meine Schuld abgesprochen worden, es ist meine Schuldigkeit, sie Ihnen zu ersetzen, kommen Sie übermorgen wieder.

Der Mensch war so überrascht, daß er ihm das Gesagte mehrmals wiederholen mußte. Er kam den dritten Tag wieder. Chamillart hatte unterdessen alles, was er konnte,

zu Geld gemacht und das übrige geborgt. Er zahlte ihm die 20,000 +, bat ihn um Verschwiegenheit und ließ ihn gehen. Aber er sah aus diesem Abentheuer, daß das Untersuchen und Referiren von Processen bey dem dreymaligen Besuchen des Villards die Woche über nicht gut von statten gehe. Er war deßwegen nicht weniger fleißig im Parlament, und nicht weniger aufmerksam, recht zu richten; aber er wollte mit dem Referiren nichts mehr zu thun haben, er lieferte die Akten, die ihm zugeschickt wurden, ins Archiv zurück und bat den Präsidenten, sie einem andern anzuvertrauen. Das nenne ich eine schöne entschlossene Handlung von einem Richter und zumal von einem solchen, der in so beschränkter Lage war. Dergleichen Beyspiele sind selten, diese Anecdote habe daher eine Stelle in meinen Memoires, damit sie die Nachwelt höre. Sie wird sie hören.

Chamillart, unter der doppelten Welt des Krieges und der Finanzen, hatte nicht einmal Zeit zu essen, zu trinken und zu schlafen. Zu Grunde gerichtete Armeen, fast alle Feldzüge durch verlorne Schlachten vereitelt, durch die Unbesonnenheit unglücklicher Generale die Grenzen auf einmal ungeheuer verengert — dieß erschöpfte jede Quelle von Geld und Menschen. Da der Minister endlich kein Hülfsmittel mehr auffinden und dem Strome sich nicht mehr entgegensetzen konnte, stellte er wiederholt dem Könige seine Unfähigkeit vor, zwey Aemter zu verwalten, wovon jedes in ruhigern Zeiten seinen Mann ganz beschäfftigte. Der König aber, der ihm beyde Aemter gegeben hatte, um sich von den ewigen Collisionen des Finanz- und Kriegsdepartements, die ihm zur Zeit Louvois's und Colbert's genug Verdruß gemacht hatten, Ruhe zu haben, konnte sich nicht dazu entschließen, Chamillart die Finanzen abzunehmen. Er mußte also die doppelte Last tragen; aber endlich unterlag die Maschine. Er bekam Anfälle von Hypochondrie und Schwindel. Es kam alles dazu. Er hatte keine Verdauung mehr; er nahm zusehends ab; und dennoch mußte die Maschine ununterbrochen fortgehen und in diesen Geschäften konnte sie niemand als er in Umlauf erhalten.

Er schrieb jetzt dem Könige einen nachdrücklichen Brief, worin er um Abnehmung seiner Arbeit bat. Er verhelte den traurigen Zustand seiner Geschäfte keinesweges und bekannte, daß

daß die Schwierigkeit derselben bey dem Mangel an Zeit und bey seinem körperlichen Zustande es ihm unmöglich mache, sie in Ordnung zu bringen. Er erinnerte ihn an mehrere Gelegenheiten, wo er ihm in kurzer Uebersicht den wahren Zustand der Sachen vorgelegt habe; er stellte ihm die jetzige dringende Lage der Geschäfte vor, wie die mannigfaltigsten Geschäfte einander drängten, von denen jedes anhaltende durchdachte Arbeit verlangte, die er ihnen aber nicht einmal, wenn er gesund wäre, wegen der Menge seiner Geschäfte, die alle gleich unerläßlich wären, widmen könne; und er schloß damit, daß es undankbar gegen alle seine Güte und Zutrauen gehandelt seyn würde, wenn er ihm nicht frey heraussagte, daß, wenn nicht Hülfe geschafft würde, alles zu Grunde gehen müsse. Chamillart schrieb dem Könige immer auf halbgebrochnem Papier, der König schrieb an den Rand seine Antwort und schickte ihm so seine Briefe zurück. Chamillart zeigte mir den zurückerhaltenen Brief; und wir lasen beyde zu unserm größten Erstaunen die kurze eigenhändige Antwort des Königs am Rande: **Nun wohl, so wollen wir beyde zusammen zu Grunde gehen.**

Chamillart starb im J. 1721. Im Jahr 1699 war er Pontchartrain als Finanzminister gefolgt, als dieser nach Boucherat's Tode Kanzler wurde; im Jahr 1700 wurde er durch des Staatssekretärs im Kriegsdepartement Pomponne Tod Staatsminister, ohne jedoch im Januar 1701 bey Barbesieux's Tod die Finanzen abzugeben; fünf Jahre darauf wurde er Großschatzmeister des Ordens und gab im Junius 1709 die Finanzen an Desmarets ab, welcher ein Jahr darauf verabschiedet wurde, und dessen Stelle als Staatssekretär Voisin erhielt.

Er trug bis zum Tode sein Mißgeschick mit dem größten Muth und der größten Ruhe, immer liebenswürdig, verbindlich, bescheiden, theilnehmend, im Umgange nachgiebig und zuverlässig, durch sein Emporsteigen nie aufgeblasen, noch weniger moralisch verderbt, ohne Unterschied bereitwillig und rechtschaffen gegen einen jeden; aber in der That impar oneri, von wenig Kopf und Einsicht, wenig Unterscheidungsgabe, leicht Vorurtheile fassend und festhaltend, leicht sich überzeugend alles übersehn zu haben.

Dabey

Dabey aber die vollkommenste Uneigennützigkeit und eine Anhänglichkeit an den König, die wahre Neigung war und auf nichts äußerem beruhte.

Seit seiner Rückkehr nach Paris lebte er in den besten Zirkeln des Hofes und der Stadt; er gab täglich Diners und Soupers, ohne Pracht, aber reichlich und gut; er ging fast nicht aus seinem Hause, außer zu mir und zu einer kleinen Anzahl vertrauter Freunde. Er brachte zwey Monate zu Courcelles zu, wo die Provinz in Ueberfluß war und wo er auf sein Heil dachte.

Der Herzog von Charost.

Der Oberpräsident Leskalopier hatte eine sehr reiche Tochter, welche auf Veranlassung des Hrn. von Sully mit dem Grafen von Charost verheyrathet wurde; dieser Graf von Charost war ein sehr verdienter Officier, der sich in allen den Kriegen seiner Zeit ausgezeichnet und immer beträchtliche Posten bekleidet hatte. Er attachirte sich ganz an den Cardinal Richelieu, und war ganz seine Creatur. Der Protection desselben verdankte er die Stelle als Kapitän der Leibwache, welche im J. 1634 der Graf von Charlus, Aeltervater des Herzogs von Levis, abgab, und zwey Jahre nachher Calais.

Der Kardinal Mazarin, der etwas darin suchte, alles was besonders an den Kardinal Richelieu attachirt gewesen war, in seine Freundschaft und Schutz aufzunehmen, suchte die Freundschaft des Grafen von Charost und brachte ihn in großes Ansehn bey der Königin Mutter und nachher auch beym Könige, welche beyde ihn immer als einen Mann von Kopf, Tapferkeit und unwandelbarer Treue achteten. Er machte es sich zum Gesetz mit allem verbunden zu bleiben was an dem Kardinal Richelieu gehangen hatte, den er nun seinen Herrn nannte und von dem er viele Porträts aufbewahrte, wiewohl sein Andenken der Königin Mutter nicht angenehm war. Er hatte viel verschwendet; er liebte die Gunst, wiewohl ein Mann von Ehre. Er verheyrathete daher zu Anfang des J. 1657 seinen Sohn mit der einzigen Tochter Fouquets erster Ehe, welcher damals in dem Arche-

lium

lium des Ministeriums und der Gunst war: die seinige verschaffte ihm die Gnade des Tabourets im J. 1662, welches die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen Epinoy bewirkte, der gar nicht daran gedacht hatte und mit ihm bey der Ritterpromotion von 1661 gewesen war, ohne daß er damals, oder irgend in seinem Leben, unter den Edelleuten als Concurrent aufgetreten war.

Mazarins Tod folgte bald auf die Verheyrathung von Charost's Sohn, noch kürzer aber folgte auf diesen Todesfall die Ungnade oder vielmehr der Sturz Fouquet's, wozu dieser erste Minister noch sterbend gerathen hatte. Sein Intendant Colbert, den er als einen sehr fähigen Kopf empfohlen hatte, erhob sich bald auf den Trümmern des Surintendanten. Dieser und le Tellier, die, obschon Feinde, zum Verderben Fouquets, dessen Sturz sie beschleunigt und gewaltsamer gemacht hatten, vereinte Sache machten, vereinten ihre Sorgfalt, um ihm jeden Weg zur Rückkehr aus seinem Falle zu verschließen, die ihnen furchtbar seyn mußte. Die meiste Besorgniß machte ihnen der lebhafte Antheil, welchen der alte Charost und sein Sohn an Fouquets Unglück nahmen; und wie beyde weder im Gespräch noch in ihren Bewegungen in Rücksicht Fouquets die geringste Zurückhaltung beobachteten. Der Sohn hatte die Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters als Kapitän der Garde. Sie hatten beyde deßwegen nichts von dem Zutrauen und der Achtung verloren, worin sie bey dem Könige und der Königin standen; der König und die Königin liebten, achteten, zeichneten den Vater aus als einen alten geprüften Diener, was auch auf den Sohn überging: und die beyden Minister konnten sich weder vor Fouquet noch vor ihnen in Sicherheit glauben, so lange sie im Besitz einer Charge waren, die ihnen einen so freyen beständigen Zutritt offen hielt. Der König und die Königin, denen es lästig seyn mußte, mitten inne zu stehen, hätten wohl gern ihre Charge in andern Händen gesehen; aber in dem Vertrauen, das sie zu ihrer Treue hatten, und bey der Art von Ehrfurcht, mit der sie den Vater ansahen, konnten sie sich nicht entschließen, ihnen die Charge zu entreißen. Die beyden Minister nahmen daher zu einer Art von Unterhandlung ihre Zuflucht und sie erhielten die Erlaubniß, ihnen einen ehrenvollen Abzug zu lassen.

Cha=

Charost fühlte, als ein alter geübter Hofmann, daß er ihnen in der Länge der Zeit nicht widerstehen könnte, daß er endlich einmal dem Könige lästig werden würde und wider Willen und unter welchen Bedingungen man wollte, dasjenige thun müßte, was er jetzt mit Vortheil thun könnte, indem er die Bedingungen selbst machen und sein Ansehn und sein Zutrauen nicht nur erhalten, sondern sogar dadurch erhöhen könnte. Die Bedingungen waren, daß Hr. von Düras seine Charge erhalten und ihm den Preis derselben erstatten sollte; daß Hr. von Charost umsonst die einzige Generallieutenantsstelle von der Picardie, von Boulonnois und den wiedereroberten Ländern nebst dem Obercommando dieser Provinz erhalten sollte; daß sein Sohn, welcher um des Hrn. von Düras Willen seine Anwartschaft aufgäbe, die Anwartschaft auf die genannte Generallieutenantsstelle nebst der auf das Gouvernement von Calais haben sollte und daß beyde, Vater und Sohn, Herzog à brevet werden sollten. Aber das war noch nicht alles. Der Vater verlangte noch zwey Dinge vom Könige, an den er sich deßwegen unmittelbar wandte; und er erhielt sie wirklich.

Das erste war ein eigenhändig vom Könige geschriebener und unterzeichneter Brief, worin er das förmliche Versprechen leistete, keinen Pär von Frankreich, aus welcher Ursach es seyn könnte, zu machen, bevor er Charost, Vater und Sohn dazu gemacht und zwar vor jedem andern dazu gemacht hätte, so daß sie vor dem oder denjenigen, welche der König zu Pärs machen würde, den Vorrang hätten. Das zweyte war ein brevet d'affaires für Vater und Sohn, das heißt das Recht des Zutritts, das geringer ist als das der ersten Kammerherrn, aber größer als aller übrigen. Daß Charost dieser so ungewöhnliche, so wichtige Weg zum vertrauten beständigen Zutritt beim Könige offen blieb, paßte nicht in die Rechnung der beiden Minister und sie hätten es gern verhindert, wenn sie es gekonnt hätten; aber Charost erzwang diesen letzten Punkt vom Könige, gleichsam als den Leihkauf, ohne welchen er nicht mit gutem Gewissen einwilligen könnte, indem er unmöglich eine Stelle aufgeben könnte, welche ihm das Glück seiner Nähe verstattet habe, ohne sich dieses Glückes ferner für sich und seinen Sohn zu versichern. Der Brief war die Hauptsache und ein sehr großer Beweis von Achtung. Es war das einzige Versprechen, das

der

der König jemals von irgend einer zu ertheilenden Gnade schriftlich gegeben hat.

Es wird sich bald zeigen wie wichtig jener Brief und das Recht der Entrée war, und welch ein kluger Streich es von Charost war. Er starb in seinem 77sten J. im J. 1681 ohne daß sein Ansehn im geringsten gesunken war. Man muß nicht vergessen, daß Calais und die Generallieutenantsstelle von der Picardie nicht weniger als eine Einnahme von 80,000 + gibt.

Außer diesen großen Vortheilen erwarb sich Charost, der Sohn im Dienste viel Auszeichnung und erhielt sich im Zutrauen des Königes, wiewohl es nicht ohne einen kleinen Anstoß abging. Er war zu Calais, als die Königin von England mit dem Prinzen von Wallis daselbst eintraf. Hr. von Lausun, der sie aus England gerettet und nach Frankreich geleitet hatte, hatte gegen den unglücklichen Fouquet, den er zu Pignerol getroffen und zurück gelassen hatte, eine heftige Abneigung gefaßt; dieser Haß erstreckte sich auf seine ganze Familie und er hat ihn nachher nie verloren. So sehr er nun auch auf die Erhaltung seines eignen Glücks und der einzigen fast undenkbaren Gunst, in der er stand, bedacht seyn mußte, so war er doch nicht weniger darauf bedacht, Charost zu schaden. Er erstattete dem Könige einen so durchaus nachtheiligen Bericht von Charost, von dem Empfang der Königin von England, von dem Zustand von Calais und der Festung daselbst, daß Charost bald die Kränkung hatte, Laubanie, denselben, der sich lange nachher durch die Vertheidigung von Landau so viel Ruhm erwarb, als neuen Commandanten ankommen zu sehen. Charost kehrte zurück, mit Lausun sprach er Jahre lang kein Wort, ja sie grüßten sogar einander nicht. Laubanie aber betrug sich in Rücksicht Charost's sehr brav, mit aller möglichen Schonung und Achtung, und machte sich's zum Ehrenpunkt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die auf den König gemachten übeln Eindrücke zu vertilgen. Es gelang ihm und Charost erhielt bey dem Könige den alten Platz. Es waren bey verschiedenen Gelegenheiten mehrere als la Feuillade, Chevreuse, la Rocheguyon und Duras zu wirklichen Herzogen gemacht worden; er hatte sich darüber beklagt; der König aber, der sie nicht zu Pars machte, um nicht Charost dazu machen zu

müsse

müssen, antwortete ihm immer ganz kalt, daß er keine Ursache sich zu beklagen habe, indem er keine Pärs gemacht habe; und Charost hatte in der That nichts dagegen aufzubringen, wiewohl er sah, daß ihn der König zum besten hatte. Endlich gab die Gunst des Erzbischofs von Paris Harlai der Sache den Ausschlag. Er war seit dem April 1674 Herzog à brevet und er brannte vor Begierde die Pärschaft mit seinem bischöfl. Stuhle zu verbinden. Es war nicht das erstemal daß sich ein König mit sehenden Augen zu einem Fehler verleiten ließ. Der Kardinal Gondi hatte Ludwig XIII. die Einwilligung zur Erhebung seines Bisthums von Paris zum Erzbisthum entlockt. Rom hatte wie gewöhnlich, lange mit seiner Einwilligung gezaudert, um desto theurer eine Gnade zu verkaufen, die ihm so wohlfeil zu stehen kam. Unterdessen hatte man Ludwig XIII. über diese Sache die Augen geöffnet, er hatte eingesehn, daß es sein Interesse nicht sey das Ansehn des bischöflichen Stuhles seiner Residenz und der Inhaber desselben zu erhöhen und er war davon so überzeugt, daß er einen Kourier nach Rom sandte, um die Sache abzubrechen. Aber der Kourier kam erst den Tag darauf in Rom an, als die Errichtung des Erzbisthums schon im Kardinalscollegium durchgegangen war; der Kardinal Gondi wurde zum Erzbischof von Paris erhoben, und man hüthete sich wohl merken zu lassen, daß, um vier und zwanzig Stunden früher, Paris nie Metropolis geworden wäre.

Der nämliche Nachtheil und noch ein größerer war von dieser weltlichen Rangerhebung zu fürchten, weil dieser bischöfliche Stuhl schon alles im geistlichen besaß. Der Inhaber desselben, den der König liebte, war Herzog à brevet; und er konnte sich damit um so eher begnügen, da ihn seine Nachfolger nichts kümmern konnten und ihre Würde seine Familie nicht schmückte. Auch der König konnte bei dieser unter der Geistlichkeit einzigen, persönlichen Auszeichnung, die er ihm ertheilt hatte, stehen bleiben, ohne auf seine Nachfolger zu denken und sie sich durch ihre Rangerhebung gefährlich zu machen, worauf ihn der Cardinal Retz sehr stark aufmerksam gemacht hatte, und ohne eine siebente stehende Pärswürde zu errichten. Demungeachtet trug die Gunst den Sieg davon, der König beschloß den bischöflichen Stuhl von Paris zur Würde der Pärs zu erheben, und war zugleich entschlossen,

sen, Charost nicht zum Pär zu machen. Er empfahl Harlai die strengste Verschwiegenheit; der Plan war, er sollte zu gleicher Zeit ins Protocoll eingeschrieben, und im Parlament angenommen und die Sache erst dann bekannt werden, worauf man dann sehen würde, wie man Charost's Beschwerden los werden könne. Der Erzbischof mochte aber die Sache so still betreiben als er wollte, und der erste Präsident und der Generalprocureur mochten auf Befehl des Königs noch so hülfreiche Hand leisten: solche Geschäfte sind so unzähligen Formalitäten unterworfen! Charost war auf der Lauer, er erfuhr was vorging, und sprach deswegen mit dem Könige, welcher Ausflüchte brauchte und sich von ihm loszumachen suchte.

Charost war nun seiner Sache um so gewisser, er ließ aber den Muth nicht sinken. Er wagte einen Sturm auf den König zu Ende des petit coucher, wo die wenigen, welche das Recht der Entrée hatten, so viel Rücksicht gegen einander hatten, daß sie, sobald einer von ihnen beim Könige, wenn er den guten Abend bot, vortrat und mit ihn zu sprechen wünschte, alle hinausgingen, um ihn mit dem Könige allein zu lassen. Hier konnte der König, da er im Begriff war sich niederzulegen, weder Geschäfte vorschützen, noch in andere Zimmer entwischen. Er mußte die wenigen, die hier mit ihm sprachen, von denen der größte Theil von hoher Würde, alle durch ihre vertraute Nähe und fast alle durch die Chargen, die sie bekleideten, ausgezeichnet waren, geduldig bis zu Ende anhören. Der König, dem kein Ausweg offen stand, fing an mit Charost in seinem Zimmer auf und abzugehen, indem dieser, seinen Brief in der Hand, ihn als den honnetesten Mann im ganzen Königreiche zu Haltung seines königlichen Wortes auffoderte.

Der König konnte die Verbindlichkeit nicht läugnen; aber er lenkte bald ab, indem er die außerordentlichen Verdienste des Erzbischofs pries, welche um so mehr eine ausgezeichnete unmittelbare Belohnung von seiner Hand verdienten, weil derjenigen unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt wurden, die er ihm von Rom aus hätte verschaffen wollen, wo die Propositionen der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1682, wobei er präsidirt habe, einen solchen Haß erregt hätten, daß der Pabst, der nicht im Stande sey, ge-

gen

gen die zur Kardinalswürde ihm gegebene Ernennung zu handeln, lieber, zeit seines Pontificats keine Kardinalspromotion mehr veranstalten, als dem Erzbischofe den Kardinalshut ertheilen wolle.

Charost billigte diese Gründe sehr, aber er sezte hinzu, daß daraus nichts für seine Ausschliessung folge, nichts warum der König seines Vaters und seine geleisteten Dienste vergessen, und das einzigemal in seinem Leben ein feierlich geleistetes Versprechen, das er in Händen habe und das der König anerkenne, brechen soll.

Der König behauptete aber, der so eben auseinander gesezten Rücksichten wegen müßte der Erzbischof allein Pär werden, indessen gäbe er die Versicherung, daß er in der Folge keinen Pär mehr machen wolle, ohne sein gegebenes Versprechen zu halten. Charost drang noch ferner in ihn, aber entfernte sich endlich nach einer halben Stunde in der größten Ungewißheit über den Erfolg eines so langen Disputs. Er hatte mit dem Könige kurz darauf und in derselben Stunde noch drey ähnliche, eben so lange oder noch längere Unterredungen, indem sie eben so wieder im Zimmer auf und abgingen.

Endlich trug er den Sieg seiner Anhaltsamkeit davon. Der König erklärte, es würde ihm viel Vergnügen gemacht haben, wenn er sich seinen Gründen gefügt und sich auf ihn für ein andermal verlassen hätte; aber da er einmal von dem gegebenen Worte nichts nachlassen wollte, so wäre er bereit, es zu erfüllen; und er könne in seinem Namen den ersten Präsidenten und den Generalprocureur benachrichtigen, daß sie seine Befehle erwarteten, und er selbst könne zu dem, was von seiner Seite zu thun sey, die nöthigen Maaßregeln nehmen. Er verlor keinen Augenblick dies zu thun. Er selbst hat mir diese und die noch folgenden Vorfälle erzählt, und er versicherte mich, daß ohne das Recht des Zutritts und die gute Gelegenheit, den König zu Ende des petit coucher zum Gehör zwingen zu können, er nie die Parwürde erhalten haben würde.

Der Erzbischof von Paris, der auf die Auszeichnung allein Pär zu werden, gerechnet hatte, wollte wenigstens der erste seyn, und nahm im Stillen seine Maaßregeln. Aber

Charost war darauf nicht weniger als vorher auf die Sache selbst aufmerksam, und wurde auch nicht weniger gut unterrichtet. Er ging wieder den nämlichen Gang zum Könige, zum petit coucher, seinen Brief in der Hand wie zuvor. Er beklagte sich über den vom Erzbischof beabsichtigten Vortheil und zeigte dem Könige, daß er durch sein gegebenes Wort eben so gut verbunden sey, ihn zum ersten der zu creirenden Pâre zu machen, als überhaupt gar keinen ohne ihn zu creiren. Die Hauptsache habe er zugestanden, und die Nebensache wolle er nicht zugestehn. Der König hatte wohl stillschweigend zu dem Vorsprung, welchen der Erzbischof gewinnen wollte, seine Einwilligung gegeben; aber da die List einmal entdeckt und zur Klage gekommen war, konnte sie sich nicht mehr halten. Der König versprach Charost, dem Erzbischof Einhalt zu thun, der auch wirklich erst acht Tage nach ihm ins Protokoll eingeschrieben und vom Parlament anerkannt wurde. Aber der Erzbischof hatte sich noch eine List ersonnen, die ihm Charost eben auch verdarb. Voll Verdruß, daß er es nicht dahin hatte bringen können, daß Charost nicht mit ihm zugleich Pâr würde, mehr aber noch dadurch beleidigt, daß es ihm nicht gelungen war, die Pârswürde zuerst zu erhalten, nahm er noch zu der Kleinlichkeit seine Zuflucht, Charost wenigstens um den augenblicklichen Vorrang zu bringen, und suchte zu dem Ende, was nie geschieht, insgeheim ohne Beyseyn irgend eines Pârs anerkannt zu werden. Er hatte das Unglück auch in diesem letzten Schlupfwinkel entdeckt und daraus vertrieben zu werden. Charost der immer auf der Lauer war, erhielt davon Nachricht, er erfuhr an welchem Tage das geheime Complot ausgeführt werden sollte; binnen vier und zwanzig Stunden versicherte er sich der meisten Pârs, deren er habhaft werden konnte, und mit diesen trat er in den Saal des Morgens um 7 Uhr, als die Aufnahme des Erzbischofs eben vor sich gehen sollte. Sie fanden ihn daselbst wartend, so wie es die aufzunehmenden Pârs zu thun pflegen und machten ihm ihre Gratulation, die er ihnen wohl gern erlassen hätte. Er konnte seine Ueberraschung und seinen Verdruß nicht bergen. Die Pârs nahmen sogleich ihre Plätze ein, und der Erzbischof mußte unter dem Herzog von Charost seinen Platz nehmen. Das Abentheuer war für den Erzbischof sehr lächerlich, und Charost hatte die vollkommenste Satisfaction. Er war mit sei-

seinem Vater im J. 1672 Herzog à brevet geworden, und im J. 1690 wurde er mit dem Erzbischof von Paris Pär des Reichs.

Der Kardinal von Coislin.

Der König war zu Marly im Conseil, Dienstags den 1. Julius, als ein Kourier vom Cardinal Janson mit der Nachricht von der Kardinalspromotion, und eine Stunde darauf der Kourier des Papstes mit der Kardinalsmütze für den Bischof von Orleans ankam, der sie dem Könige beym Herausgehen aus dem Conseil überreichte, und sie mit tiefgebücktem Haupte unter vielen Complimenten aus seinen Händen wieder empfing. Um alle Formalität zu vollenden, kam den 7. September der Cardinal Janson nebst dem Abbé Barriere, dem Kämmerer des Papsts nach Versailles, und brachte den Kardinalshut Coislin's, welchem ihn der König den Tag drauf in der Messe übergab.

Einige Tage nachher als er beim Lever des Königs gegenwärtig war, fragte ihn der König, ob man ihn nunmehr in einer Inventionsmaske sehen würde. Ich, Sire, antwortete der neue Cardinal: ich werde nie vergessen, daß ich eher Priester als Kardinal bin. Er hielt Wort: er änderte nichts von der Simplicität seines Hauses und seiner Tafel er trug beständig nur ein Unterkleid von Tuch oder sehr leichtem Zeuge ohne Seide, und hatte nichts von Roth an sich als die Mütze und das Band an seinem Hute. Der König, der ihn darauf kannte, lobte seine Antwort sehr, noch mehr aber sein Betragen selbst, wodurch er sich immer mehr in Achtung setzte.

Der Cardinal Coislin hatte eine Reinheit der Sitten und der Tugend, die er von seiner Kindheit an unverletzt erhalten hatte, wiewohl er am Hofe erzogen war, und sein Leben mitten im Geräusch der Welt zugebracht hatte. Wie sehr wurde er immer von jedermann in jedem Alter geliebt, geehrt, gesucht und geachtet! Man sagte sogar allgemein von ihm, daß er bey seinem Tode sein * * * * * noch habe. Sein Eifer für die Residenz, seine beständig priesterliche Sorgfalt und seine große Wohlthätigkeit waren allgemein bekannt. Er war glücklich in der Wahl derer, deren er sich

zu Gehülfen in der Regierung und Unterrichtung seiner Diöces bediente, für die er ohne Unterlaß beschäftigt war. Man weiß unter andern zwey Handlungen von ihm, welche bemerkt zu werden verdienen. Als man nach der Aufhebung des Edikts von Nantes dem Könige in Kopf gesetzt hatte, die Hugenotten durch Martern und Dragoner zur Bekehrung zu zwingen, schickte man auch ein Regiment nach Orleans, um es in der dasigen Diöces umher zu legen. Aber der Bischof von Orleans ließ sogleich nach der Ankunft des Regimentes die Officiere zu sich laden, und erklärte ihnen, daß er wünschte, daß sie nirgends anders als an seiner Tafel speißten; er ließ ihre Pferde in seine Ställe ziehen, und bat sie, daß sie keinen Dragoner aus der Stadt lassen und keinen Unfug zulassen möchten, und erbot sich, wenn sie nicht genug Unterhalt hätten, ihnen das nöthige zu liefern; besonders aber bat er sie, daß sie keinem Hugenotten etwas thun, und bey keinem Quartier nehmen möchten. Man gehorchte ihm. Das Regiment lag einen Monat da, der Monat kam ihm theuer zu stehen, aber nach Verlauf desselben bewirkte er daß das Regiment seine Diöces verließ und nie wieder Dragoner hinkamen.

Dieses so menschenfreundliche Betragen, das sich so vortheilhaft von dem Betragen fast aller übrigen und der benachbarten Bischöfe auszeichnete, gewann ihm fast eben so viel Hugenotten als andern die barbarische Behandlung, mit welcher sie gegen sie verfuhren. Diejenigen, welche sie bekehrten, thaten es freywillig und mit aufrichtigem Herzen, ohne Hoffnung und Furcht. Sie wurden vorläufig allemal unterrichtet, nichts geschah mit Uebereilung, und keiner von ihnen fiel in den Irrthum zurück. Außer der Menschlichkeit seines Betragens, der Uneigennützigkeit, womit er jenen Aufwand über sich nahm, und dem Ansehn, womit er das Regiment im Zaum zu halten wußte, ist noch der Muth an ihm zu bewundern, mit dem er es wagte, das damals allgemein geübte Verfahren, das selbst der König sehr eifrig betrieb, durch ein gänzlich entgegengesetztes Betragen gleichsam, obwohl stillschweigend, zu tadeln. Der Segen, der seiner Handlungsart folgte, verhinderte auch alles, was von bösen Folgen für ihn daraus entstehen konnte.

Die zweyte Handlung, die ebenfalls ganz der Menschlichkeit angehörte, war weniger öffentlich und gefährlich, aber nicht

nicht weniger schön. Außer den öffentlichen Almosen, welche in der Regel die jährlichen Einkünfte des Bisthums aufzehrten, gab Coislin noch eine Menge anderer, die er aber sorgfältig geheim hielt. Unter andern gab er einem verarmten Edelmann, der weder Frau noch Kinder hatte, jährlich eine Pension von 400 Livres, und der Edelmann aß noch beständig an seiner Tafel, so lange er zu Orleans war. Eines Morgens fanden die Leute des Bischofs zwey große Stücken Silbergeschirr von seinem Zimmer entwendet, und einer von ihnen hatte bemerkt, daß der Edelmann sich lange an dem Orte herumgedreht hatte. Sie theilten ihren Argwohn ihrem Herrn mit, er konnte es nicht glauben, faßte aber Argwohn, als der Edelmann sich nicht mehr sehn ließ. Nach einigen Tagen schickte er zu ihm und ließ ihn holen, und zwang ihn unter vier Augen zum Geständniß seiner Schuld. Hierauf sagte der Bischof nichts weiter, als er müsse in äußerster Bedrängniß gewesen seyn, um eine Handlung der Art über sich zu gewinnen, und er habe große Ursache, sich über das wenige Zutrauen, das er zu ihm habe, indem er ihm seine Noth nicht entdeckt habe, zu beklagen. Bey diesen Worten zog er 20 Louisd'or aus der Tasche, gab sie ihm und bat ihn ferner wie gewöhnlich, an seiner Tafel zu speisen, besonders aber das was er nie wiederholen dürfe, so wie er es thue, zu vergessen. Er verbot seinen Leuten auf das strengste ihren Verdacht gegen jemand merken zu lassen, und die Anecdote ist blos durch den Edelmann selbst bekannt worden.

Der P. Daniel, Jesuit.

Verfasser einer neuen Geschichte von Frankreich.

Die Jesuiten, so geschickt die Schwachheiten der Monarchen auszuspähen, und so geübt jeden Umstand zu benutzen, der sie unterstützen und zu ihren Zwecken führen konnte, zeigten wie sehr sie darin Meister waren in Entwerfung des Plans zu einer Geschichte von Frankreich.

Sie erschien diese neue, in der That sehr neue Geschichte von Frankreich in drey starken Foliobänden unter dem Namen des P. Daniel als Verfasser, der sich zu Paris in ihrem

Ordenshaus aufhielt; Papier und Druck waren äußerst elegant und der Stil bewundernswürdig.

Niemals las man noch ein so nettes, reines, fließendes Französisch, nie einen Stil voll so glücklicher Wendungen, mit einem Worte, mit allem geschmückt, was den Leser reizen und fesseln kann. Vorn war eine herrliche Vorrede, eine prächtige Ankündigung, kurze gelehrte Dissertationen, alles mit einem Pomp und einer Autorität, welche für die Geschichte bestach; viel Roman in der Periode des ersten Hauses, noch mehr in der zweyten, und die ersten Zeiten der dritten in vielen Nebel gehüllt.

Alle die Kunst, welche darin herrschte, alle die Mahlerey, die feine Schattirung, das magische Halbdunkel erschien unter der größten Simplicität; und an den mißlichsten Stellen war alles geleistet, was Geist und Kühnheit, die sich unterstützt fühlt, zu leisten vermag.

Mit einem Wort das ganze Werk war augenscheinlich darauf angelegt, unter der Maske eines unbefangenen, der kritisch durch Vorurtheile und Irrthümer sich einen Weg bahnt und nichts als die Wahrheit sucht, zu überzeugen.

Daniel legte es drauf an zu zeigen, daß der größte Theil der Könige aus dem ersten Hause, mehrere aus dem zweyten und einige aus dem dritten anerkannt Bastarden, oft aus Ehebruch und aus doppeltem Ehebruch erzeugt gewesen seyen, und daß diese Geburt sie keinesweges vom Thron ausgeschlossen habe und als ganz unhinderlich dazu angesehen worden sey.

Ich drücke hier hart aus, was dort die feinste Delicatesse verdeckt, was aber doch im ganzen Gange des Werkes sehr deutlich ausgesprochen liegt, wiewohl mit einer Nachlässigkeit hingeworfen, welche so viel als möglich die Augen des Lesers vom Hauptpunkte abzieht und ihm nur die angenehme Ueberraschung der Entdeckung dieser historischen Wahrheiten läßt, welche vom Dunkel mehrerer Jahrhunderte verdeckt, erst durch den anhaltenden Fleiß eines Gelehrten enthüllt wurden, der ganze Nächte in Erforschung, Prüfung und Vergleichung der unbekanntesten Quellen durchwachte, und dessen Anstrengung die Nachwelt für die erhaltene Aufklärung verdunkelter Wahrheiten einst danken wird.

Das

Das Publikum war bald mit Enthusiasmus dafür eingenommen, und der Beyfall war so allgemein, daß alles, selbst Weiber, nach dem Buche liefen und sichs kauften.

So wie es ihr Interesse gewesen war, die Verfertigung eines solchen Buches zu veranlassen, so forderte auch ihr Interesse, die Verbreitung desselben zu befördern. Das Lob desselben durchdrang die Zimmer der Frau von Maintenon, der König sprach öffentlich davon und fragte einige vom Hofe, ob sie es läsen; die scharfsehendsten merkten bald, wie sehr es begünstigt war und diese Geschichte war sicherlich die einzige, von der der König und die Maintenon jemals gesprochen haben. Bald war das Buch zu Versailles auf den Tischen aller Hofleute, Männer und Damen zu sehen, und alles ertönte von Lobsprüchen, die in dem Munde mancher ziemlich unwissenden Personen und die, obwohl keiner Lectüre fähig, viel Geschmack an dem Buche affectirten, sehr spaßhaft klangen.

Diesem erstaunlichen Beyfall trat aber das in den Weg, daß man bemerkte, daß die weitläufige Geschichte, welche die dunkele Vorzeit so genau vor Augen zu führen schien, in den spätern Perioden sich blos auf den kriegerischen Theil der Geschichte, auf Lager, Märsche, alle kriegerischen Expeditionen und Details einließ, wobey selbst das Zusammentreffen einer Schaar von vierzig und funfzig Reutern oder Fußvolk mit einer andern Schaar, und alle die kleinsten Umstände nicht vergessen waren.

Durch eine Weitläufigkeit dieser Art kann man sich ein weites Feld öffnen, und dieß füllt den auch die drey Foliobände; aber von Negociationen, Cabalen und Intriguen des Hofes, von merkwürdigen Charakteren und Personen, vom Steigen und Fallen der Günstlinge, von den Triebfedern der Ereignisse ließ man in dem ganzen Werke nichts, als trockene, zeitungsmäßige und oft noch oberflächlichere Berichte.

Die Geschichte der Gesetze, des Staats- und Volksrechtes, der Feste und der Sitten der verschiedenen Zeiten ist entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder mit derselben Kürze behandelt; und was die Affären mit Rom und die Geschichte der Ligue betrifft, so ist es spaßhaft zu sehen, wie der Verfasser mit seinen jesuitischen Schlittschuhen über das Eis hingleitet.

Kurz, wahre Kenner mußten das Werk verachten *) und nach einem so ausgezeichneten Beyfall erschien es endlich als ein sehr elendes Werk, so wie es freilich aus der durch die Politik der Gesellschaft geführten Feder fließen konnte, das aber immer listig und künstlich genug zu dem zu erreichenden Zwecke eingerichtet war, welchen es auch erreichte.

Der Beyfall fiel also; es schrieben Gelehrte gegen das Buch; aber der feine Hauptpunkt, der Punkt der die Entstehung desselben veranlaßt und gekrönt hatte, wurde fast von keiner einzigen französischen Feder berührt, so sehr fürchtete man Gefahr dabey.

Der P. Daniel erhielt dafür vom Könige 2000 Livres Pension, eine enorme Summe für einen Geistlichen, selbst für einen Jesuiten, nebst dem Titel Historiograph von Frankreich. Er genoß ganz der Frucht seiner Lügen, die er wohl kannte, und vielleicht eben so gut kannte als andere; und im Genuß seiner Gunst und Pension lachte er über alles, was gegen seine Geschichte geschrieben wurde, und antwortete kein Wort darauf, indem er selbst am besten wußte, was davon zu halten war.

Das Ausland war in Rücksicht der angeblichen Bastardskönige und der Thronfähigkeit der Bastarden nicht so zurückhaltend, wie Frankreich; aber man suchte sorgfältig zu verhüten, daß Frankreich nicht mehr von dergleichen lästigen Wahrheiten angesteckt würde.

Herzog von Estrées

und Graf von Harcourt.

Zwischen dem Herzog von Estrées und dem Grafen von Harcourt fiel bey einem Soupee der Herzogin von Albert zu En-

*) In Boulainvilliers kann man sehen, was von dem Jesuiten geurtheilt wird.

Ende Junius ein Zank vor, der im Publikum viel Aufsehen erregte.

Der Graf von Harcourt hatte lange nach des Königs Tode ein Stück Land vom Herzoge von Lothringen in Lothringen erhalten, hatte demselben den Namen Guise geben lassen, und nannte sich darnach Graf von Guise; er war aber um nichts besser als der Herzog von Estrees; er war Sohn des Prinzen und der Prinzessin von Harcourt.

Der Marschall von Villeroy, der durch Zufall der älteste Marschall von Frankreich war, der sich zu Paris befand, schickte zu einem jeden von ihnen einen Gefreiten von dem Marschallsgericht, der bey ihnen bleiben sollte. Aber beyde weigerten sich ihn anzunehmen, weil die Herzöge die Autorität und Gerichtsbarkeit der Marschälle von Frankreich nicht anerkennen und denselben nie unterworfen gewesen sind, ob schon das Tribunal jede Gelegenheit ergriffen hat, um diese Autorität zu usurpiren.

Sonderbar ist, daß die Herzöge, die zugleich Marschälle von Frankreich waren, gewöhnlich mehr auf diese vorübergehende Autorität gelegt und die Rechte eines Amtes der Krone, das ihnen die Eigenliebe als das Eigenthum ihres eigenen Verdienstes ansehen ließ, immer höher geachtet haben, als die mit einer erblichen, in ihren Familien ruhenden Würde verbundenen Vorrechte. Der Marschall von Villeroy, den so viele persönliche Ursachen von dieser Thorheit frey erhalten mußten, war dennoch mehr als ein anderer davon angesteckt. Er sprach mit dem Könige, und da die Sache keinen Widerspruch litt, so erhielt er auf der Stelle eine lettre de cachet, in welcher den beyden Herrn angedeutet wurde, sich entweder in die Bastille zu begeben, oder die Gefreiten anzunehmen.

Sie nahmen dieselben also an, aber auf diesen Befehl des Königs, nicht auf Befehl der Marschälle von Frankreich, was sie auch erklärten, als sie sich zur Annahme der Gefreiten fügten.

Einige Tage nachher ließen die versammelten Marschälle von Frankreich sie vor ihr Tribunal fodern. Der Graf von Har-

Harcourt war nicht zu Hause und der Herzog von Estrées, der sich zu Hause befand, weigerte sich zu erscheinen. Hierauf ging der Marschall von Villeroy zum Könige und stellte ihm nachdrücklich vor, wie leicht bey der Schwierigkeit, ihren Handel zu endigen, zwischen den beyden Herren etwas vorfallen könnte; er wagte aber kein Wort von ihren vorgeblichen Ungehorsam zu sagen. Der König, der in der That fürchtete, daß sie sich den Augen der Gefreiten, die ihnen durch eine lettre de cachet und nicht durch die Autorität der Marschälle zugegeben waren, entziehen, und sich einander treffen möchten, ließ eine zweyte lettre de cachet ausfertigen, worin er ihnen befahl sich in die Bastille zu begeben, ohne daß darin von ihrem Ungehorsam noch von der Autorität der Marschälle ein Wort gesagt war, und eine dritte an den Gouverneur der Bastille, sie darin aufzunehmen.

Einen Monat nach der vorgefallenen Uneinigkeit, ernannte der König die Marschälle von Villeroy, Huxelle und Tessé zu Richtern in dieser Sache, aber nicht in der Qualität als Marschälle von Frankreich, sondern als dazu gewählte Commissärs.

Diese drey Herrn versammelten sich zu Paris beym Marschall von Villeroy, und dieser schickte an den Gouverneur der Bastille eine lettre de cachet des Inhalts, daß er den Herzog von Estrées und den Graf von Harcourt aus der Bastille entlassen und geradenwegs nach ihrer Mittagsmahlzeit zu ihm schicken sollte. Da von der anmaßlichen Autorität und Gerichtsbarkeit der Marschälle nicht mehr die Rede war, sondern von der Autorität des Königs in Person der dazu ernannten Commissarien, so gehorchten die beyden Herren ohne Widerrede; auch zeigte sich keiner der Commissarien als Marschall von Frankreich. Sie empfingen die beyden mit aller möglichen Höflichkeit, sagten ihnen kein Wort über ihren angeblichen Ungehorsam, nichts über die anmaßliche Autorität des Amtes und des Gerichtshofes der Marschälle von Frankreich, der Herzog und der Graf sagten kein Wort zur Entschuldigung, daß sie sie anzuerkennen sich geweigert hätten, kurz, es wurde das Vorgefallene mit keinem Worte erwähnt. Der Marschall von Villeroy, nachdem er sie begrüßt hatte, sagte ihnen ganz kurz, da sie drey durch

die

die eingezogenen Nachrichten erfahren hätten, daß die im Publikum verbreiteten Gerüchte ungegründet gewesen seyen, und da man sie beyde mit einander ausgesöhnt sähe (er hatte sie aber kein Wort gefragt, hatte kein Wort von ihnen gehört und auch weiter kein Wort, als ich referirt habe, vorgebracht); so hätte er weiter nichts zu thun, als sie zu bitten, nicht ihnen zu befehlen, daß sie sich umarmen und Freunde seyn möchten. Sie umarmten sich sogleich, alles stillschweigend, und der Marschall von Villeroy setzte hinzu, daß ihre Uneinigkeit im Publikum großes Aufsehn erregt habe, und daß, wenn sie in der Folge sich von neuem veruneinigten, man nicht umhin könnte, diese Uneinigkeit als eine Folge von der ersten anzusehen, wofür sie der König nachdrücklich warnen lasse. Er bat sie hierauf (bat, befahl nicht), sich nochmals zu umarmen. Sie thaten es und entfernten sich unter demselben Stillschweigen und unter vielen Höflichkeitsbezeugungen von Seiten der drey Marschälle, die sie nur durch Verbeugungen erwiederten. Sie waren nun völlig auf freien Fuß gestellt und man hat bis jetzt nichts wieder von ihrer Geschichte gehört.

Ich bin nicht willens mich hier dabey aufzuhalten, zu zeigen, wie gänzlich grundlos die Anmaßung der Marschälle von Frankreich sey, weswegen sie auch, trotz aller ihrer Bemühungen, während der Hälfte der Regierung Ludwigs des XIV. und noch länger, nie damit durchgedrungen sind. Eben so würde es Zeitverlust seyn, zeigen zu wollen, welch ein gänzlicher Unterschied zwischen der Würde eines Pärs, ja selbst der eines Herzogs und dem Amte eines Marschalls von Frankreich statt habe. Die Sache springt selbst in die Augen, und läßt sich überall nachweisen; die Marschälle von Frankreich haben es sich auch nie einfallen lassen, sich mit jenen in Vergleichung zu setzen; und wenn im Kriege die Marschälle von Frankreich in allem vor den Herzögen den Vorrang haben, wovon auch selbst die Prinzen vom Geblüt nicht ausgenommen sind; so ist dieß eben auch ein klarer Beweis des behaupteten Unterschiedes, indem ihnen niemand abläugnet, daß ihnen alle militärischen Vorzüge zukommen.

Was aber ihre Civiljurisdiction betrifft, so würden sie nicht einmal beweisen können, daß sie jemals nur daran gedacht

dacht hätten, die Herzöge derselben zu unterwerfen, außer zur Zeit der Regierung Ludwigs des XIV., in der Verwirrung, welche hervorzubringen ihn die Minister gelehrt, um durch Erniedrigung alles höhern angeblich die königliche, eigentlich aber ihre eigene Gewalt zu erhöhen, und so sich aus dem Nichts heraus zu der Höhe empor zu heben, auf welcher wir sie jetzt erblicken; wohin auch die Creirung von vierzehn neuen Herzögen und Pärs und von noch vierzehn andern in den Jahren 1663 und 1665 zu rechnen ist.

Seit der Entstehung dieser neuen Anmaßung hat es aber wenig Fälle gegeben, wo man sie auszuüben gesucht hätte. Die Uneinigkeit der Herzöge von Aumont und la Ferté war die erste Gelegenheit, welche denn auch die Marschälle von Frankreich bestmöglichst zu benutzen suchten. Es war die Zeit eines lebhaften glücklichen Krieges, folglich die Periode ihres Glanzes und Credites; demungeachtet wollte es ihnen nicht gelingen, die beyden Herzöge ihren Befehlen zu unterwerfen, sie konnten von ihnen nicht ein Wort zur Entschuldigung erhalten und ihnen nicht den geringsten Verweis geben, daß sie die ihnen zugeschickten Gefreyten des Marschallsgerichtes die Treppen hatten hinuntertanzen lassen, ihnen gedroht, sie zum Fenster hinaus werfen zu lassen und Reden gebraucht hatten, die für das Tribunal, das sie geschickt hatte, sehr ehrenrührig waren. Der Handel endigte sich dadurch, daß sie der König zu Commissarien ernannte, in deren Qualität, nicht aber als Marschälle von Frankreich, sie die Sache schlichteten.

Die Marschälle von Frankreich behandelten sie mit viel Höflichkeit und Complimenten und bey der ganzen Verhandlung wurde alles dessen, was gegen ihre anmaßliche Autorität geschehn war, mit keinem Worte Erwähnung gethan; es geschah nichts, was an die Form eines Tribunals erinnert hätte, alles geschah kraft der königlichen Autorität, welche sie als Commissarien sehr bescheiden anerkannten.

Es fiel auch eine Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Lesdiguieres und dem nachherigen Generallieutenant Lambert vor, wovon aber die Marschälle von Frankreich nicht die geringste Notiz zu nehmen für gut fanden, wiewohl der Zank an einem öffentlichen Orte zu Paris vorfiel. Der Handel wur-

wurde durch den Marschall von Duras, den Schwiegervater des Herzogs von Lesdiguieres, nicht als Marschall von Frankreich, sondern als königlichen Commissarius geschlichtet. Das nämliche was auch hier geschehen ist.

Der Herzog von Estrées und der Graf von Harcourt sind keineswegs darum in die Bastille gesetzt worden, weil sie sich geweigert hatten, die Jurisdiction der Marschälle von Frankreich anzuerkennen, und ihre Gefreyten anzunehmen, sondern lediglich, damit unterdessen kein Unglück zwischen ihnen vorfallen möchte: denn im entgegengesetzten Falle würde das Tribunal nicht ermangelt haben, sich seines Richters zu bedienen, wie es dieß so oft gethan hat, wenn Personen, die seinen Befehlen unterworfen waren, widerspenstig waren, und würde sie mit Gewalt haben in Verhaft nehmen und in das For-l'Eveque setzen lassen, welches das Gefängniß des Tribunals ist. Hier mußten sie zur Autorität des Königs ihre Zuflucht nehmen, und dieser, weit entfernt, die beyden Herren der Gerichtsbarkeit der Marschälle von Frankreich zu übergeben, ließ einen jeden von ihnen eine lettre de cachet und eine dritte an den Gouverneur der Bastille ausfertigen, wodurch dem einen befohlen wurde, sich in die Bastille zu begeben, dem andern, sie in die Bastille aufzunehmen, welches das Gefängniß ist, wo niemand hinein noch heraus kömmt, ohne den unmittelbaren Befehl des Königs; und dieser ließ denn auch ähnliche Befehle ausfertigen, als sie daraus entlassen werden sollten, ohne daß demnach ein Wort von den Marschällen von Frankreich dabey die Rede war; und daß ihnen, bevor sie in die Bastille kamen, Gefreyte zugegeben wurden, daß diese sie dahin begleiteten und nachher unmittelbar von der Bastille zum Marschall von Villeroy, dem ersten der drey königlichen Commissarien, führten, geschah lediglich um in dieser Zwischenzeit alles mögliche Unheil zu verhüten.

Uebrigens von sieben oder acht Marschällen von Frankreich, die sich damals zu Paris befanden (wohin sogar auch der Marschall von Montesquiou aus Flandern auf immer zurückgekehrt war, an dessen Platz als Generallieutenant der Provinz der Hr. von Tingoy gegangen war), waren nur drey Marschälle von Frankreich vom Könige zu Commissarien

er-

ernannt worden, zum augenscheinlichen Beweis, daß ihre anmaßliche Jurisdiction als Marschälle von Frankreich dabey gar nicht ins Spiel kam, indem die übrigen alle ausgeschlossen waren und diese drey in nichts kraft der Autorität ihres Amtes, sondern lediglich kraft der königlichen Autorität als Commissarien in dieser Sache handelten. Auch sah man nichts von den gewöhnlichen Formalitäten des Tribunals bey dem Marschall von Villeroy; der Supplikenmeister war nicht als Referent da, kein Sekretär des Tribunals war da, nichts von der gewöhnlichen Ordnung, nicht einmal der gewöhnliche Tag. Man hatte mit Fleiß den Sonntag gewählt.

Kardinal von Estrees.

Seine Briefe von Rom aus, über das Conclave, an den Marquis von Villars.

Der Papst starb in der Nacht vom 27. zum 28. mit eben der frommen Gesinnung und Resignation, die er in seiner Krankheit und in seiner ganzen letzten Zeit bewiesen hat.

Den andern Tag Abends brachte man seine Leiche unter der gewöhnlichen Begleitung und Ceremonie von Monte Cavallo in die Paulincapelle des Vaticans. Den Tag drauf brachte man sie in die Peterskirche, und man beobachtet die in solchen Fällen gewöhnlichen Feyerlichkeiten.

Das Kardinalscollegium hat den alten Gouverneur von Rom in seiner Stelle bestätigt, die ihm eine Cabale zu entreißen suchte; und das Präsidium des Conclaves ist dem Prälaten Borghese, den Sohn des Prinzen dieses Namens, gegeben worden. Gestern machte der Prinz von Monaco dem Kardinalscollegium sein Compliment und nach ihm der Gesandte von Venedig. Da der Kardinal von Bouillon wegen einer kleinen Unpäßlichkeit nicht in der Versammlung seyn konnte, so antwortete der Kardinal Sterialai, welcher der älteste nach ihm ist, auf die Anreden der Gesandten.

Abends

Abends setzte man den Papst in der Peterskirche bey und die einzigen Kardinäle seiner Creation und die drey, welsche seine Minister gewesen sind. Der Bischoff von Pavia Troch, ein Mann von Stand, Reichthum und Verdiensten, der seit einiger Zeit krank gewesen, ist zwey Tage nach Sr. Heiligkeit gestorben. Man hält für gewiß, er sey einer von denen, welche der Papst in Petto gehabt habe.

Der Kardinal Sacchek hatte gestern wieder einen seiner gewöhnlichen hypochondrischen Zufälle. Man sagt, daß er sich heute besser befinde.

Der Kardinal von Medicis ist heute Nachmittags um ein Uhr hier angekommen.

Brief des Kardinals von Estrees an den Marquis von Villars.

Aus dem Conclave den 16. Oct. 1700.

In Ihrem Briefe vom 2ten October, mein Herr, melsden Sie mir nichts, Ihre Rückkehr nach Frankreich betrefsfend. Indessen schreibt man mir von Paris, daß Sie bald dahin zurückkehren würden. Nach dem, was Sie mir über Ihren jetzigen Aufenthalt zu Wien schreiben, glaube ich, Ihsnen ein Compliment über Ihre schleunige Abreise machen zu können. Die meinige werde ich nach geschehener Papstwahl wo möglich, nicht verschieben. Ob mich gleich der Ort, wo ich mich befinde, von der Pflicht, Ihnen zu antworten, losssprechen könnte, so will ich doch nicht ermangeln, Ihnen für Ihren Brief Dank zu sagen. In der That in diesen ersten Tagen sind unsre Geschaffte von innen und von außen so gehäuft, daß man Mühe hat einige Stunden für das Essen und Schlafen abzusparen.

Die Lage dieses Conclave ist aus vielen Gründen kritisch und mein Verhalten dabey erfordert mehr Klugheit und Ersfahrung, als ich wirklich besitze. Es ist mit dem sonstigen in gar keinen Vergleich zu setzen. Unsre Feinde bedienen sich des Theilungstraktates als eines Mittels, um das Kardinalss

collegium zum schleunigsten Verfahren und baldigsten Beendigung der Wahl zu bewegen. Aber weder für uns, noch für das Collegium selbst ist diese Eilfertigkeit rathsam.

Wir erwarten in fünf oder sechs Tagen den Kardinal le Camus, und acht oder zehn Tage nachher den Kardinal Noailles. Der Kardinal von Bouillon beträgt sich mit vieler Bescheidenheit, und sollte er auch etwas im Hinterhalte führen, so zeigt er doch im Aeußern in Rücksicht des Königs die größte Ehrerbietung. Dieß, mein Herr, ist alles, was ich bisjetzt sagen kann, der Fortgang unsers jetzigen Geschäfftes wird mir Gelegenheit geben, Ihnen mehreres zu melden. Ich bin u. s. w.

Derselbe an Denselben.

Rom, den 28. Nov. 1700.

Ich habe, mein Herr, den Brief erhalten, den Sie mir vom 15ten dieses Monats zu schreiben die Gefälligkeit hatten. Er traf mich, Gott sey Dank, außer dem Conclave. Sie werden schon den Tag der Wahl erfahren und gehört haben, mit welchem Enthusiasmus sich das ganze Collegium dazu vereinigt hat. Es hat ihm auch nicht eine Stimme gefehlt, es waren ihrer fünf und vierzig. Die wahlfähigen unter den Kardinälen, die alle älter waren als er selbst, und deren eine große Zahl waren, traten ohne Widerrede bey. Und wenn wir nicht die Beendigung der Wahl vier Tage verzögert hätten, um zu zeigen, daß sie nicht ohne vorhergegangene Erklärung des Ambassadeurs des Königs vollbracht werden könnte und um die, seiner Krone schuldige Achtung zu erhalten, da überdieß die Sache Se. Majestät interessirte, so würde das ganze Geschäft in zwölf Stunden angefangen und beendigt worden seyn; aber um des Wohlstandes und der öffentlichen Meynung willen, welche die Kardinäle des Hauses Oestreich gänzlich vernachlässigten, sahen wir uns genöthigt, die Handlung des Conclaves bis auf die Antwort des Prinzen von Monaco zu verzögern. Diese Maaßregel wurde vom Publikum gebilligt, und ohngeachtet der geheimen Gegenwirkung einiger Kardinäle, welche die Wahlfreyheit dadurch ver-

verletzt glaubten, bis zu Ende durchgeführt. Vorgestern besuchte ich den Pabst; er bezeigte viel Erkenntlichkeit wegen des Beytrittes unsrer Nation, der in so verbindlichen Ausdrücken von Sr. Majestät vorgeschrieben gewesen. Sie werden, mein Herr, an dem Hofe, wo Sie Sich befinden, sehr wohl bemerken, wie angenehm ihm die Wahl gewesen und Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir etwas davon melden. Wir kannten die Subjecte, die er angelegentlich wünschte, und wir haben sie zu entfernen gewußt. Es muß des Pabstes angelegentliche Sorge seyn, seine Verwandten von sich entfernt zu halten, und er hat die Abschaffung des Nepotismus über die Grenzen ausgedehnt. Die Bulle Pabsts Innocenz XI. ist dabey angewandt worden. Den Tag nach der Wahl, früh um vier Uhr, brachte uns ein Kourier von Florenz die Nachricht von der feyerlichen Annahme des Testamentes des verstorbenen Königs von Spanien und von den schleunigen Vorbereitungen zur Abreise des neuen Königs.

Diese Nachricht ist an den spanischen Gesandten gekommen, der, so wie die sich hier befindenden Spanier, voll Freude darüber ist.

Wir haben noch nichts von unserm Hofe erhalten; und ich wundere mich, daß kein Kourier an den Prinzen von Monaco abgeschickt worden ist, theils wegen dieser Sache, theils wegen des im Palast Vaini Vorgefallenen. Ich glaube von hier aus die Sensation zu bemerken, welche an dem Orte Ihres Aufenthaltes einen für das Haus Oestreich so unersetzlichen Schlag verursachen muß. Ich hoffe, wenn Sie noch nicht von Wien abreisen, nähere Nachrichten von Ihnen darüber zu erhalten. Ich bin u. s. w.

Zweyter Marschall von Estrees.

Der Marschall von Estrees starb zu Paris im Alter von 83 Jahren, als ältester der Marschälle von Frankreich, was auch sein Vater und sein Sohn gewesen sind. Ein Beyspiel ohne Gleichen von drey Marschällen von Frankreich in einer Familie hinter einander, alle drey auch Ritter der königlichen Orden.

Dieser hatte seit fast vier Jahren die Freude seinen Sohn als Marschall von Frankreich zu sehen. Er selbst war im Frühling 1681, eilf Jahr nach seines Vaters Tode, mit dem allgemeinen Beyfall des Publicums allein zum Marschall gemacht worden und hatte schon lange mit Ungeduld erwartet, seinen Sohn mit derselben Würde geschmückt zu sehen. Er hatte von seinem ersten Feldzuge her eine verstümmelte Hand; im Jahr 1644 bey der Belagerung von Graveline war er Generalcolonel; seit 1675 Generallieutenant. Er hatte sich an der Spitze des Regimentes Navarra bey mehrern Gelegenheiten ausgezeichnet. Die ordre de tableau war damals zum Glück noch unbekannt; man prüfte die Leute, welche Talent und guten Willen zeigten, und gab ihnen Gelegenheit durch mehr oder weniger wichtige Commandos sich zu üben und zu zeigen; man ließ diejenigen, welche die von ihnen gefaßten Hoffnungen täuschten, und beförderte die, welche glücklicher waren; und wiewohl Gunst, Geburt, Vermögen immer einiges Gewicht hatten, so wurde doch mehr der Ruf berücksichtigt, und die Stimme der Armee, die Meynung der Truppen und das Urtheil der Feldherren gehört.

Man überging dieß nur äußerst selten zum guten oder zum bösen. Aber Louvois, der schon damals den Plan entwarf, wie er sich zum Herrn und Lenker des Krieges und zum Schöpfer alles militärischen Glückes machen, und wie er in dieser Hinsicht die ganze Lage der Dinge durch seine Macht umändern könnte, dachte auch darauf, wie er sich der Leute, welche sich zu etwas großem entwickelten und deren Verdienst ihm gefährlich werden mußte, entledigen könnte, was ihm mit der Länge der Zeit auch gelang. Er seufzte unter der Last des Ansehens, das Mons. le Prince, Hr. von Turenne und ihre Zöglinge genossen; er wollte keine Männer mehr von der Art aufkommen lassen; er wollte die Quelle derselben verstopfen, damit alles, selbst das Verdienst, von ihm ausfließen und die durch seine Gunst emporgehobene Unwissenheit sich auch nur durch dieselbe behaupten möchte.

Hr. von Estrées war einer von denen, die ihm am meisten im Wege standen. Er war seit zwölf Jahren durch Verdienst und mannigfaltige geleistete Dienste in seinem drey und vierzigsten Jahre Generallieutenant, das war zu weit

vor-

vorgeschritten. Bei Eröffnung des Krieges von 1667 ergriff sein Nebenbuhler Colbert die Gelegenheit, den seit lange schon entworfenen Plan zu Wiederherstellung der Marine auszuführen; sie gehörte zu seinem Departement als Staatssekretär und er hatte, vermöge seiner Stelle als Generalcontroleur der Finanzen, deren Surintendantschaft er zugleich mit Fouquet vertilgt hatte, alle die nöthigen Hülfsmittel dazu in Händen. Louvois sah kein Mittel, diese Wiederherstellung in einem von zwey Meeren begrenzten Reiche zu verhindern; er machte Estrees verdrießlich, er veruneinigte sich absichtlich mit ihm und brachte ihn dahin, daß er sich Colbert in die Arme warf, und dieser froh, für die Marine die mehr neugeschaffen als wiederhergestellt werden mußte, eine so gute Acquisition zu machen, that dem Könige den Vorschlag, ihm das Commando derselben zu übertragen. Obgleich diese schwere Kunst ganz verschieden von der Kriegsführung zu Lande ist, so zeigte sich Estrees bald eben so fähig dazu; er that eine Expedition in die amerikanischen Inseln, wodurch aller der von den Engländern gestiftete Schaden wieder gut gemacht wurde. Er wurde hierauf Viceadmiral. Er schlug die Corsaren von Algier, Tunis und Sali und zwang sie um Frieden zu bitten im Jahr 1670, und zeichnete sich nachher immer durch glückliche Unternehmungen zur See aus.

So froh auch Louvois gewesen war, daß er sich einen so fähigen Kopf vom Halse geschafft hatte, so sehr ärgerte ihn das Glück, das er zur See machte. Er haßte ihn nunmehr, nachdem er sich nur mit ihm entzweyt hatte, um seiner los zu werden. Sein Ruhm, der durch sein Kriegsglück zur See noch vergrößert war, erregte seinen ganzen Haß. Er sah darin das Glück Colberts, das den Glanz seiner Staatsführung verdunkelte. Colbert wollte, daß die Marine einen Marschall von Frankreich haben sollte und Etrées verdiente diese Würde schon längst; aber Louvois's Credit drang in so weit durch, daß er sie nicht mit denen, welche bey Turennes Tode im J. 1675 zu Marschällen gemacht wurden, erhielt. Estrées und Colbert waren darüber aufgebracht, aber sie ließen den Muth nicht sinken, jener fuhr fort, durch neue Thaten sein Verdienst zu vergrößern, dieser, seine Verdienste und Thaten dem Könige vorzustellen und ihm zu zeigen, wie wichtig es sey, die Marine, welche so unentbehrlich sey, nicht ver-

verdrießlich zu machen und daß dieß geschehen müsse, wenn ihr General von der Marschallswürde ausgeschlossen würde. Kurz, Louvois konnte nicht länger das Gegengewicht halten, und im März 1681 machte der König Estrées ganz allein zum Marschall von Frankreich. Einige Jahre nachher ertheilte er ihm den leeren Titel eines Vicekönigs von Amerika, ohne Function und Gehalt; endlich das Gouvernement Nantes und die Generallieutenantsstelle von Bretagne, welche sein Sohn bey seinem Tode erhielt. Der Marschall von Estrées wurde geboren, lebte und starb arm, war stets ein redlicher Mann, allgemein geachtet und mit seinen Brüdern, den Herzögen und dem Kardinal von Estrées, auf das engste verbunden.

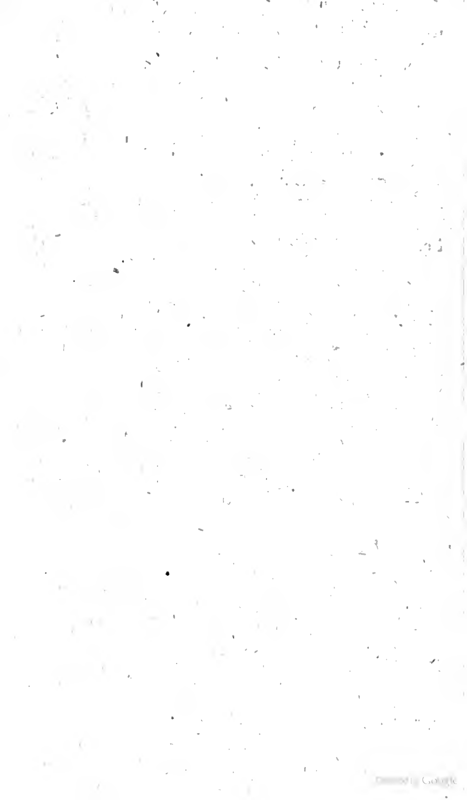
Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Siebentes Buch.

Krieg von 1701 bis 1706.



Inhalt.

Wäh-

Während dieser Zeit erklärte der Kayser Krieg gegen Frankreich, welches den Herzog von Anjou auf dem Throne (von Spanien) erhalten wollte. Italien wurde sogleich der Kriegsschauplatz.

Prinz Eugen commandirte die Kaiserliche Armee; und Vaudemont, welcher Catinat und Tessé unter sich hatte, die Spanische und Französische. Nach Vaudemont diente sein einziger Sohn, und Commercy, der Sohn seiner Schwester, von Lillebonne.

Man hätte leicht einsehen können, wie nöthig es gewesen wäre, auf das Benehmen des Vaters ein wachsames Auge zu haben; man würde alsdann auch eben so leicht entdeckt haben, daß es mehr als verdächtig war. Catinat kam bald auf den Grund. Er konnte nie etwas mit ihm beschließen, ohne daß die Feinde sogleich davon benachrichtigt wurden. Nie konnte irgend eine Streifpartie ausgeschickt werden, welcher nicht von den Feinden eine mehr als doppelt so starke Macht entgegen kam. Sie trieben es bis

zur Unverschämtheit; allein man durfte doch keinen Schluß daraus ziehen.

Catinat beschwerte sich oft darüber; er meldete es bey Hof; allein niemand unterstützte ihn, und der ganze Hof war für Vaudemont. Dieser gewann durch Höflichkeit, großen Aufwand, und besonders durch reichliche Unterstützungen unsere vornehmsten Officiere. Alles Nützliche, alles Angenehme kam von ihm; hingegen alles Trockene, alle Pünctlichkeit wurde vom Marschall abgeleitet. Man darf nicht erst fragen, welchem von Beyden die Herzen ergeben waren. Der Gesundheitszustand des Vaudemont, welcher nicht einmal gerade auf dem Pferd sich halten konnte, und der Vorwand, daß er zu Mailand oder anderswo sich aufhalten müßte, um Befehle zu ertheilen, half ihm aus mancher Verlegenheit, in die er neben einem so vorzüglichen General, wie Catinat war, oft hätte kommen müssen. Dieser war zugleich der Vater seiner vertrautesten Untergeordneten unter seinen Truppen. Jene verrätherische Nachrichten aber liefen an Commercy und an Vaudemonts Sohn.

Zu so starken Hemmungen des guten Fortgangs kam, daß Tessé, welcher, wenn er gleich immer noch mit Verdruß den General-Lieutenants gleich gesetzt bleiben mußte, doch bey der Armee mit großer Auszeichnung angestellt war, sogleich seit Catinats Ankunft, sich mit diesem in eine Fehde eingelassen hatte. Ihm warf er jeden Unfall, welcher sich ereignete, vor. Von Vaudemont auf eine feine Art unterstützt, suchte er alles gegen Catinat zu verschwören. Er meldete zugleich alles, was für ihn nachtheilig werden konnte, bey Hof. Auch Vaudemont, mit ihm einverstanden, schrieb ebenso, aber in halben Worten an den Hof. Er machte den bescheidenen, schonenden Mann, welcher

cher nicht gerne dem General schaden wolle, wußte aber alles so einzukleiden, daß man hundertmal mehr nachtheiliges für Catinat darin finden mußte. Er war fein genug, seine Mäßigung und Schonung bis auf den Grad zu treiben, daß man ihm Vorwürfe deswegen machte, und er nach Wunsch dadurch in den Fall gesetzt wurde, sich deutlicher erklären und für seine Widersprüche mehr Gewicht und Vertrauen gewinnen zu können. Catinat wußte wohl, was er am Ende zu thun hätte, allein er konnte bey dieser schlechten Behandlung nichts würken oder durchsetzen.

Sie ließen den Kaiserlichen, die anfangs sehr schwach waren und sich erst verstärken wollten, Zeit, nach und nach sich zu heben, alle Flüsse ohne Hindernisse zu passiren und sich uns zu nähern. Sie waren von allem Schritt für Schritt unterrichtet. So attakirten sie Saint Fremont, der zu Carpi lag, den 9. Julius zwischen der Adige und dem Po, mit 5 Regimentern Cavallerie und Dragoner. Prinz Eugen führte Infanterie, Canonen, und eine dreymal stärkere Macht von Cavalerie dahin, ohne daß man die geringste Ahnung davon hatte. Plötzlich überfiel er das Standquartier. Tessé, welcher mit einigen Dragonern in der Nähe stund, eilte auf den Lärm herzu. Der Prinz, welcher darauf gerechnet hatte, alles im ersten Anlauf wegzunehmen, fand unerwartet einen langen und tapferen Widerstand; aber endlich mußte man doch der überlegenern Anzahl weichen, und sich zurückziehn. Dies geschah in der besten Ordnung. Man verlor aber doch viele und ausgezeichnet brave Leute dabey. So eröffneten wir die Bühne in Italien. Der ganze Fehler wurde Catinat aufgebürdet, wozu Vaudemont und Tessé alles mögliche beitrugen. Ersterer deutete nur von weitem darauf, Tessé aber blies aus vollen Backen.

Der König, ärgerlich über einen so schlechten Anfang, und schon vorher gegen einen General eingenommen, der zu bescheiden war, und gar keinen Vertheidiger hatte, schrieb an den Marschall von Villeroi, welcher an der Mosel stund: er sollte sogleich, und ohne ein Wort davon zu sagen, abreisen, um seine weitere Befehle zu empfangen. Ganz unerwartet war Villeroy zu Marly. Niemand wollte seinen Augen trauen, als man ihn sah. Er war einige Zeit bey der Frau von Maintenon mit dem König. Nachher kam auch Chamillard; und schon, da der König sich entfernte, um zur Tafel zu gehen, wußte man, daß Villeroy die Italiänische Armee commandiren würde.

Nie hatte man ihn für den gehalten, welcher im Stande wäre, Fehler Catinats wieder gut zu machen. Die Wahl erregte ein allgemeines Erstaunen. Am Ende der Mahlzeit stellte Herr von Duras, welcher den Dienst hatte, sich gewöhnlich hinter den König. Einen Augenblick nachher kündigte ein Geräusch im Speisesaal den Marschall von Villeroy an, welcher schnell gegessen hatte, und zurückgekommen war, um den König von der Tafel weggehen zu sehen. Er stellte sich neben Herrn von Duras, mit der ganzen gewöhnlichen Umgebung seiner Größe. Der Marschall von Duras, welcher ihn weder liebte noch achtete, sich aber auch sogar in Gegenwart des Königs keinen Zwang anthat, hörte einen Augenblick dem Gesumme der Beyfalls-Bezeugungen zu; schnell wandte er sich dann gegen den Marschall von Villeroi, nahm ihn beym Arm und sagte ganz laut:

Herr Marschall, jedermann bezeugt Ihnen seine Glückwünsche zu Ihrem Vorhaben nach Italien zu gehen; ich warte auf Ihre Rückkehr, um Ihnen die Meinigen zu machen. Nun fing er an zu lachen und sah

die

die ganze Gesellschaft an. Villeroy blieb verwirrt stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können; jedermann lächelte und schlug die Augen nieder. Der König blieb ganz unbeweglich. Villeroy folgte seiner Bestimmung.

2.

Prinz Eugen, welcher die Sache besser als Villeroy begriff, nöthigte ihn, mitten in Mailand seine Winterquartiere zu nehmen. Er hielt ihn dort sehr enge, während er selbst seine Quartiere sehr erweitert hatte, und die Unsrigen häufig beunruhigte.

Wegen dieser vortheilhaften Lage faßte er den Entschluß, das Centrum unserer Quartiere zu überfallen, durch diesen Gewaltstreich in die Mitte unserer Armee und unsers Landes einzudringen, jene zu zerstreuen, sich des Landes zu bemächtigen, und darauf Mailand und die wenigen Festungen dieses Landes, welche in sehr schlechtem Zustand waren, wegzunehmen, um seine Eroberung sicher und schnell zu vollenden.

Cremona war jener Mittelpunkt. Es hatte einen spanischen Gouverneur und sehr starke Garnison. Am Ende des Feldzugs war Crenan noch mit einigen andern Truppen dahin gekommen, und hatte das Obercommando übernommen. Praslin commandirte die dortige Cavalerie, als Brigadier, und Firmaçon die Dragoner.

Gegen das Ende des Januars kam auch der erste General Lieutenant Revel nach Cremona, und commandirte dort über Crenan. Er erhielt Ordre vom Marschall von Villeroy, welcher seine Quartiere besuchte, ein starkes Detaschement nach Parma abzuschicken,

schicken, welches der Herzog von Parma seiner Sicherheit wegen von ihm verlangt habe. Man hatte nachher Ursache zu vermuthen, daß der Herzog mit dem Prinzen Eugen einverstanden, dies absichtlich deswegen gethan habe, um Cremona, bey den neueren verschiedenen Bewegungen des Feindes, desto mehr zu entblößen. Revel, als ein kluger Mann, hielt bloß das Detaschement bereit, ließ es aber nicht abgehen. Der Marschall von Villeroy nahm seinen Weg über Mailand, wo er mit dem Prinzen und Vaudemont sich besprach. Von da kam er den letzten Januar, bey guter Zeit, zu Cremona an. Zwar billigte er nun die Gründe, welche Revel dafür angab, daß er das Detaschement nicht nach Parma abgeschickt habe; allein man bemerkte, daß er in einer zahlreichen Gesellschaft, in welcher er zu Nacht speiste, ausserordentlich zerstreut und einsilbig war, und sich sehr bald entfernte.

Prinz Eugen hatte erfahren, daß zu Cremona eine alte Wasserleitung war, die sich weit ins Feld erstreckte, innerhalb der Stadt aber in den Keller eines Hauses lief, worin ein Geistlicher wohnte. Man wußte, daß dieser Wasserleiter seit kurzem gereinigt worden sey und wenig Wasser habe, auch daß diese Stadt ehemals durch diesen Canal überfallen worden war. Der Prinz ließ insgeheim den Eingang im Felde in Augenschein nehmen und gewann den Geistlichen, in dessen Hause der Ausgang war; dies Haus lag nahe an einem vermauerten, unbewachten Thore der Stadt. Nun ließ er so viel er konnte, von seinen ausgesuchtesten Soldaten, als Priester und Bauren verkleidet, nach Cremona sich einschleichen, und sich in dieses Haus des Freundes verstecken. Man versah sich, so heimlich und so gut als möglich, mit Aexten.

Als alles schnell und klug vorbereitet war, gab Eugen dem Prinzen Thomas von Vaudemont, erstem

ſtem General Lieutenant ſeiner Arme, und einzigem Sohn des ſpaniſchen General-Gouverneurs von Mailand, ein ſtarkes Detaſchement. Dieſem vertraute er ſein Vorhaben an, und gab ihm den Auftrag, ſich einer Redoute zu bemächtigen, welche den Anfang von der Brücke des Po vertheidigte, damit er ihm, ſobald er in die Stadt eingedrungen ſeyn würde, zu Hülfe kommen könnte.

Er detaſchirte 500 auserleſene Leute mit verſtändigen Officieren, welche durch die Waſſerleitung in das Haus des Prieſters einrücken mußten, wo die Leute, welche er ſonſt in die Stadt hatte hineinſchleichen laſſen, und welche die Wälle, Poſten und Straßen der Stadt indeß genau recognoſcirt hatten, ſie erwarteten. Mit dieſen ſollten ſie alsdann dem übrigen Theil der Truppen das vermauerte Thor öffnen, während er ſelbſt zu gleicher Zeit mit ſeiner ganzen Macht, gegen dieſes Thor marſchirte. Alles war richtig berechnet, es ward eben ſo genau vollzogen, und ſo geheim als glücklich ausgeführt.

Crenans Koch, welcher mit dem Anbruch des Tags ausging, um Mundvorrath zu hohlen, war der erſte, welcher es bemerkte. Er ſah die Straßen mit Soldaten angefüllt, deren Kleidung ihm unbekannt war. Sogleich lief er in das Haus ſeines Herrn, um ihn aufzuwecken; weder dieſer noch ſeine Bedienten wollten ihm glauben. Crenan kleidete ſich ſchnell an, lief fort und ſah nur zu bald, daß es war ſey. Das Schiffs-Regiment (le regiment des vaiſſeaux) ſetzte ſich zu gleicher Zeit und an einem vortheilhaften Ort in Schlachtordnung, und durch dieſen glücklichen Zufall wurde Cremona gerettet. Herr von Entragues, ein ſonſt privatiſirender Edelmann aus der Dauphiné, war Obri-

Obrister dieses Regiments; ein rechtschaffener sehr unterrichteter und tapferer Mann, voll Begierde, sich auszuzeichnen. Von Entragues wollte geradeüber dieses Regiment Revüe halten, und damit, ehe es noch völlig Tag war, anfangen. Als die Bataillons schon in ihren Reihen unter Waffen waren, bemerkte er noch undeutlich, daß sich am Ende der nehmlichen Straße Infanterie-Truppen gegen ihm über in Ordnung stellten. Er wußte aus der am Abend vorher gegebenen Ordre, daß niemand marschiren, auch kein andrer außer ihm Revüe halten durfte. Sogleich befürchtete er also einen Ueberfall, ging auf die Truppen los, welche er für Kaiserliche erkannte, ließ auf sie feuern, warf sie nieder, und leistete auch gegen die Nachrückenden Widerstand. Er hielt das Gefecht so hartnäckig aus, daß indeß die ganze Stadt erwachen, und der größte Theil der Truppen herbeyeilen konnte. Ohne ihn würde sie an denselben Morgen im Schlafe umgekommen seyn.

Marschall von Villeroy schon völlig angekleidet, schrieb in seinem Zimmer. Er hört Lermen, fodert ein Pferd, schickt jemand ab, um zu sehen was es gäbe. Mit einem Fuß schon im Bügel, hört er von mehreren auf einmal, daß die Feinde in der Stadt seyen. Er durchschneidet die Straße, um nach dem Marktplatz zu kommen, wo das Gefecht noch immer dauerte. Ein Adjutant und ein einziger Page waren seine Begleiter. An der Krümmung der Straße fällt er einem wachehaltenden Posten in die Hände, der ihn umringt und gefangen nimmt. Er mit zwey Begleitern konnte sich nicht vertheidigen. Er sagt dem Offizier seinen Nahmen ins Ohr, versprach ihm 10 tausend Pistolen, ein eigenes Regiment, und die größten Belohnungen vom König, wenn er ihn frey lassen wolle. Allein der Offizier war nicht zu bewegen,

gen, und antwortete: er habe dem Kaiser zu lange gedient, um gegen Ihn am Ende verrätherisch zu handeln. Hiemit führte er ihn sogleich zum Prinzen Eugen. Als der Marschall bald nachher Crenan gefangen und tödlich verwundet vorbey führen sah, schrie er: Ich wünschte, daß ich an seiner Stelle wäre.

Indeß suchte Revell, der einzige General Lieutenant, als Oberbefehlshaber seit der Gefangennehmung des Marschalls von Villeroy, seine Truppen wieder zusammen zu ziehen. In jeder Straße war ein Gefecht; der größte Theil der Mannschaft war zerstreut, einige in kleinen Haufen, die meisten kaum bewaffnet, manche im bloßen Hemde. Alle fochten mit der größten Tapferkeit; allein die meisten wurden zurückgetrieben und genöthigt, allmählig sich auf den Wall zu ziehen. Dieser versammlete sie alsdann alle ganz natürlich. Hätte der Feind sich des Walls bemächtigt oder den Truppen nicht Zeit gelassen, sich untereinander zu verständigen, und mit ganzer Macht sich wieder in Ordnung zu stellen, so würde das Innere der Stadt nie im Stande gewesen seyn, zu widerstehen.

Als Praslin den Feldmarschall Montgon, der sich schon bey dem ersten Lerm aufgemacht hatte, nicht sah, vermuthete er gleich das Gefecht würde ernsthaft werden, und zog sich klüglich zurück, indem er vorgab, er sey verwundet; was sich aber nicht bestätigte. Montgon indeß hatte sich an die Spitze der Irländischen Bataillone gestellt, welche unter ihm Wunder thaten. Sie hielten sich auf den offenen Plätzen und vertrieben alles aus den benachbarten Straßen, ungeachtet sie immer zu gleicher Zeit angreifen und sich vertheidigen mußten. Praslin sah ein, daß Cremona nur durch Abbrechung der Brücke über den Po zu retten sey, um den Kaiserlichen den Succurs

von

von dort her abzuschneiden. Er wiederhohlte seine Meinung so oft, bis es Mahoni endlich an Revel meldete, welcher nicht daran gedacht hatte. Dieser fand den Rath so gut, daß er Praslin sagen ließ: er möchte alles thun, was er für gut halte. Praslin ließ sogleich alle Mannschaft, die am Anfang der Brücke in der Redoute stund, sich zurückziehen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Prinz Thomas von Vaudemont erschien bereits. Die Truppen wurden zurückgezogen, und die Brücke in seiner Gegenwart abgebrochen, ohne daß sein Musketenfeuer diese Ausführung zu verhindern im Stande war.

Es war drey Uhr Nachmittags; der Prinz Eugen nahm gerade auf dem Rathhaus die Huldigung des Magistrats an. Als er von da wegging, mußte er mit Verdruß sehen, daß seine Truppen an den meisten Orten schwächer geworden waren. Er ging mit dem Prinzen von Commercy auf den Thurm der Cathedralkirche, um mit einemmal übersehen zu können, was an jedem Ort der Stadt vorging. Er war schon sehr unruhig, daß die Truppen, welche der Prinz Thomas von Vaudemont bringen sollte, noch nicht angekommen waren. Kaum waren sie dort, so sahen sie auch schon sein Detaschement am Ufer des Po, die Brücke aber abgebrochen. Diese Hülfe kam also umsonst. Eben so unzufrieden waren sie über das, was sie an verschiedenen Orten der Stadt und der Festung entdeckten. Prinz Eugen war ausser sich über den unglücklichen Fortgang seiner Unternehmung, da er des Siegs schon so gewiß zu seyn glaubte. Er schrie und riß sich die Haare aus, als er vom Thurme herab stieg. Sogleich dachte er auf den Rückzug, ob er gleich der Anzahl nach noch der stärkere war.

Firmaçon that indeß Wunder mit seinen Dragonern, die er hatte absteigen lassen. Revel, der seine

ne Truppen von Hunger, Mattigkeit und Wunden ganz entkräftet sah, und selbst seit dem Anbruch des Tags keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, dachte zu derselben Zeit darauf, sich mit allem, was er retten könnte, ins Schloß von Cremona zurückzuziehen, um sich dort wenigstens hinter einer Schutzwehr vertheidigen und eine Capitulation erlangen zu können.

Die Anführer beyder Partheyen wollten sich also zu gleicher Zeit zurückziehen. Dadurch wurde das Gefecht gegen Abend schon an den meisten Orten schwächer, als die Truppen noch einmal ihre letzten Kräfte anzustrengen suchten, um den Feind, welcher an einem Thore der Stadt stand, zu verjagen, weil ihnen dadurch die Communication mit der Festung, worin die Irländer standen, abgeschnitten war, und sie doch gerne das Thor die Nacht über frey haben wollten, damit neue Hülfstruppen durchpassiren könnten. Die Irländer unterstützten ihren Angriff von dem Wall aus so gut, daß der obere Theil des Thors weggenommen wurde. Die Feinde behaupteten den untern Theil des Thors auf der ebenen Straße. Diesem Kampf folgte ein ziemlich langes Stillestehen.

Revel wollte nun allmählig seine Truppen in das Schloß zurückziehen, als Mahoni nach dieser langen Ruhe ihm den Vorschlag machte, jemand abzuschicken, damit man wisse, wie es sonst überall stehe. Er bot sich selbst dazu an. Es war schon dunkel; desto ungestörter konnten die Reuter, welche man zum Recognosciren ausgeschickt hatte, entdecken, daß sich der Feind zurückzog.

Herr von Entragues, dessen Tapferkeit man die Rettung von Cremona verdankte, überlebte diesen siegreichen Tag nicht. Der Spanische Gouverneur wurde mit der

der Hälfte seiner Truppen getödtet. Die Kaiserlichen verlohren noch eine größere Anzahl und verfehlten einen Streich, welcher in kurzem, zu ihrem Vortheil, den Krieg von Italien geendigt haben würde.

3.

Seit Villeroy's Gefangennehmung commandirte der Herzog von Vendôme die Italienische Armee. Er hatte die Kaiserlichen Linien gesprengt, und Ustiano weggenommen. Er zwang sie, die Belagerung von Mantua aufzuheben, und schlug die Feinde bey Luzara auf folgende Art.

Nachdem beyde Theile schon einige Zeit in verschiedenen Lagern gestanden hatten, Medavid aber sich mit einem starken Detaschement von Vaudemonts Truppen mit Vendome vereinigte; wollte Herr von Vendome sein Lager bey Luzara, einer kleinen Stadt am Fuße eines langen Bergstrichs, nehmen. Prinz Eugen, der dieselbe Absicht hatte, marschirte auch dahin, und die beyden Armeen kamen den 15. August gegen vier Uhr Abends, am Fuße dieser Anhöhe an. Es war sehr sonderbar, daß keiner von dem andern etwas wußte, und sie sich gegenseitig erst gewahr wurden, als die ersten Truppen anfingen, den unmerklichen Abhang der Anhöhe zu besteigen. Es läßt sich nicht bestimmen, wer zuerst angriff. In einem Augenblick postirten sie sich von beyden Seiten, und suchten einander zu vertreiben. Nie war eine Schlacht so lebhaft, hitzig, streitig und erbittert gewesen; nie sah man eine solche Tapferkeit und einen so hartnäckigen Widerstand von beyden Seiten; nie ein so anhaltendes Feuer und so vielen Muth; und nie war der Erfolg so ungewiß. Die Nacht endigte die Schlacht. Jeder

der zog sich auf einen sehr kleinen Plaz zurück, und blieb die ganze Nacht unter Waffen. Das Schlachtfeld zwischen benden blieb leer; Luzara lag ganz nahe hinter unserer Armee.

Der König von Spanien blieb überall, auch unter dem stärksten Feuer, vollkommen ruhig. Er beobachtete von allen Seiten die gegenseitigen Angriffe in einem so engen und eingeschlossenen Terrain, wo selbst die Infanterie kaum angreifen, die Cavallerie aber hinter ihr gar nicht agiren konnte. Er lachte oft über die Angst, welche er bey einigen aus seinem Gefolge zu bemerken glaubte. Sonderbar war es, daß er bey einer so erprobten Tapferkeit, doch nicht die Neugierde hatte, da und dorthin zu gehen, um zu sehen, was an verschiedenen Orten vorging. Am Ende bat ihn Louville, sich tiefer unter die Bäume zurückzuziehen, um nicht so sehr ausgesetzt und mehr vor dem Feuer gedeckt zu seyn. Er ging und blieb auch dort mit der nehmlichen Gleichmüthigkeit. Louville, nachdem er ihm einen Platz gezeigt hatte, ging näher hinzu, um zu sehen wie es stünde. Ganz am Ende kam er wieder zum König zurück und machte ihm den Vorschlag etwas näher zu kommen. Sogleich zeigte sich dieser den Truppen.

Marchin blieb keinen Augenblick bey ihm; er setzte sich vielmehr als General-Lieutenant an seinen Posten, und zeichnete sich sehr aus. Die beyden entgegengesetzten Generale thaten Wunder. Die Eifersucht trieb sie an, und die Gegenwart des Königs von Spanien wurde ein Sporn für den Prinzen Eugen, der an die Schlacht von Pavia dachte, Wunder zu thun. Das Gefecht war für beyde Partheyen blutig; aber Gefangene machten sie wenig.

 Der

Der Marquis von Crequi, General-Lieutenant, wurde getödtet. Er war der einzige Sohn des verstorbenen Marschall von Crequi. Man beklagte ihn, nicht wegen Güte und Rechtschaffenheit, wohl aber wegen seiner militairischen Kenntnisse, die er sich durch viele Mühe und Anstrengung erworben hatte. Er würde den Marschallsstab bald erhalten, und eben so würdig getragen haben, als sein Vater.

Die Kaiserlichen verlohren die zwey ersten Generäle ihrer Armee, nach dem Prinzen Eugen. Der Prinz von Commercy wurde getödtet, und Prinz Thomas von Vaudemont starb nach zwey Jahren an den dort erhaltenen Wunden. Sie waren unverheurathet, und beyde Feldmarschälle.

Am andern Morgen nach der Action, standen die Armeen so nahe, daß sie anfingen sich zu verschanzen, und daß noch viele durch zufällige Schüsse getödet und verwundet wurden.

Keiner von beyden wollte sich zuerst zurückziehen. Mit jedem Tag suchten sie ihre Verschanzungen stärker zu machen und sich vorsichtiger zu verwahren. Der König von Spanien mußte sogar ein anderes Zimmer nehmen, weil er in seinem bisherigen vor dem Feuern nicht sicher war. Ein jeder Theil bekam seine Nahrungsmittel vom Rücken her zugeführt; in beyden Lagern, wo die Armeen so lang und in so beständiger Gefahr und Wachsamkeit standen, mußte man sich so viel möglich behelfen. Man rechnete unsern Verlust auf 3000 Mann, und den der Feinde noch weit höher. Nach dieser Schlacht machte man für Italien ein Cartel (einen Auslösungs Vertrag).

4.

Während der Krieg in Italien schon ausgebrochen war, erklärten sich auch England und Holland ge-

gegen Frankreich. Der Schauplatz dieses Kriegs war Flandern.

Der Feldzug war dort in diesem Jahre traurig.

Der Churfürst von Brandenburg, und der Landgraf von Hessen, waren wider uns, und belagerten frühzeitig Kayserswerd. Blainville vertheidigte es sehr gut, durch viele Ausfälle.

England und Holland erklärten sich feyerlich wider Frankreich und Spanien. Ihre vereinigte Armee wurde im Namen der Generalstaaten durch den Grafen von Anotone, die englische durch den Grafen von Marlborough commandirt.

5.

Marlborough war einst Milord Churchill, der Günstling von König Jacob. Dieser hob ihn, einen unbedeutenden Edelmann, als den Bruder seiner Maitresse, mit welcher er den Herzog von Berwick gezeugt hatte. Jacob gab ihm den Titel eines Grafen von Marlborough, und eine Compagnie seiner Leibwache. Bey dem plötzlichen Einfall des Prinzen von Oranien vertraute er ihm das Commando über seine Truppen. Diesem wäre er unfehlbar in die Hände gefallen, wenn nicht Graf von Feyestham, der auch Hauptmann bey der Leibwache, und ein Bruder von den Marschällen von Duras und von Lorges war, ihn abgehalten hätte, zu einer Revüe in sein Lager zu gehen, wo, wie jener erfahren hatte, man ihn in die Schlinge locken wollte.

Marlboroughs Gemalin war immer der Prinzessin von Dänemark sehr ergeben, und bereits ihre

Günstlingin und Hofdame, als die Prinzessin zur Krone kam. Diese behielt sie als Hofdame, schickte zu gleicher Zeit ihren Mann als Gesandten und als General der Armee, welche sie errichtete, nach Holland. Zugleich machte sie ihn zum Herzog und Ritter vom Hosenbande.

Wir werden nur zu viele Gelegenheit haben, in der Folge von einem Mann zu sprechen, dem unser Unglück einen so großen Namen gemacht hat. Man beschuldigte Herr von Boufflers, er habe aus Unentschlossenheit eine glückliche Gelegenheit versäumt, wo er ihn hätte schlagen können. Sie fand sich nie wieder. Unsere Truppen standen im Feindeslande. Man glaubte, den Feind in der Gegend von Nimwegen fest zu halten. Dort, behauptete man, hätte ein großer Vortheil über sie gewonnen werden können. Beyde Theile waren fast durch nichts von einander getrennt. Die Kanonade dauerte den ganzen Tag. Man erbeutete einige Wagen und Munition, und tödtete einige von ihren Leuten. Aber nach und nach zogen sie sich unter Nimwegen zurück und auf die andere Seite. Der Verlust von Kayserswerd, Venloo, Ruremonde, der Citadelle von Lüttich, und verschiedener kleinere Plätze waren die Frucht ihres Feldzugs, und der Vorbote ihres Glücks.

Der Herzog von Bourgogne zeigte viele Menschlichkeit, auch Fleiß und Tapferkeit; allein, da er unter Vormundschaft gesetzt war, konnte er nichts für sich selbst thun. Er gieng unerschrocken unter das Kanonenfeuer, und machte verschiedene Vorschläge zu mancherley Angriffen, die seinen Eifer thätig zu seyn, bewiesen.

Da

Da die Armee nicht mehr im Stand war, dem Feinde Abbruch zu thun, wurde er nach Versailles zurück berufen. Nach einer eben so wenig entscheidenden Kanonade, wie die erstere gewesen war, folgte ihm auch Herr du Maine dahin. Er hatte Gelegenheit gehabt, seinen Platz als erster Generallieutenant bey der Armee geltend zu machen Herr von Boufflers hatte dieß vergebens für ihn gehofft. Der König wurde durch dieses Unglück wieder an alles vorhergegangene erinnert. Er sah endlich ein, daß gerade jener sein Lieblings-Sohn nicht leicht Lorbeere zu erlangen bestimmt sey. Mit Verdruß beschloß Er, denselben dergleichen unangenehmen Zufällen nicht öfter auszusetzen.

6.

Catinat und Villars hatten aus allen Kräften und auf alle mögliche Art versucht, bis Landau, das von dem Prinzen Ludwig von Baden belagert war, vorzudringen; aber der Speierbach, welcher schon lange Zeit gut verschanzt und durch den Rhein gedeckt war, schien für sie unübersteiglich, so wie auch die hintere Seite der Gebürge, über welche zu kommen, sie einige Versuche gemacht hatten. Endlich war Landau aufs äusserste gebracht, und für den Feind schon überall offen. Die Festung capitulirte daher den 10. Sept. nach einer rühmlichen Vertheidigung. Sie hatte sich einen Monat länger als irgend jemand erwartete, gehalten.

Der Churfürst von Bayern hatte sich erklärt. Er erbot sich, 25000 Mann an den Rhein zu schicken. Dieses Anerbieten, welches man unterstützen wollte, war die Ursache, daß Catinats Armee gegen den Ober-

Rhein zu gieng, und sich von der, welche Villars commandirte, trennte. Dieser hatte Befehl erhalten, mit dem größten Theil seiner Armee nach Nimwegen hinab zu gehen, um die Kaiserlichen dahin zu locken, und sonst zu unternehmen, was ihm die Umstände vielleicht anbieten würden.

Catinat hatte an der Spitze der Rheinarmee schon Gelegenheit genug gehabt, die Folgen von den Erläuterungen, welche er dem König gemacht hatte, zu bemerken. Er hatte sich dadurch große Lobsprüche erworben; aber er hatte auch den Minister Chamillard dabey überwiesen, und Frau von Maintenon vor den Kopf gestoßen. Es fehlte ihm dafür jetzt an allem. Die Nothwendigkeit, dem Churfürsten von Bayern zu Hülfe zu kommen, der von den Kaiserlichen als verabscheuungswürdig mißhandelt wurde, und der gegenseitige Wunsch nach Unterstützung durch die bayrischen Truppen, waren Ursache, daß man über den Rhein setzen wollte. Diesen Uebergang zu machen, wurde Catinat vorgeschlagen. Allein dieser glaubte gute Gründe zu haben, den Antrag abzuweisen. Villars, der, wenn dieser Uebergang gelang, sein Glück gemacht sah, übernahm die Ausführung, sicher, daß, wenn ihm auch mißlänge, was Catinat nicht einmal hatte wagen wollen, für ihn daraus keine üble Folge entstehe. Aber als kluger Mann forderte er eine große Macht dazu, und außer den Truppen, welche ihm Chamarande aus Flandern schickte, führte ihm Blainville noch ein starkes Detaschement von der nehmlichen Armee zu.

Er nahm noch so viele Truppen als er wollte, von der Rheinarmee dazu, welche dadurch selbst in ein bloßes Detaschement verwandelt wurde, verschanzte sich unter Straßburg, und nach und nach war er bis auf

auf 10 Bataillons und wenige Escadrons herabgesetzt, so daß Catinat sich selbst nach Straßburg begab, und dort traurig den Erfolg von Villars Uebergang über den Rhein erwartete.

Villars marschirte gerade nach Hüningen, untersuchte die Rheinufer, und wählte sich, Hüningen gegen über, zu Errichtung einer Brücke einen Platz, wo eine ziemlich geräumige Insel war, die er vortheilhaft benutzen konnte. Der große Arm des Rheins war zwischen ihm und der Insel; der kleinere lag zwischen der Insel und der andern Seite des Rheins, bey der kleinen Stadt Neuburg, welche die Kaiserlichen besetzt, und wo sie, verschanzt, ein fliegendes Lager hatten. Villars ließ hierauf fleißig, aber in aller Stille, seine Brücke bis an die Insel bauen. Er war den 30. September angekommen, und in weniger als 24 Stunden war die Brücke fertig. Den ersten October Mittags um 12 Uhr ließ er vierzig Kanonen, mit dem Regiment Champagne und Bourbon hinüber gehen, die sich auf der Insel lagerten; und nun ließ er an seiner zweyten Brücke arbeiten. Sobald er Platz gefaßt hatte, schickte er Arbeitsleute, unter einer Bedeckung von Grenadiren, hinüber, welche eine Parallellinie mit dem Rhein und dem Brückenkopf zogen. Der feindliche Widerstand, der es verhindern sollte, war zu schwach. Man setzte ihnen ein Feuer von 1500 Mann Artillerie, die auf der Insel waren, entgegen, und hatte ausserdem noch genug Schiffe mit Grenadieren besetzt.

Villars war nun im Stande seinen Uebergang zu machen. In dieser Stellung wollte er Nachrichten von dem Churfürsten von Bayern abwarten. Prinz Ludwig von Baden, und der größte Theil seiner Generale hatten sich indeß bey Friedlingen verschanzt.

Den 12. October passirte Lobanie mit einem Detaschement von der Garnison von Neu-Breisach, in kleinen Schiffen, den Rhein. Er nahm mit dem Degen in der Faust die Stadt Neuburg weg und besetzte sie. Herr von Guiscard folgte ihm über unsere Brücke mit 25 Escadrons und 2 Bataillons.

Auf die Nachricht hievon zweifelte Prinz Ludwig nicht mehr, daß Villars dort seinen Uebergang machen wolle, verließ Friedlingen und marschirte den 14. Morgens um 6 Uhr gegen Neuburg. Villars, von dessen Abmarsch benachrichtigt, brach von Hüningen auf, und ließ schnell alle Truppen, die er diesseits hatte, über seine Brücke nach der Insel marschiren. Die Cavallerie mußte den andern kleinen Arm des Rheins durchwaten; die Infanterie ging über die zweyte Brücke, die er noch zeitig genug abgenommen, und mit seiner Artillerie Friedlingen gegenüber gebracht hatte. Hierauf ließ Prinz Eugen, der schon im Anmarsch war, alle seine Truppen, die mit seiner Infanterie 42 Schwadronen ausmachten, wieder rückwärts gehen. Fünf von diesen Schwadronen umgiengen einen kleinen Berg, der gegen uns hin sehr abhängig war, um von hinten den übrigen Theil des Bergs zu passiren; die andern 37 rückten gegen Villars an, ehe er sich dessen versah. Dieser hatte nur 34 Schwadronen, weil er sechs davon nach Neuburg abgeschickt hatte, um Guiscard an sich zu ziehen. Drey Anfälle brachten die kayserliche Cavalerie in Unordnung. Sie wurde aber von 6 frischen Bataillons sogleich unterstützt. Die übrigen Bataillons hatten sich auf den Berg postirt. Man konnte sie von dort nicht anders verjagen, als wenn man durch die Weinberge und den Abhang, der auf unserer Seite war, gegen sie gieng. Dieß war also eine ganz sonderbare Schlacht, wo auf beyden Seiten

Cava-

Cavalerie und Infanterie ganz getrennt agiren mußte.

Der Angriff des Bergs, welcher unter dem Generallieutenant des Bordes, ehemaligem Gouverneur von Philippsburg (der daselbst umkam) gemacht wurde, konnte wegen dem Bergrisse und der Steile des Berges nicht ohne einige Unordnung ausgeführt werden. De Truppen kamen athemlos und zerstreut an, konnten also der in Ordnung stehenden und ausgeruhten Infanterie nicht genug Widerstand leisten. Sie wurden zurückgetrieben, und mußten in noch grösserer Unordnung wieder den Berg hinab zu kommen suchen, als sie heraufgestiegen waren.

Die Anordnungen konnten nicht anders als langsam gehen. Villars war unten am Berge geblieben, und, da er seine ganze Cavalerie aus dem Gesicht verlohren hatte, die damals, eine halbe Meile von ihm, hinter der kaiserlichen her war; so hielt er die Schlacht für verlohren. Sein Muth war ganz dahin; er stand unter einem Baum, und riß sich aus Verzweiflung die Haare aus, als er Magnac, den ersten General-Lieutenant von der Armee, in Begleitung eines einzigen Adjutanten, im Galop herzureiten sah. Nun zweifelte er vollends gar nicht mehr, daß alles verloren sey, und rief ihm zu: Wir sind also verloren, Magnac! Dieser erkannte seine Stimme, ritt dem Baume zu, und war erstaunt, Villars in diesem Zustand zu sehen. Was machen Sie denn hier? was ist Ihnen? fragte Er. Jene sind geschlagen; wir haben alles gewonnen.

Im Augenblick unterdrückte Villars seine Thränen, und sprengte mit Magnac zur Infanterie, die mit der feindlichen im Gefecht war, welche sie, oben von dem

kleinen Berg herunter, verfolgt hatte. Beyde schrien: Sieg! Sieg!

Magnac nämlich hatte die Cavalerie angeführt, die kayserliche Reuterey geschlagen, und eine halbe Meile weit verfolgt, bis ihnen die 6 frischen Bataillons zu Hülfe kamen. Auch da konnten sie aber doch der Wut unserer Leute nicht widerstehen, und diese Infanterie zog sich nach und nach, mit den Ueberresten der kayserlichen Cavalerie, selbst zurück. Magnac wollte sie nicht bis in die dortigen Engpässe verfolgen, weil er wegen unserer Infanterie besorgt war, von welcher er durchaus keine Nachricht hatte. Er ritt deswegen in eigener Person zurück, um zu sehen was dort vorgehe, und war ganz wütend, daß er sie nicht in der Nähe dieser Engpässe bey sich hatte, um seinen Sieg vollenden zu können, wo er die Ueberreste der kayserlichen Reuterey, mit den 6 Bataillons, welche sie gerettet hatten, entfliehen lassen mußte.

Magnac und Villars hatten durch ihr Sieggeschrey unserer Infanterie neuen Muth gegeben, welcher endlich nach mehreren Anfällen die Feinde weichen mußten, die von ihr noch lange verfolgt wurden.

Jetzt lohnte Villars dem Magnac mit Unverschämtheit. Magnac würde sonst ihr sonderbares Abentheuer gerne verschwiegen haben. Als er aber sah, daß Villars den ganzen Ruhm für sich behielt; als er sogar sehen mußte, wie dieser dafür belohnt, ihm aber gar nichts zu Theil wurde; so machte er die ganze Geschichte, erst bey der Armee, und dann auch bey Hof bekannt, wo sie ein gewaltiges Aufsehen erweckte. Allein Villars, der schon die Belohnung für diesen Sieg, den Marschallsstab, und die Gunst der Frau von Maintenon für sich hatte, schüttelte nur den Kopf darüber.

Die-

Diese Action nannte man die Schlacht bey Friedlingen.

Villars fühlte wohl, daß er unter solchen Umständen einer Unterstützung bedürfe, und suchte sich durch einen Hofmannsstreich zu helfen. Den Tag nach der Schlacht hatte ihm Catinat auch noch die übrigen, bey Strasburg gebliebenen Cavalerie-Regimenter geschickt. Bey diesen war der Graf von Ayen. Villars machte ihm den Antrag, er möchte dem König die Fahnen und Siegeszeichen überbringen; und Graf von Ayen nahm ihn auch an, ungeachtet er sich dadurch lächerlich machte, da er selbst nicht bey der Schlacht gewesen war. Allein dem Neffen der Frau von Maintenon war alles erlaubt und gut; doch konnte ihre Gunst ihn nicht gegen den Haß der ganzen Armee und des Hofs schützen.

Catinat war noch immer in Strasburg, wo er nichts mehr zu thun hatte, oder eigentlich nichts thun durfte. Er verlangte daher seinen Abschied, und erhielt ihn. Den 17. Nov. machte er dem König seine Aufwartung, der ihn ziemlich gleichgültig aufnahm, und nicht insbesondere mit ihm sprach. Chammillard besuchte er gar nicht, sondern zog sich klüglich auf sein Landhaus Saint-Gratien, nahe bey Saint-Denis, zurück, von welchem er sich nicht entfernte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, wenn er dieß immer gethan, und den Liebkosungen des Königs, welcher ihm das Commando über seine Armee wieder geben wollte, zu widerstehen gewußt hätte, um den Folgen einer Erläuterung zu entgehen, die um so gefährlicher seyn mußte, weil sie unwidersprechlich war.

Der übrige Theil des Feldzugs wurde bloß mit Beobachten und mit Aufsuchen einiger Vortheile zugebracht.

bracht. Unter denen, welche der neue Marschall erhielt, war die Vereinigung mit dem Churfürsten von Baiern nicht. Anderwärts aber hatte man einen beträchtlichen Verlust, durch die vom Feind verbrannten sehr reichen Galionen.

7.

Diese Galionen, welche zwey Jahre ausblieben, wurden mit der größten Ungeduld erwartet. Chateau-Renaud war ausgeschickt, sie aufzusuchen. Er fand sie sehr reich beladen, und brachte sie mit seiner Eskader weiter. Er meldete es um Verhaltungsbefehle zu bekommen, und wollte in unsere Häfen einlaufen. Man furchtete die Eifersucht der Spanier, die jedoch unter allen Handels-Nationen am wenigsten bey der Ladung dieser Schiffe interessirt seyn konnten. Dennoch wollte man es nicht wagen, sie in den Hafen von Cadix einlaufen zu lassen, und führte sie in den von Vigo, als den nächsten, wo man mehrere Befestigungswerke gemacht hatte.

Chateau-Renaud stellte umsonst die Gefahr dieses Orts und die Möglichkeit des Verlusts vor; er hielt Cadix für weit passender. Allein er wurde nicht gehört, und überhaupt dachte man weiter an nichts, als wie man sich über die glückliche Zurückkunft dieser so lang erwarteten und so reich beladenen Schiffe erfreuen wolle. Dennoch gebrauchte man die kluge Vorsicht alles Gold und Silber, und die kostbarsten Effekten, welche am leichtesten zu transportiren waren, so schnell als möglich nach Lugo, über 30 Meilen weit ins Land herein bringen zu lassen. Man war noch damit beschäftigt, als die Feinde ankamen, landeten, sich der zu Vigo gemachten Festungswerke und der Batterien, welche den Eingang vertheidigten, bemächtigten.

Sie

Sie sprengten die Staketen, welche man errichtet hatte, zerrissen die Kette, welche den Hafen schloß und verbrannten die 15 Schiffe des Chateau-Renaud. Den größten Theil der Schiffe hatte er selbst angezündet, so wie auch alle diejenigen welche die Spanier von Indien dahin gebracht hatten, und von denen nur einige wenige versenkt wurden.

Er hatte weder Truppen noch andere Hülfsmittel, um dieses Unheil abzuwenden. Noch immer waren für 8 Millionen Waaren auf den Schiffen geblieben. Dieses Unglück ereignete sich den 23. October, und setzte uns in eine große Bestürzung. Chateau-Renaud sammelte alle Matrosen von der Flotte, die Landmiliz, die Soldaten aus der Gegend von St. Jacob von Compostell, kurz alles, was er konnte, um sich in die Engpässe zwischen Vigo und Lugo zu werfen, von wo aus man mit einer unendlichen Menge von Ochsen und Maulthieren die ganze Beute nach Madrid transportirte.

8.

Portugal hatte uns verlassen, oder vielmehr wir Portugal, weil wir dorthin nie so viele Kriegsmacht zur See abgeben konnten, um dies Land gegen die Englische Seemacht zu schützen. Der Herzog von Cadaval, ein großer und angesehener Mann im portugiesischen Conseil, hatte den Vertrag abgeschlossen. Die Ausführung war um so wesentlicher, da es klar war, daß die Portugiesen nicht aus eigener Macht den feindlichen Flotten den Eingang in ihre Häfen verwehren konnten. Eben so gewiß war es auch, daß Spanien nur von Portugal aus angegriffen werden, und der Erzherzog nirgends anders als dort landen konnte, um den Krieg in Spanien zu beginnen. Nichts wäre

re daher nothwendiger gewesen, als ihm diesen Eingang zu verwehren, und auf dem festen Lande in Spanien die Ruhe dadurch zu erhalten, daß man die Häfen und Küsten in guten Vertheidigungs-Zustand setzte, und dem Lande einen gefährlichen und verderblichen Krieg ersparte, während man sich an so vielen andern Orten vertheidigen mußte.

Den Alliirten mußte alles daran gelegen seyn, eine so nachtheilige Diversion möglich zu machen, durch die noch überdieß ein beständiger Zwang auf der See und viele Eifersucht entstehen würde; da sie ihre Flotten den Winter über in dem Hafen von Lissabon lassen konnten, ihnen auch alle übrige Portugiesischen Häfen zu Gebot stehen mußten. Sie suchten ungesäumt jedem Hinderniß, das wir ihnen entgegen setzen konnten zuvorzukommen; und weil wir zu lange zögerten, oder vielmehr zu unmächtig waren, um unsern Vertrag zu erfüllen; so nöthigten sie den König von Portugal einen Tractat mit ihnen zu schließen, durch welchen König Philipp der V. in der Folge seine Krone mehr als einmal hätte verlieren können.

9.

Fast zu gleicher Zeit wurde man von der Bundbrüchigkeit des Herzogs von Savoyen benachrichtigt.

Der Französische Gesandte Phélippeaux, ein scharfsichtiger feiner Mann, der an seinem Hofe war, hatte es schon längst gemeldet; aber man wollte ihm nicht glauben. Die Tractaten, die doppelte Allianz, die alte Unzufriedenheit über Montferrat; Vaudemonts bekannte Zurückhaltung, der sich sehr in Acht nahm, zu sagen, was er darüber dachte, und Vendome's gewöhnliche Zuversichtlichkeit und Leichtgläubigkeit,

keit, alles dieß machte den Hof sicher. Frau von Maintenon konnte den Vater der Herzogin von Bourgogne nicht für sehr schuldig halten. Chamillart, von beyden Generalen betrogen, ließ sich durch Frau von Maintenon, und der König wieder durch sie beyde, überreden. Endlich gingen allen die Augen auf. Man überlegte, welche Maasregeln gegen die treulosen Absichten eines Alliirten zu nehmen seyen. Einige Zeit verging, bis sie beschlossen, und wieder einige, bis sie angeordnet waren. Doch geschah dies so geheim und mit so vieler Klugheit, daß in einem Augenblick die savoyischen Hülfstruppen alle gefangen genommen und entwaffnet waren. Es sollten eigentlich 5000 Mann seyn; allein der Herzog hatte nach und nach die Hälfte davon desertiren lassen. Zur nehmlichen Zeit ließ der Herzog von Savoyen zu Chambery 2500 Flinten, die man zur Armee nach Italien schickte, wegnehmen, auch alle französische Eilboten und alle Franzosen, die in seinen Staaten waren, arretiren.

Vaudemont, der von weitem das Gewitter entstehen sah, fand Mittel, dem Ausbruch zu entgehen, indem er ins Bad ging. Als die Bombe zerplatzt war, meldete er dem König durch einen Eilboten, daß er wegen dieser Nachricht seinen Curort sogleich verlasse, zu Vendome nach Pavia gehe, und von da zu seiner Armee, die über dem Sechia stund, zurückeilen werde. Dieser doppelte Kunstgriff gelang ihm aufs Beste. Man ließ sich hintergehen, ungeachtet er die Treue des Herzogs von Savoyen tausendmal zugesichert hatte.

Bald nachher schickte er einen zweyten Eilboten, um seinen Eifer zu beweisen, und meldete, was man schon ohne ihn wußte, daß der Prinz feindliche Bewegungen mache. Den 28. erbeutete Vendome 200 Pfer-

Pferde, welche Staremberg dem Herzog von Savoyen zuschickte, wobey wir nur 20 Mann verlohren.

Auf die Nachricht, daß Phelippeaux und der Spanische Gesandte zu Turin, eng verhaftet seyen, erhielt Dulibois Befehl, zum Savoyischen Gesandten zu gehen. Phelippeaux kam nicht so wohlfeil davon. Dieser einsichtsvolle, beredte, leutseelige und großmüthige Mann, mußte unmenschliche Behandlungen erdulden, und wurde mit Kerker und dem Verlust seines Kopfs bedroht. Sein Muth, seine Festigkeit, seine kalte Verachtung und Spottgeist machten dem Herzog viel Verdruß. Er hat eine sehr beißende Relation darüber geschrieben.

10.

Im folgenden Jahre ging der Herzog von Bourgogne, nachdem er mehrere Lager bezogen hatte, über den Rhein. Der Marschall von Vauban reiste nun eben dahin, traf bald nachher bey ihm ein, und den 15. August fing man an Breisach zu belagern. Marchin war am Morgen des nehmlichen Tags vor Freiburg erschienen. Der dortige Gouverneur glaubte, er werde eingeschlossen, und verbrannte seine Vorstädte; der Gouverneur von Breisach schickte ihm 400 Mann von seiner Garnison, und 60 Canoniere zu. Beyde waren also glücklich hintergangen. Am Abend wurde die Belagerung von Breisach angefangen.

Es hielt sich bis auf den 6ten September. Die Garnison, welche in 3500 Mann bestand, zog mit allen militairischen Ehrenzeichen von der Festung ab, und wurde nach Rheinfeld geführt. Die Vertheidigung war mittelmäßig gewesen.

Der

Der Herzog von Bourgogne hatte sich durch seine Anstrengungen und Geschäftigkeit bey den Schanzarbeiten, auch durch natürliche und unverstellte Tapferkeit, die ihn überall hintrieb, wo es nöthig war, ohne daß er die Gefahr bemerkte, vielen Ruhm, und durch seine Freygebigkeit, Sorgfalt für die Verwundeten, und Leutseeligkeit überhaupt die Liebe der ganzen Armee, erworben. Er verließ sie ungern, nur auf wiederhohlte Befehle des Königs, die ihm an den Hof zurückriefen. Den 22. September kam er zu Fontainebleau an.

II.

Man hatte so eben die Nachricht erhalten, daß der Erzherzog von dem Kaiser zum König von Spanien erklärt sey, und daß der Kaiser ihm öffentlich aufgetragen habe, Spanien ungesäumt von Portugal aus anzugreifen.

Herr von Usson meldete zu gleicher Zeit durch einen Eilböten, daß man bey Höchstädt den Kaiserlichen eine Schlacht abgewonnen habe. Ihr Anführer, Graf von Stirum, hatte 64 Eskadronen, und 14 tausend Mann Fußvolk. Herr von Usson commandirte ein besonderes Corps von 28 Escadrons und 16 Bataillons, die in Verschanzungen standen. Er bekam Ordre, den 19ten Abends aus den Verschanzungen hervorzurücken, um den andern Morgen die Kaiserlichen von einer Seite angreifen zu können, während der Churfürst von Baiern sie von einer andern Seite attakiren würde. Dieser Prinz sollte seine Ankunft durch 3 Canonen Schüsse ankündigen, und Usson sie auf die nehmliche Art beantworten. Allein jener war zu früh angekommen; verbunden mit einigen Truppen von Chaladet. Er wurde von den Kaiserlichen bemerkt, und diese, weil sie glaubten, er sey allein,

fielen über ihn her, und trieben die Brigade vom Vivaut bis in das Dorf Hochstädt. Perny kam ihnen mit der Brigade Bourbon zu Hülfe, und sie vertheidigten sich dort sehr tapfer. Indessen hatte Herr von Usson bemerkt, daß die Feinde gegen seine Verschanzungen andrangen; er begab sich noch zeitig genug dahin, um sie zum Rückzug zu nöthigen. Zur nehmlichen Zeit hörte er, daß das Schießen auf der Seite von Höchstädt beträchtlich stärker wurde. Er vermuthete, daß das Anmarschieren des Churfürsten und des Marschalls von Villars die Ursache davon sey, und brachte seine Truppen so schnell als möglich dahin. Seine Vermuthung bestätigte sich. Er stellte sich an die Spitze ihrer Truppen, welche mit Hülfe dieser Verstärkung den Feind besiegten, der sich schleunigst zurückziehen mußte. Der Churfürst verfolgte sie zwey Meilen weit. Seine Infanterie drang in einen an dem Weg von Nördlingen gelegenen Wald ein, wohin sie sich zurückgezogen hatten, und richtete ein großes Blutbad an. Vier tausend Feinde blieben auf dem Platz; eben so viele wurden gefangen. Man eroberte viele Fahnen, und Pauken, 33 Canonen, alle ihre Flußschiffe, ihre Schiffbrücke, und ihre ganze Bagage. Dieser vollständige Sieg kostete uns kaum tausend Mann.

12.

Berwik commandirte in Spanien, und Puysegur diente unter ihm. Er allein dirigirte die Infanterie, die Cavalerie und die Dragoner. Er war nur ein simpler Edelmann aus Soissons, aber von gutem und sehr altem Adel. Sein Vater ist der Verfasser der bekannten vortrefflichen Memoiren. Puysegur hatte sich bey dem königlichen Regiment bis zum Hauptmann

mann aufgeschwungen. Dadurch wurde er dem König, der dieses Regiment vor den übrigen sehr auszeichnete, bekannt. Er war die Seele von allen großen Thaten gewesen, welche Herr von Luxemburg in Flandern ausgeführt hatte. Als Oberquartiermeister bey der Armee übernahm und leitete er noch selbst die kleineren Märsche, besorgte Lebensmittel und Fourage, und entwarf auch gewöhnlich die Plane. Herr von Luxemburg setzte ein völliges Vertrauen in ihn, und Puysegur belohnte dieses nach seinen großen Fähigkeiten, mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit, Wachsamkeit, und einer immer gleichen Bescheidenheit, die er zu keiner Zeit und unter keinerley Umständen verletzte. Dennoch ließ er sich durch keine Rücksichten abhalten, die Wahrheit frey und laut zu sagen. Er widersetzte sich dem Marschall von Villeroy und dem Herrn von Vendome, und behauptete sein Recht gegen sie, unerachtet sie die Begünstigten waren. Endlich wurde er mit allgemeinem Beyfall zum Marschall von Frankreich ernannt. Der Minister, welcher ihn dazu machte, mußte, nachdem er sich lange genug widersetzt hatte, der allgemeinen Stimme nachgeben, um den Marschalls-Stab nicht, wenn er ihn an Puysegur nicht gegeben hätte, zu beschimpfen.

Mit eben so großem Widerwillen und nach langem Zögern wurde Er zum Ordensritter gemacht.

Puysegur verband mit vieler Tapferkeit und großen Fähigkeiten noch mancherley liebenswürdige Eigenschaften. Er schrieb sehr schön; besaß eine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, einen patriotischen Sinn, dem er bey allen Fällen, und mit Gefahr, sein ganzes Glück zu verlieren, standhaft und mit immer gleichem Muth folgte, ohne doch sich über die Grenzlinie führen zu lassen.

 Zwan-

Zwanzig Bataillons, 7 Regimenter Cavalerie, und zwey Regimenter Dragoner marschirten zu gleicher Zeit nach Spanien; und mehrere Generale erhielten ebenfalls Ordre sich dahin zu begeben.

Villadarias, der Commandant von Andalusien beunruhigte zur nehmlichen Zeit die Portugiesen in Algarbien, wo er mit 6000 Mann eingefallen war.

13.

Der Prinz von Darmstadt, welcher unter Carl dem II. so viel Aufsehen gemacht hatte, war bey der Flotte, mit welcher der Erzherzog nach Portugal ging. Er hatte den Plan, mit einem Theil dieser Flotte Cadix zu überfallen, das, wie er wußte, in einem schlechten Vertheidigungszustand war. Ein französischer Caper, der halb für den Krieg gerüstet, halb mit Kaufmannswaaren nach den amerikanischen Inseln belastet segelte, und für seinen Handel zwey große Schiffsfahrzeuge, mit Kriegsgeräthschaften, Waffen und ziemlich vielem Geld dahin bringen wollte, befand sich auf dem Meere bey Cadix, und bemerkte an dem Manövriren der Escadre ihre Absichten gegen diesen Seehafen. Er segelte mit vollen Seegeln, lief vor den Augen der Flotte dort ein, lud seine ganze Ladung ab, und setzte dadurch die Festung in den Stand sich zu vertheidigen; was ohne diesen Zufall, da es an Waffen, Munition und Geld gemangelt hatte, unmöglich gewesen wäre. Er selbst blieb ebenfalls dort.

Der Prinz von Darmstadt konnte sein Vorhaben nicht ausführen. Nachdem er einen fruchtlosen Versuch gemacht hatte, stieg er ans Land, und plünderte die Gegenden. Die Gemeinden versammelten sich unter dem Generalcapitain des Landes; die be-

nach-

nachbarten Bischöfe thaten noch mehr durch schleunige Unterstützung an Geld und Mannschaft. Mit einem Wort; nach Verfluß eines Monats, während dessen die Engländer viele Leute verlohren hatten, mußte er sich wieder mit großer Mühe einschiffen, und gegen Portugal segeln.

14.

Die berühmte Festung Gibraltar, welche die wichtige Meerenge dieses Namens beherrscht, war auch in keinem bessern Zustand wie die übrigen; das heißt; es fehlte ihr an allem was zur Vertheidigung erforderlich ist, und ihre ganze Besatzung bestand in 40 elenden Soldaten. Der Prinz von Darmstadt, davon unterrichtet, benutzte diesen großen Fehler. So wie er daselbst ankam, bemächtigte er sich der Festung.

Man fühlte die Größe dieses Verlusts, erst nachdem er erfolgt war. Der Prinz von Darmstadt, welcher Vice König von Catalonien gewesen war, hatte daselbst und zu Barcelona viele Freunde und Anhänger. Man vermuthete, daß dort eine Revolution im Werk sey; wir ließen deswegen unsre Flotte dort vor Anker gehen. Graf von Toulouse stieg aus Land, blieb einige Zeit da, und zerstörte durch seine klugen Maasregeln gänzlich den Plan.

15.

Er hatte die Absicht, der Flotte von Rook zu begegnen und sie zu schlagen. Die Erlaubniß hatte er schon hiezu; er schiffte sich also wieder ein, um sie aufzusuchen. Den 24. September traf er sie bey Malaga. Die Schlacht dauerte von Morgens um 10 Uhr, bis 10 Uhr Abends. Die Flotten waren, an

Zahl der Schiffe beynahe gleich stark. Man hatte in langer Zeit keine so wüthende und hartnäckige Seeschlacht gesehen. Durch den Wind waren die Feinde immer unsrer Flotte überlegen. Die Nacht begünstigte ihren Rückzug.

Der General Lieutenant Vilette, welcher die Avantgarde anführte, überwand die feindliche. Der Graf von Toulouse war ganz im Vortheil; sein Schiff kämpfte lange gegen das von Rook selbst, und machte es endlich mastlos. Er konnte einen vollkommenen Sieg davon getragen zu haben behaupten. Auch die Veränderung des Winds benutzte er sogleich, und verfolgte Rook, der sich gegen die Küsten der Barbarey zurückzog, den ganzen folgenden Tag. Die Feinde verloren 6000 Mann. Der holländische Vice Admiral sprang in die Luft; einige Schiffe gingen unter; mehrere wurden mastlos.

Unsere Flotte verlor weder Schiffe noch Masten; allein der Sieg kostete uns viele, durch Rang und Verdienste ausgezeichnete Männer. Ausser 1500 Soldaten oder Matrosen. Es wurden auch mehrere Pagen des Grafen von Toulouse neben ihm getödtet und verwundet. Während der ganzen Action zeigte er einen unerschütterlichen Muth, und bewies durch seine klugen Anordnungen und Befehle, mit welcher unausgesetzten Thätigkeit und Aufmerksamkeit er alles beobachtete. Durch sein sanftes menschenfreundliches Betragen, seine Großmuth und Gerechtigkeitsliebe gewann er alle Herzen für sich, und erwarb sich eine allgemeine Achtung.

Ein guter Wind und die thätigste Benutzung der Segel brachte uns, den 25. gegen Abend, ganz nahe zu Rook. Graf von Toulouse wollte ihn am folgenden

den Tag aufs neue angreifen. Der Marschall von Coeuvres, ohne welchen er nichts unternehmen durfte, wollte Kriegsrath halten. Toulouse erhielt von seinem sterbenden Freunde, Relingen, ein eigenhändiges Billet, worinn er ihm in wenigen Worten sagte: daß er die Feinde schlagen würde, und daß er ihn beschwöre, sie zu attakiren. Der Graf suchte diesen Brief eines Manns, dessen Fähigkeiten allgemein anerkannt waren, geltend zu machen, und zeigte, daß die Eroberung von Gibraltar der Preis eines zweiten Siegs seyn würde. Durch wichtige Gründe, die er mit aller Bescheidenheit vorstellte, und durch sein Ansehen möglichst zu unterstützen suchte, gewann er alle Stimmen. Alle waren seiner Meinung, nur Herr von O, der Mentor der Flotte, gegen dessen Willen irgend etwas zu unternehmen, dem Grafen ausdrücklich vom König verboten war, widersetzte sich diesem Vorhaben, auf eine verächtliche absprechende Art, und beharrte stolz auf seinem Eigensinn.

Als dies Orakel den Ausspruch gethan hatte, kehrten alle wieder auf ihre Schiffe zurück, und der Graf im höchsten Unwillen und Aerger auf sein Zimmer. Er hatte sich bey diesem Feldzug in jeder Hinsicht großen Ruhm erworben; sein einfältiger Gouverneur hingegen verlor vollends die wenige Achtung, welche man noch für ihn gehabt hatte.

16.

Vendome stand seit dem 14. October vor Verua, und unterhielt den König durch häufige Eilboten und schöne Versprechungen, die nicht erfüllt wurden. Die dortige Infanterie durch Strapazen und Elend zu Grunde gerichtet, stand bis an den Hals im Koth; die Officiere hatten kein Gepäck bey sich, und

konnten sich also auch nicht gegen die strenge Jahrzeit und das schlechte Terrain schützen. Das Wachehalten gegen eine nur zur Hälfte eingeschlossene Festung war unendlich. Die Besorgnisse nahmen zu, und verminderten endlich das große Vertrauen, welches man sonst in Herrn von Vendome setzte.

Der König wollte, daß Laparat, der erste Ingenieur und General Lieutenant, ohnerachtet er mit Vendome nicht gut stand, dahin gehen solle, um die Belagerung mehr anzufeuren, und gemeinschaftlich mit dem General die nöthigen Anordnungen und Verbesserungen zu machen, besonders aber, um dem König ausführlich seine Meinung darüber zu melden. Laparat war zu klug, um sein Glück aufs Spiel zu setzen, und einen Mann zu beschimpfen, welcher in so großem Ansehen stand, und so mächtige Stützen hatte. Er wußte, daß dieser es ihm nie vergeben, und er durch einen solchen Feind auch die Gunst des Herrn Chamillart und von du Maine, und der Frau von Maintenon verlieren würde. Die Sache war schon zu weit verwickelt.

Er fand alles gut, und war immer gleicher Meinung mit Herrn von Vendome, welcher mehr als je in Verlegenheit, mit Laparats Benehmen aber sehr zufrieden, sich endlich überreden ließ: Verua könne nicht eingenommen werden, so lange die Festung mit dem verschanzten Lager in Communication stehe, weil immer die Todten, Verwundeten und Kranken aus der Festung weggeschaft, und durch frische Truppen wieder ersetzt wurden, während sie sich wieder mit Munition und Lebensmitteln hinlänglich versehen konnten.

Man war jetzt am Ende des Februars, und hatte also fünfthalb Monate vor Verua gestanden. Es wurde

wurde endlich beschlossen, einen Versuch zu machen, um jene Communication aufzuheben. Der Angriff sollte in der Nacht vom 1. auf den 2. Merz geschehen. Das Fort der Insel war durch zwey savoyische Bataillons bewacht. Es wurde mit Leitern bestiegen, und weggenommen. Ausser 200 Soldaten und 24 Officieren, die man gefangen nahm, wurden alle getödtet, die darinn waren. Ihre Brücke wurde zugleicher Zeit eingeschossen; 8 Schiffe riß der Strom fort, und die Communication von Crescentino nach Verua war abgeschnitten. Man besetzte das Fort. Zwey Compagnien Grenadiere, welche blos Ordre hatten zu recognosciren, erstiegen mit noch zwey Bataillons die Bresche der Haupt-Attake, und drangen bis an die zweyte Mauer, wo sie einige 50 Soldaten tödteten. Sie hatten bey dieser schnellen und unerwarteten Gelegenheit wenig verlohren, und zogen sich sogleich wieder zurück.

Nach dieser Expedition hoffte man auf einen guten und schnellen Ausgang der Belagerung; was vorher noch nie der Fall gewesen war. Sie dauerte aber doch noch einen ganzen Monat. Unter dieser Regierung war beynahe noch keine Belagerung so langwierig, und im Ganzen so verderblich gewesen, wie diese.

Endlich den 5. April deuteten uns die Feinde durch ein Zeichen an, daß sie Vorschläge wegen der Uebergabe thun wollten. Sie verlangten eine ehrenvolle Capitulation; allein Herr von Vendome, der sie aufs äusserste gebracht hatte, wollte sie nun als Kriegsgefangene haben. Auf dieses vertheidigten sie sich noch bis den 9., zündeten alsdenn selbst ihre Pulverkammern an, zerstörten die ganze Festung, ausser dem innersten Bollwerke, und ergaben sich auf Discretion.

Die Belagerung hatte 5 Tage weniger als 6 Monate gedauert. Man konnte nachher auf keine weiteren Unternehmungen denken, weil die Truppen bey dieser langwierigen Belagerung sehr viel gelitten hätten, und einer langen Ruhe bedurften. Nun gerade aber hätten sie schon wieder im Felde stehen sollen. Man suchte diesen Fehler zu ersetzen, so gut man konnte; dennoch war er für die Truppen, und für die Operationen des folgenden Feldzugs sehr nachtheilig.

Drey Wochen nachher kam der Prinz Eugen, mit einer beträchtlichen Verstärkung, in Italien an, weil er wußte, daß unsere Haupt Armee geschwächt, und unsere Truppen durch die lange und mühsame Belagerung erschöpft waren. Dessen ungeachtet war man Willens, Turin zu belagern. Dies wurde beschlossen, und, was noch schlimmer war, sogar öffentlich bekannt gemacht; man befand sich aber gar nicht gut dabey.

17.

Villars machte in diesem Jahre (1705) einen Feldzug, welcher der größten Generale würdig gewesen wäre. Die Feinde hatten den Plan in die Bisthümer einzufallen, und von da nach Frankreich soweit vorzurücken, als sie ihr gutes Glück führen würde.

Marlborough führte eine Armee dahin, von mehr als 80000 Mann. Villars zog sich nach Sierk, wo er den Feind standhaft erwartete, der aber, obgleich der Anzahl nach ihm überlegen, nicht wagen durfte, ihn anzugreifen. Prinz Ludwig von Baden näherte sich, um mit Marlborough übereinstimmend zu handeln. Hierauf schickte der Marschall von Villeroy den Herrn von Alegre mit 20 Schwadronen und 15 Batail-

taillons an Villars ab, welcher auf einem so vortheilhaften Posten, ihre Ankunft ruhig erwarten konnte, und ihrer nicht einmal bedurfte. Marlborough sah eben so sehr eine Unmöglichkeit, ihn mit Erfolg angreifen, als gegen ihm über in einem Lande sich zu erhalten, wo es ihm an hinlänglichem Futter für die Pferde fehlte; er zog sich deswegen gegen Trier zurück. Villars schickte hierauf einen Eilboten an Herrn von Alegre, und ließ ihm sagen: er möchte nicht weiter marschiren, weil er seine Verstärkung nicht mehr nöthig habe.

Marlborough wüthend, daß seine Plane alle durch den vortheilhaften Posten, auf welchem Villars stand, vereitelt wurden, meldete ihm durch einen Trompeter, er würde ihn den 10. Juni angegriffen haben, wie er es sich vorgenommen, wenn nicht der Prinz Ludwig von Baden anstatt, seinem Versprechen gemäß, den 9. in Trier zu seyn, erst den 15. angekommen wäre.; und zwar mit der Ordre nicht anzugreifen, worüber er sich sehr beklagte.

Villars von aller Besorgniß frey, schickte ein zahlreiches Detaschement unter der Anführung von vier General Lieutenants, zu dem Marschall von Villeroy, welchen die Feinde, nach ihren Bewegungen dahin, zu überfallen im Sinne hatten. Während Villeroy sie damit beschäftigt hielt, marschirte er selbst mit dem übrigen Theil seiner Armee in das Elsaß, wo Marchin ihn erwartete. Dort nahm er Weisenburg weg, vertrieb die Kayserlichen aus ihren Linien an der Lauter, eroberte mehrere kleine Schlösser, machte 500 Gefangene, und besetzte das ganze Land, in welchem sie gewesen waren. Durch seine Postirung bey Sierk, hatte er also die Feinde genöthigt, alle Plane ihres Feldzugs zu verändern, und durch seine schnelle

schnelle Thätigkeit wußte er die Entfernung der Armee des Prinzen Ludwigs zu benutzen, um die Lauterburger Linien zu überwältigen, ehe die Armee wieder zurückgekommen seyn konnte. Dies war sonst ein Barriere von den Rhein-Gebirgen bis an den Rhein, welche uns im Elsaß eingeschlossen hielt. Doch den besondern Posten von Lauterburg behaupteten die Feinde noch immerfort.

18.

Die Plane für den zu eröffnenden Feldzug waren dem glücklichen Zeitpunkt, in dem der König lebte, angemessen. Er hatte Ueberfluß an Leuten und Geld; und seine Minister und Generale besaßen Fähigkeiten, wodurch sie ganz Europa Gesetze vorschrieben.

Der König wollte mit zwey Schlachten den Anfang machen, die Eine sollte in Italien, die andere in Flandern geliefert werden. Er wollte der Ansammlung der kayserlichen Armee am Rhein zuvorkommen, die feindlichen Linien sprengen, und alsdann Barcelona und Turin belagern lassen.

Nur die Erschöpfung, in welcher Spanien war, und in die auch Frankreich verfiel, stimmte nicht zu den großen kühnen Absichten, welche man hatte. Chamillart, auf den die doppelten Geschäfte von Colbert und Louvois fielen, konnte diese beyden großen Staatsmänner bey weitem nicht ersetzen, so wie auch die Generale bey der Armee, weder den Prinzen noch den Herrn von Türenne, und die Zöglinge dieser großen Helden, die nicht mehr lebten ersetzen konnten. Der König hatte aus Laune, aus Gunst, Männer zu Generalen ernannt, denen er eben so wie seinen Mini-

nistern, mit dem Patent auch die Tüchtigkeit geben zu können sich beredete.

Marchin hatte einen Plan gemacht, die feindlichen Linien zu sprengen, ehe die Kayserlichen ihre Armee am Rhein versammelt haben würden. Er wurde genehmigt. Den 18. April reiste er in geheim von Marly ab. Die Generale und anderen Officiere erhielten ebenfalls Befehl abzureisen, ohne vorher etwas davon zu sagen. Den 21. verließ auch Villars Marly in der Stille.

Die beyden Marschälle trafen in Pfalzburg zusammen, und beyde marschirten alsdenn, jeder von seiner Seite, weiter. Bey ihrer Annäherung, verließen die Feinde ihre Linien an der Mutter, wo man sie attakiren wollte. Man sah von ihren Truppen nur 7 bis 8 hundert Mann Cavalerie, die von dem Sohn des Grafen du Boury heftig angefallen, die Flucht ergriffen. Sie verlohren gegen hundert Mann, du Boury aber nur zwey oder drey. Der stärkste Theil ihrer Armee ging über den Rhein zurück, nachdem sie einige Mannschaft in Hagenau geworfen hatten.

Durch diese glückliche und leichte Expedition wurde Fort-Louis befreit. Die Garnison daselbst wurde abgelöst, die Festung aufs neue besetzt und versorgt. Die umliegenden Posten, von denen sie blockirt war, wurden weggenommen. Der Gouverneur von Landau, Graf von Frise, zog sich schleunigst von Bischweiler zurück, wo er beträchtliche Magazine und sogar sein Silbergeschirr verlor. Auch Lauterburg verließ er. Villars besetzte es mit seinen Truppen, und wurde dadurch auch noch Herr von der Lauter, wie von der Mutter. Peri nahm Hagenau weg, machte 2000 Mann die darin waren, zu Kriegsgefangenen, erbeuteten 60 Ca-

Canonen, 500 Centner Pulver und eine große Menge Mehl und Haber. Diese Vorräthe waren zu der Belagerung von Strasburg bestimmt gewesen. Villars konnte sich nach Gefallen weiter ausbreiten, und schrieb bis über die Ebene von Mainz Contributionen aus.

Zu Ende des Februars war der König von Spanien abgereist, in der Absicht das Königreich Valencia zum Gehorsam zu bringen. Allein auf die vom König gegebene Ordre, die Belagerung von Barcelona nicht aufzuschieben, veränderte er seinen Marsch, und kam vor Barcelona an, wo Legal, den Abend vorher mit allen französischen Truppen, und allen unsern Schiffen, die, was zur Belagerung erforderlich war, mitgebracht hatten, angelangt war. Andere Schiffe brachten nebst allen Arten von Lebensmitteln, die ganze Garnison von Girone nach Barcelona, wo über 10 tausend Mann, durch die Gegenwart des Erzherzogs angefeuert, die Waffen ergriffen, und sich an die Garnison anschlossen.

In der Nacht vom 5. auf den 6ten wurden die Laufgräben eröffnet, das Canonieren aber fing erst den 12ten und nur sehr schwach, an. Laparat wurde den 15ten April getödtet, als er die Festungswerke, die er attakiren lassen wollte, recognoscirte. Man hielt es für einen großen Fehler, daß man die Festungswerke von Montjoui zuerst angegriffen habe, weil diese von der Festung der Stadt getrennt, ohnehin mit ihr zugleich hätten fallen müssen, die Einnahme derselben aber keinen Einfluß auf die Festung hatte. Wie dem auch seie; die Wegnahme von Montjoui fraß noch einmal soviel Zeit, als man geglaubt hatte, und kostete uns viel Munition, und viele tapfere Leute.

Die Anzahl der Belagerungstruppen war nicht groß, ihre Strapazen also anhaltend. Die Belagerer

rer waren durch nichts gedeckt, und beständig noch den Angriffen streifender Parthenen von den Pyrenäischen Gebirgen ausgesetzt. Ueberdieß hatten sie weder von Frankreich noch von Spanien, frische Lebensmittel.

Die Ausfälle waren heftig; die Garnison wurde von den Einwohnern dabey unterstützt; die Mönche sogar waren bewaffnet, und fochten wie gegen die Türken und Ketzer. Während dieser Ausfälle wurde oft das Lager von aussen angegriffen; und alles, was die Belagerten thun konnten, war, daß sie diesen doppelten Angriffen zugleich ihre Standhaftigkeit entgegensetzten und der Heftigkeit und Wildheit des zahlreichen Pyrenäischen Miquelets trotzten. Den 15ten April verließ die Garnison von Montjouf diese Festung, und zog sich bey Tage, fast ohne allen Verlust nach Barcelona. Cifuentes, welcher eine Menge kleiner Schiffe hatte, ließ immer wieder einige davon in die Festung einlaufen, wenn dies gleich nur mit Verlust von einigen andern geschehen konnte.

Die Vorposten der französisch-spanischen Armee dagegen wurden von den Pyrenäischen Miquelets bald so sehr eingeschlossen, daß man die Lebensmittel bey dieser Belagerung nur vom Meere her erhalten konnte. Der Graf von Toulouse und der Marschall von Coeuvres commandirten dort eine mittelmäßige Flotte, welche bis auf den 8. May bey Barcelona kreuzte. An diesem Tag erhielt der Admiral, durch seine auf Kundschaft ausgeschickte Fregatten, die Nachricht, daß eine Flotte von wenigstens 20 Schiffen, der Festung zu Hülfe komme. Er ließ sogleich die Anker lichten, und lief den 11. May wieder in Toulon ein.

Das Abgehen dieser Flotte, und die Ankunft der feindlichen vor Barcelona, veränderte dort die La-

ge der Dinge nur allzu sehr. Die Belagerten leisteten aufs neue einen standhaften Widerstand, und die Belagerer trafen auf neue Hindernisse. Tessé sah endlich die Unmöglichkeit ein, diese Belagerung länger fortzusetzen, neben den Schwierigkeiten, die mit dem Rückzug verbunden waren. Er überzeugte deswegen den König von Spanien von der Nothwendigkeit, sie aufzuheben, so sehr dieser auch bis jetzt dagegen gewesen war. Man berathschlagte sich, auf welche Art es auszuführen sey, und wohin sich die Armee wenden solle.

Ueber Catalonien war der Rückzug unmöglich, weil die dortigen Aufrührer im Felde standen, und von allen denen aus dem Königreich Valencia, welche die Festungen besetzt hatten, unterstützt wurden. Auch konnte man sich durch all die rohen Pyrenäischen Miquelets, welche uns gleichsam belagerten, nicht durcharbeiten. Man beschloß daher den Weg der Grenze von Frankreich zu nehmen, und wenn man erst in der Gegend von Roussillon in Sicherheit seyn würde, aufs neue über das weitere sich zu berathschlagen.

Die Belagerung wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. May aufgehoben, nachdem die Laufgräben 14 Tage eröffnet gewesen waren. Man ließ 100 Stück Geschütz, 150 Centner Pulver, 30000 Säcke Mehl, 15000 Säcke Korn, 20000 Granaten, und eine große Anzahl Bomben, Kugeln und anderer Geräthschaften zurück. Die Armee wurde während 8 Tagen durch die Neckereyen der Miquelets von einem Berg zum andern geneckt. Der Herzog von Noailles, dessen Equipage sie beständig während der Belagerung und des Rückzugs respectirt hatten, aus Liebe zu seinem Vater, welcher sie gut behandelt, und einem von ihren Chefs das Leben gerettet hatte, rief ihnen zu: er habe etwas von seinetwegen mit ihnen

nen zu sprechen; worauf die Vornehmsten vom Berge herabstiegen und zu ihm kamen. Er erlangte das Versprechen von ihnen, daß sie die Armee nicht mehr beunruhigen, und nicht mehr auf unsere Leute schießen wollten, mit der Bedingung, daß man dagegen nicht sengen und brennen wolle. Dieß wurde von beyden Seiten getreu erfüllt. Von diesem Augenblick an konnte die Armee ihren Marsch, welcher noch 3 Tage dauerte, und während deren sie noch viel von diesen Plagegeistern hätte leiden müssen, ruhig fortsetzen.

Die Armee war ganz erschöpft. Sie verlor bey diesem Rückzug fast alle Kranke und andere zurückgebliebene Mannschaft, so daß der Verlust an Leuten, mit der Belagerung, sich wenigstens auf 4000 Mann belief. Die Armee hatte jedoch so viel guten Willen, daß sie unerachtet so vieler Hindernisse, Barcelona eingenommen haben würde, wenn nicht unsere Artillerie nebst den Ingenieuren sie im Stich gelassen hätte.

Als man bey dem Thurm von Mont gris angekommen war, überlegte man, welche Partie der König von Spanien nun ergreifen solle. Einige waren der Meinung, er solle in Frankreich die Entwicklung so unangenehmer Begebenheiten abwarten; andere meynten, er solle, da er nun einmal in dieser Noth sey, vollends bis nach Versailles gehen. Zum Glück für ihn wurde von einer andern Seite her, ein entgegengesetzter Rath gegeben: daß nehmlich bey diesem Rückzug nach Frankreich, oder der Reise an den Hof, eine kostbare Zeit verloren gehe, und dadurch nachtheilige Urtheile veranlaßt würden. Die Feinde beyder Kronen würden es für ein freywilliges Niederlegen der Regierung ansehen, die Gutgesinnten in Spanien wenigstens für einen Mangel an Muth, für ein gänzliches Lossag n von ihnen, und für Resig-

nation seiner selbst. Auch mit einem kleinen Gefolge, und mit den wenigen Hülfsmitteln, die dem König von Spanien noch übrig blieben, sollte er über die Gebürge von Foix gerade nach Fontarabien, und von da, auf jede Gefahr, sich zu der Königin und seinen Anhängern begeben, sich seinem Volk zeigen, und dieses letzte Mittel noch versuchen, um ihren Muth, ihre Treue, und ihren Eifer wieder anzufeuren. Er solle so viel Truppen werben, als möglich, um in Spanien bis nach Madrid, einzudringen. Wenn dieß nicht geschehe; so sey für ihn alle Hoffnung verloren, weil die Feinde sich aus allen Kräften bemühten, in ganz Spanien, ja sogar in der Hauptstadt selbst, sich festzusetzen.

Dieser Rath wurde glücklicher Weise angenommen. Die Armee hielt sich eine Zeit lang in Roussillon. Der König von Spanien begab sich nach Toulouse, um über Foix nach Pau, und von da nach Fontarabien zu gehen. Er nahm zwey Dragoner Regimenter zu seiner Escorte, und einige Große von Spanien mit sich, auch den Herzog von Noailles, der ihn bis Fontarabien begleiten wollte.

Der Marquis von Brancas wurde zu gleicher Zeit an den König abgeschickt, um ihn von allem zu benachrichtigen, und Befehle von ihm nach Pau, an den König von Spanien, zu überbringen. Der König billigte alles, was man gethan hatte, und gab dem König von Spanien die 30 Bataillons und 20 Schwadronen, die er von der Belagerung zurück nach Roussillon gebracht hatte.

19.

Feldzug des Königs von Spanien.

Der König von Spanien reiste eiligst und zu Pferd, von Pau ab, ging aber nach Pampelune, und nicht nach Fontarabien. Der Connetable von Castilien, sein erster Major Domus, der Herzog von Medina Sidonia, welcher damals schon über 60 Jahre alt war, sein Oberstallmeister, der Herzog von Ossonna, Hauptmann von der Garde, und einige Bedienten, begleiteten ihn. Er kam den 1. Junius unter dem Freudengeschrey des Volks, daselbst an. Den 2. reisten sie wieder ab, nach Madrid.

Berwick befand sich indessen in einer mißlichen Lage. Er stand an der Spitze einer Handvoll schlecht regulirter Truppen, der portugiesischen Armee gegenüber, gegen die er nichts unternehmen konnte, da er vielmehr überall zurückweichen mußte. Dennoch hielt er sich immer in ihrer Nähe, machte Mine, ihr die Engpässe und den Uebergang über Flüsse, zu versperren. Er hemmte ihre Bewegungen und Fortschritte, so weit als es möglich war, durch Geschicklichkeit die Macht zu ersetzen. Allein alle seine Kunst und List konnte die Portugiesen nicht abhalten, sich ge en Madrid zu wenden, und dieser Stadt immer näher zu kommen.

Den 18. Juni floh die Königin mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, über Pampeluna nach Burgos. Den 21. war der König von Pampeluna abgereist, um sich an die Spitze der kleinen Armee von Berwik zu stellen. Amelot folgte ihm; die Rathscollegien aber begleiteten die Königin. Viele Großen gin-

gen auf ihre Landgüter; der Cardinal Portocarero nach Toledo. Man ließ Madrid in der größten Bestürzung; auch wurde es gleich nachher von den Portugiesen besetzt. Alle Großen und die Mitglieder vom Conseil hatten die Stadt schon vorher verlassen.

Der König von Spanien und Berwik gingen gegen Burgos, wo die 20 Schwadronen, und die 30 französische Bataillons, welche von der Belagerung von Barcelona übrig waren, zu ihnen stoßen sollten. Einige Grosse schlossen sich an sie an; andere begaben sich sogleich nach Burgos zu der Königin. Ueber 6 Wochen vergingen unter diesen unglücklichen Umständen.

Die Königin hatte in dieser Zeit alle Kostbarkeiten von ihrem Gemahl, und ihre eigenen, dem Herrn von Vasez anvertraut, welcher sie dem König (von Frankreich) überbrachte.

Endlich kamen die französischen Truppen in Spanien an, und trafen zu Ende des Julius bey dem König und Berwick ein. Der Erzherzog hielt sich noch immer zu Sarragossa auf, und ließ seine Armeen thun, was sie konnten.

Die Spanischen Bischöffe hatten sich vorzüglich ausgezeichnet, dem König auf ihre Kosten Truppen geworben, und beträchtliche Summen zugestellt. Am meisten that der Bischoff von Murcia. Er hatte sich ehemals als bloßer Dorfpfar er so viel Achturg und Ruhm erworben, daß ihn der König zum Benspiel für alle andere, zum Bischof erhoben hatte. Der Cardinal Portocarero, obgleich mit Recht unzufrieden, gab dennoch sehr viel, und hörte nicht auf, seine Anhänglichkeit zu beweisen. Auch die Bemühungen der Prälaten waren für den König sehr vortheilhaft. Sie schick-

schickten die besten Prediger in die Orte ihrer Diöcese, um das Volk zur Treue und Anhänglichkeit zu ermuntern; welches auch wirklich die wichtigsten und vortheilhaftesten Beweise davon gab.

Berwick, welcher eine Verstärkung von 20 Escadrons und 30 französischen Bataillons erhalten hatte, gab dem Krieg jezt auf einmal ein anderes Ansehn. Er stellte sich mit dem König von Spanien vor die feindliche Armee, und suchte sich nun wieder überall mit ihr zu schlagen. Sie verhielt sich Vertheidigungsweise, wich überall zurück, wurde aus allen Plätzen vertrieben, und verlor wieder alles was sie erobert und besezt hatte.

Mit neuem Muth beseelt, bewaffnete sich das ganze Volk von Castilien, und, ohne andere Truppen bey sich zu haben, drängten diese Freywilligen doch den Erzherzog zurück, der sich eben zu seiner Armee begeben hatte. Sie eroberten Segovia wieder, wo 500 Mann Portugiesen in Garnison standen, welche das Schloß räumen mußten, unter der Bedingung, sich auf dem ihnen vorgeschriebenen Weg nach Portugal zurück zu ziehen, und innerhalb 6 Monaten nicht gegen den König von Spanien zu dienen.

Sobald dieser Fürst etwas Raum gewonnen hatte, schickte er Mejorada mit 500 Mann Cavalerie nach Madrid, von wo sich die Portugiesen entfernt hatten. Dieser wurde unter lautem Jubel empfangen; und nach und nach waren die Feinde aus ganz Castilien verjagt.

Zu Ende des Septembers zog der König von Spanien wieder in Madrid ein; sogleich darauf auch die Königin; sie wurden unter den größten Freudensbe-

zeugungen empfangen. Berwick verfolgte indeß noch immer die Armee des Erzherzogs, die sich von einem Ort zum andern zurückziehen mußte.

Die Frau von Ursini, welche mit der Königin zurückgekommen war, benutzte die Gelegenheit, um den Pallast von 300 Frauen zu entlassen, welche entweder sich geweigert hatten, ihr zu folgen, oder deren Eltern Anhänglichkeit für den Erzherzog bewiesen hatten.

Dieß war der unerwartete Erfolg der Belagerung von Barcelona. Der Erzherzog hoffte, Philipp V. in aller Geschwindigkeit vom Throne zu stürzen; allein durch Muth, durch die Anhänglichkeit der Castilianer, die Klugheit und Thätigkeit des Herrn von Berwik, und den schnellen Beystand von dem König, seinem Groß-Vater, erlangte er ihn eben so schnell wieder.

20.

Bataille von Ramillies.

Der König hatte dem Marschall von Villeroy sehr dringend anempfohlen, alles so vorzubereiten daß man den nächsten Feldzug mit einer Schlacht eröffnen könne. Er fing an, die Last des Kriegs zu fühlen, und war damals schon geneigt ihn zu endigen. Allein er wollte den Frieden geben, nicht ihn annehmen, und hoffte alles von seinen Generalen und seinen Truppen. Der glückliche Fortgang in Italien und am Rhein ließ ihn auch für die folgenden Unternehmungen alles Gute erwarten.

Er liebte Villeroy und wünschte, ihn mit diesen Lorbeern bekränzt zu sehen. In der Mitte des Aprils reis-

reiste dieser wieder nach Flandern ab; und seit seiner Abreise, bis zur Versammlung seiner Armee, hatte der König beständig in ihn gedrungen, das, was er ihm so ausdrücklich befohlen habe, auszuführen. Diese wiederhohlten Befehle reizten den ehrgeizigen und kurzsichtigen Mann. Er glaubte, der König zweifle an seinem Muth, weil er ihn so oft und ernstlich anzutreiben für nöthig halte. Er beschloß, alles zu wagen, um ihm völlig genug zu thun und zu beweisen, daß er einen so ungerechten Verdacht nicht verdiene.

Der König wollte freylich eine Schlacht in Flandern liefern; allein er wollte sich auch erst in Stand setzen, um sie zu gewinnen. Sobald die Linien vom Rhein weggenommen, und Fort-Louis frey gemacht war, erhielt Marchin die Ordre vom König: er solle mit 18 Bataillons und 20 Schwadronen von seiner Armee an die Mosel marschieren, wo er noch 20 andere Schwadronen finden würde. Mit diesen Truppen zusamen, solle er nach Flandern gehen, und sich mit dem Marschall von Villeroy vereinigen, den übrigen Theil seiner Armee aber Villars überlassen. Villeroy erhielt ebenfalls Befehl nichts zu unternehmen, bevor diese Vereinigung geschehen sey. Allein er wollte sein Vorhaben mit Macht fortsetzen, ohne Marchin zu erwarten.

Marlborough war ebenfalls bald ins Feld gerückt, ehe er noch alle seine Truppen beysamen hatte. Villeroy hatte immer schon eine größere Anzahl als er. Dieses gab ihm Muth. Er zweifelte nicht an einem glücklichen Erfolg. Seinen Ruhm aber wollte er mit niemand theilen, weder mit Marchin und den Truppen, welche dieser ihm zuführte, noch selbst mit dem Churfürsten, welcher doch die Armee eigentlich commandirte.

Ihn hatte der Marschall zu Brüssel gelassen, ohne ihm von seinem Vorhaben etwas zu sagen.

Er rückte daher, den 21. May, gegen die Gegend vor, wo Roquelaure, im vergangenen Jahre, unsere Linien hatte durchbrechen lassen. Auf die Nachricht von Marlboroughs Annäherung, machte er eine Bewegung, um ihn zu erwarten, und den 24. am Morgen des Pfingstfests eine zweyte, um sich auf einem Terrain zu postiren, wo der verstorbene Herr von Luxemburg sich nie einer Schlacht hatte aussetzen wollen. Er selbst war einst Zeuge hievon gewesen; allein sein und Frankreichs Schicksal wollte, daß er alles vergaß.

Er postirte die Haustruppen des Königs, und zwey Cavalerie-Brigaden hinter einander, zwischen die Dörfer Taviers und Ramillies. Taviers deckte die Flanke der königlichen Haustruppen. In das Dorf selbst legte er den Grafen von la Mothe mit 6 Bataillons Churfürstlicher Truppen, und 3 Regimentern Dragoner. Ramillies besetzte er mit 24 Canonen und 20 Bataillons, welche nachher noch durch eine größere Anzahl Fußvolk verstärkt wurden; den übrigen Theil postirte er auf das Feld, gegen das Dorf Neuféglise zu.

Den rechten Flügel seiner zweiten Linie ließ er in seiner gewöhnlichen Ordnung, den linken Flügel aber postirte er hinter einen schwer zu passierenden Sumpf, der sich noch über diesen Flügel hinaus erstreckte, welcher beynahe mit dem Rechten in gleicher Linie stand.

Als er mit diesen Anordnungen kaum fertig war, kam der Churfürst, welcher kaum die Nachricht davon erhalten hatte, in größter Eil zu Pferd, an. Er hät-

hätte Ursache gehabt, sich zu beklagen, und das Geschehene zu tadlen; allein es war keine Zeit mehr dazu, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als das Angefangene auszuführen, wozu er auch mit Lust bereit war.

Es war 2 Uhr Nachmittags, als die feindliche Armee in schöner Ordnung anrückte, und das Canonenfeuer von Ramillies zu kosten anfieng. Sie ließ Halt machen, um ihre Canonen zu erwarten, die kurz nachher aufgepflanzt standen. Die Canonade dauerte wohl eine Stunde. Hierauf rückten sie mit Canonen gegen Taviers. Sie fanden dort noch weniger Widerstand als auf ihrem rechten Flügel, und bemächtigten sich des Dorfs.

Im nehmlichen Augenblick ließen sie ihre Cavalerie marschiren. Sie bemerkten zu rechter Zeit, daß die Moräste, welche unsern linken Flügel deckten, die Flügel beyder Armeen hinderten, einander zu Hülfe zu kommen. Sie hatten ihren ganzen rechten Flügel in mehreren Linien nach einander hinter ihr Centrum gezogen jedoch in guter Ordnung. Hinter ihrem linken Flügel stand die ganze Cavalerie ihrer Armee, unserm Rechten gegen über. Sie konnte ungehindert agiren, während die Hälfte der Unsrigen unthätig auf ihrem Posten stehen mußte. Unsere Reuterey sah, daß die feindliche Cavalerie gänzlich vor ihr verschwunden war. Diese Bewegung hätte ihr zum Beyspiel dienen sollen; allein sie setzte sich nicht in Bewegung. Gassion, welcher sie als älterer General Lieutenant vom linken Flügel commandirte, hätte sie gar gerne auf einen andern Platz gebracht; aber sein Wunsch gelang ihm nicht. Es war ihm befohlen, ohne Ordre nicht von diesem Platz zu weichen. Er schickte einen Adjutanten nach dem andern ab; allein man ließ keine Ordre an ihn zurückkommen.

Guiscard, älterer General-Lieutenant vom rechten Flügel, suchte mit Beziehung auf die feindliche Bewegung, sie auch in Thätigkeit zu bringen. Die königlichen Haustruppen, welche die erste Reihe von der Cavalerie dieses Flügels ausmachten, machten einen starken Angriff; die rothen Schwadronen von den königlichen Haustruppen drangen in die Reihen der Cavalerie ein, die sich öffneten, während ihr rechter Flügel die erste Linie einnahm. Die Rothen gewannen über 500 Schritte vom Terrain. Sie griffen mit gutem Erfolg gleich darauf wieder die Schwadronen an, welche ihnen in die Flanke fallen wollten. Nach diesem schlossen sie sich wieder aneinander, indem sie eine halbe Wendung rechts machten, und noch 6 andere Eskadrons anfielen. Jetzt standen sie vor einer vierten Linie, und wurden zu gleicher Zeit im Rücken angegriffen. Unsere Truppen drangen bis ins Centrum der feindlichen Armee; allein durch die überlegene Anzahl derselben wurden sie sogleich wieder zurückgetrieben.

In dieser Verwirrung bemächtigten sich die Feinde des Dorfs Ramillies, und aller unserer dort stehenden Canonen. Der Herzog von Guiche, vertheidigte sich daselbst 4 Stunden; an der Spitze des Garderegiments, und that Wunder. Die zweyte Linie von der Cavalerie des rechten Flügels, die fast aus lauter Baiern und Wallonen bestand, hatte den beyden Generalen Villeroy und Sousternon geradezu abgeschlagen, die erste Linie zu unterstützen, und blieb ganz unthätig. Eben so unthätig und ohne von diesem Posten zu weichen, blieb unser ganzer linker Flügel hinter dem Sumpf stehen, wo ihm niemand gegenüber stand.

Un-

Unser rechter Flügel war völlig abgeschnitten. Die Feinde waren in unser Centrum eingebrochen, und unsere Infanterie, die schon fast ganz zum Treffen gekommen war, wurde zurückgeschlagen. Der Churfürst zeigte sich überall sehr muthvoll. Der Marschall von Villeroy war ausser sich, und wußte für alle diese Unfälle keinen Rath. Er zeigte sich tapfer; aber dieß war auch alles. Man zweifelte daran eben so wenig, als an seiner Schuldigkeit, mehr zu thun.

Es blieb nichts übrig als sich zurückzuziehen. Dieß geschah anfänglich in aller Ordnung; allein die einbrechende Nacht brachte den Rückzug bald in Unordnung. Die schwere Bagage konnte nicht schnell genug durch den Engpaß gehen und wurde ganz weggenommen. Endlich kam die Armee zu Löwen an; allein man hielt sich erst für sicher, nachdem man den Canal von Wilworde passirt hatte, unerachtet uns der Feind nicht zu nahe verfolgt hatte.

Brüssel war die erste Frucht ihres Siegs. Bagnolz und Bergheik hatten sich noch vorher mit dem Schatz und den Verwundeten aus dieser Stadt herausgezogen. Auch Antwerpen, Malines und Löwen huldigten dem Erzherzog. Damit machte das Haus Oesterreich den Anfang zu Wiedererlangung der spanischen Niederlande.

Diese Action, welche so schnelle und bedeutende Folgen hatte, kostete nicht einmal 4000 Mann. Eine sehr große Anzahl Truppen hatte sich zerstreut; es kamen aber kurze Zeit nachher fast alle wieder zu ihren Corps zurück. Nie hat eine Schlacht bey einem so unbedeutenden Verlust so schnelle und wichtige Folgen gehabt.

Mit

Mit Ausnahme von Namur, Mons und weniger andern Festungen waren die Spanischen Niederlande, und sogar noch ein Theil der Unsrigen, verloren. Nie ist eine Eroberung in solcher Geschwindigkeit gemacht worden. Die Feinde verwunderten sich eben so sehr darüber, als wir. Die Zurückkunft der verloren geglaubten Truppen, vermehrte noch täglich unsern Verdruß über diese Begebenheit.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Achtes Buch.

Die Sache der Jansenisten und von Port Royal.

Inhalt.

Royal durch Soldaten. 10. Was der Friede von Clement sey? 11. Die Nonnen von Port-Royal werden auf mancherley Weise gequält; die Abtey wird geschleift, und der Boden in Ackerland verwandelt. 12. Der König von Frankreich hält sich aus irrigem, nicht aber verkehrtem Gewissen, mehr an einen Atheisten als an einen Jansenisten. 13. Der Fanatismus gegen die Jansenisten wird so stark, daß Frankreich den Papst verfolgt, um von ihm Bullen zu erpressen. Eine Anekdote hierüber, die sich auf die Bestätigung der Constitution Unigenitus bezieht.

Man

Man sieht aus diesem Werke, wie Frau von Maintenon sich von einer Seite der Prinzessin von Ursini bediente, um sich in die spanischen Angelegenheiten zu mischen, und sie soviel möglich den Händen des Herrn von Torcy zu entziehen. Eben so sieht man auf welche Art sie es dahin brachte, daß dieser Minister, so wie die übrigen, in ihrem Zimmer arbeitete, und welchen Vortheil sie davon zu ziehen wußte.

Sie befaßte sich aber auch gerne mit den geistlichen Angelegenheiten. Bey Gelegenheit der Streitigkeiten gegen den Jansenismus und der Widerrufung des Edikts von Nantes, that sie nur einen leichten und flüchtig scheinenden Eingriff in diese Sache. Nur von weitem wurde dieser wichtige Gegenstand berührt, welcher die Ursache war, daß sie dem Herzog von Noailles bey Verheuratung ihrer Nichte, den Vorzug gab. Ich werde jetzt deutlicher erklären, auf welche Art es ihr endlich gelang, sich auf die geistlichen Angelegenheiten und deren Administration den größten Einfluß zu verschaffen.

Schon lange sah sie, mit Verdruß, die ganze Verwaltung der geistlichen Geschäfte in den Händen

des Pater de la Chaise, welcher nicht nur völlig unabhängig von ihr war, sondern auch nicht die geringste Verpflichtungen gegen sie hatte. Es war ihr unerträglich in dieser Sache so völlig ununterrichtet zu seyn. Die Abneigung, welche der König gegen den Erzbischoff von Paris, Herrn von Harley, zeigte, nachdem dieser so lange in seiner völligen Gunst gestanden, hatte ihre Rache befriedigt. Man sah wohl die Ursache davon, nicht aber was sie damit wollte. Der Beichtvater des Königs bekam dadurch nur noch freyere Hand über die Benefizien, und alle die Geschäfte, von denen man den Erzbischoff gänzlich entfernt hatte.

Dieß war die Ursache, warum Frau von Maintenon die Verbindung ihrer Nichte mit dem Herzog von Rochefaucault, welche der König machen wollte, nicht billigte, und dem Herzog von Noailles den Vorzug gab. Ich will nicht behaupten, daß sie in dieser entfernten Absicht schon dazu beygetragen habe, den Bruder des Marschalls, Herzog von Noailles, nach Harleys Tod im Jahr 1695 zum Erzbischoff von Paris ernennen zu helfen. Eine Sache, die um so schwieriger war, da die Jesuiten ihm nicht gewogen waren, der König ihn, weil er nie, oder nur auf wenige Augenblicke nach Paris kam, nicht kannte, und die Sache ohne Vorwissen des Pater de la Chaise geschehen mußte. Auch konnte man diesen Prälaten selbst ohne Wissen des Beichtvaters nicht dahin bringen, weil man ihn zu jenem Amte zwingen mußte, da er sich nicht nur auf alle Art widersetzte, sondern sich sogar, aus Rücksicht auf die Zeitumstände, in der Lehre verdächtig zu machen suchte. Er war zuerst zum Bischoff von Cahors, und einige Monate nachher, zum Bischoff von Châlons ernannt worden.

2.

· 2.

Weder die Annäherung zum Hofe, noch die Würde des Stuhls von Paris, dessen Bischoff, Graf und Pair von Frankreich ist, konnte ihn zum Entschluß bringen, der geistlichen Braut, welcher er durch die Weyhung bestimmt war *), zu entsagen, obgleich er sie eigentlich noch nicht kannte. Man bedurfte hiezu eines ausdrücklichen Befehls vom Papst

Zu Chalons stand er wirklich in großer Achtung, wegen der Reinheit seiner Sitten; und weil er sein Amt als Seelsorger in jeder Rücksicht vollkommen erfüllte. Er war sanftmüthig, unermüdet, belehrend; ermunterte durch sein eigenes Beyspiel zu guten Handlungen, und zeigte sich völlig unbekümmert gegen alles, was seines Amts nicht war.

Das Ansehen seiner Familie, verstärkt durch seinen Ruhm, siegte über den gewöhnlichen Lauf der Dinge. Auch zu Paris war er derselbe, der er zu Chalons gewesen, ohne sich durch einen so großen Schauplatz blenden zu lassen. Er gefiel dem König und der Frau von Maintenon ausserordentlich. Um nichts zu übergehen, was seine persönlichen Eigenschaften betrifft, muß ich noch hinzu setzen; daß er sich in den Geschäften gar nicht als Neuling nahm, und keine Verlegenheit verrieth. Man bewunderte seinen Scharfsinn und seine Kenntnisse, die er mit einer seltnen Bescheidenheit vereinigte; auch sein edles und anständiges Betragen, bey den Versammlungen der Geistlichkeit, wobey er zum Wohlgefallen des Hofs und der Klerisey, präsidirte. Endlich wurde er Cardinal im Jahr 1700, nach eben so vielem Widersetzen als vorher, da er Bischoff wurde.

*) Der bischöfflichen Kirche zu Chalons.

So viele Tugenden wurden von der Welt, wie gewöhnlich, mit Verfolgung und Kränkungen belohnt. Er ertrug sie standhaft und zum Wohl der Kirche, nur mit allzu vieler Sanftmüthigkeit und Geduld. Er gab sich Mühe, nie aus der Fassung zu kommen, und schonte mitleidig diejenige welche seine Geduld unerhört mißbrauchten, und seine Standhaftigkeit auf die stärkste Proben setzten, und ihn zum Heiligen läutern halfen. Nichts konnte seinen Geist, die Reinheit seiner Gesinnungen und seiner Lehren erschüttern. In seinen letzten Jahren aber verlor er seine Besinnungskraft; und hier — hört folglich alles Urtheil über ihn auf. Er unterlag der Last des Alters, der Mühseligkeiten und Verfolgungen. Ich selbst bin Augenzeuge davon gewesen; und wenn mich der Himmel so lange erhält, werde ich es in diesen Memoiren offenbaren, die ich so lange als möglich fortsetzen, und rechtschaffenen Männern zur öffentlichen Bekanntmachung übergeben werde.

Bey Godet, dem Bischoff von Chartres, und dem nachherigen Cardinal Bissy, hat man sich nicht lange aufzuhalten. Man hat sich hier bloß zu erinnern, daß la Chétardie und Bissy nicht in die Nähe des Königs kamen, und daß Godet weil ihm die gewöhnliche Gelegenheit fehlte, sich Sr Majestät zu nähern, nur unversteckt und geradezu, eben deswegen auch nur selten, und nur in Angelegenheiten auftreten konnte, welche durch Frau von Maintenon schon eingeleitet waren. Es fehlten ihm also jene kräftigen Mittel sich durch öftere Gespräche, die keinen scheinbaren Gegenstand haben, und welche nur nach und nach wirken können, beliebt zu machen. Dem Pater de la Chaise hingegen standen diese Gelegenheiten alle zu Gebot. Er war auch sehr aufmerksam, den Bischoff

schoff von Chartres, der ihm manche Besorgnisse deswegen machte, nicht zuvorkommen zu lassen. Jeder seiner Schritte war für ihn eine Warnung, und machte ihn noch aufmerksamer. Ein Mann, der durch eine allgemein gebilligte Wahl, durch seinen Ruhm, das Ansehen seiner Familie, und die Verwendung der Frau von Maintenon, die ihn als ihre Creatur begünstigte, erst kürzlich zum Erzbischoff von Paris ernannt worden war, mußte ein weit brauchbareres Werkzeug seyn, indem er wöchentlich einmal Audienz beym Könige hatte, und sich noch außerdem Audienz verschaffen konnte, wenn er wollte. Noailles hatte sich nur durch diese Umstände so sehr in Gunst gesetzt. Allein seine Rechtschaffenheit und die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der er über sich selbst, nicht aber über andere wachte, war Ursache, daß er in der Folge alle diese Vortheile wieder verlor.

Frau von Maintenon hingegen wußte die ihrige desto besser zu benutzen, um sich endlich auf die geistliche Angelegenheiten Einfluß zu verschaffen. Sie machte den Anfang in der Sache des Herrn von Cambray, durch welchen sie mit dem Erzbischoff und Herrn von Chartres in eine enge Verbindung kam. Durch dieses Mittel gelang es ihr, bey dem König den Zugang auch zu der einzigen Gattung von Angelegenheiten zu erhalten, in die sie bis jetzt noch nicht hatte eindringen können. Deswegen zog sie die Verbindung ihrer Nichte mit dem Neffen des Erzbischoffs, jeder andern vor. Sie bewirkte, daß der König sich der Sache des Herrn von Cambray zu Rom öffentlich annahm, und sie zu seiner eigenen Angelegenheit machte. Dadurch schuf sie ihren Einfluß in die Religions Sachen, und die damit verbundene Gelegenheit, Benefizien und höhere Stellen zu ertheilen, und jeden nach Gefallen befördern oder zurücksetzen zu können.

3.

Herr von Chartres war ein leidenschaftlicher Sulpicianer; das heißt: er wußte die Frömmigkeit und Enthaltsamkeit dieser Leute auf eine feine Art nachzuahmen. Er wohnte zu Paris beständig in dem Seminarium von St. Sulpice, und erhob dieses über die Seminarien der auswärtigen Missionaire, der Brüder vom h. Magloire, und der Väter vom Oratorium. Vor seinem Tode ersetzte er noch seine Stelle bey Madame de Maintenon durch la Chetardie, einen Prediger bey den Sulpicianern, welcher sein ganzes Vertrauen besaß und den er leitete.

Bey ihrer unerhörten Unwissenheit, Dummheit und Treuergebenheit gegen den Stuhl zu Rom, konnten die Sulpicianer allerdings die großen Plane der Jesuiten nicht hintertreiben. Sie waren aber elend genug um die erhabene Moral, den Geschmack für Alterthümer, und die richtigen und deutlichen Kenntnisse zu vertilgen, welche die Väter vom Oratorium verbreiteten; diese von den Meynungen der Jesuiten-Gesellschaft durchaus verschieden denkende Männer, welche in der Hauptsache mit der Universität und den köstlichen Ueberbleibseln von Portroyal, das die Jesuiten zum Ziel ihrer Verfolgungen machten, übereinstimmten. Die Jesuiten vollendeten demnach den Untergang ihrer Gegner durch Menschen voll Sclavensinns gegen Rom, deren elende Religionsgrundsätze darin bestanden, alles Verdienst in niedrige, zwecklose und lächerliche Uebungen zu setzen, durch deren Auflegung sie die ihnen anvertrauten jungen Leute zum Vieh herabwürdigten, während sie dieselbe in nichts unterrichten konnten, weil sie selbst, sogar in den gewöhnlichsten Dingen, völlig unwissend waren.

Auch

Auch die Missions-Priester, welche keine andere Bestimmung hatten, als Catechisationen in den Dörfern zu halten, und auch zu nichts besserm fähig waren, nicht minder roh, dumm, unwissend und der römischen Curie sclavisch ergeben, wie die Sulpicianer, nahmen einen hohen Flug, weil jedem der nicht bey ihnen erzogen wurde, die Benefizien versagt waren.

Frau von Maitenon, durch la Chetardie und Bissy noch weiter auf denselben Wege irregeführt, für welchen sie der Bischof von Chartres schon längst eingenommen hatte, herrschte über die neuen zur Mode gemachten Seminarien. Sie war ihre erklärte Beschützerin, seit sie durch die Kunstgriffe der Jesuiten, unvermerkt mit den Vorstehern der fremden Missionsanstalten entzweit worden war. Diese waren lange Zeit ihre Beichtväter gewesen; Herr von Chartres trat an ihre Stelle, als die fremden Missionäre wegen des berühmten Streits über die Chinesischen und Indianischen Ceremonien, die erklärten und unversöhnlichen Feinde der Jesuiten wurden.

Immer zwar herrschte eine gegenseitige Eifersucht zwischen den Jesuiten und jenem gemeinen Priestervolk, welches seine Gewalt widerrechtlich ausdehnte; allein sie duldeten einander wechselseitig, weil ihr gemeinschaftlicher Haß gegen die Väter vom Oratorium, und gegen die aufgeklärtere Geistlichkeit, die sie auf jeden Fall für Jansenisten erklärten, sie einander unentbehrlich machte.

Der Cardinal von Noailles stand an der Spitze der letzteren. Er besaß zwar wohl die vertrauteste Kenntniß aller Heiligen, nicht aber Menschenkenntniß genug, um den Besseren und sich selbst aufhelfen zu können. Seine ängstliche Gewissenhaftigkeit und zu gro-

große Frömmigkeit erlaubte ihm nicht auf andere Dinge aufmerksam zu seyn, sie vorherzusehen, und ihnen, wenn die Erfahrung sie ihm zeigte, abzuhelfen.

Bissy hatte sich schon lange insgeheim an die Jesuiten, die Sulpicianer und den Herrn von Chartres angeschlossen. Letzterer überließ ihn so, wie seine Kirche, der Frau von Maintenon. Bissy ging daher auf etwas Großes aus. Um in diesen Angelegenheiten auch eine wichtige Rolle zu spielen, und dadurch Frau von Maintenon, und durch diese den König für sich zu gewinnen, war ihm irgend ein wichtiges Ereigniß nothwendig. Alsdann konnte er durch geheime und enge Verbindung mit den Jesuiten für ihr beyderseitiges Interesse wirken, indem er ihnen bey der Frau von Maintenon sie aber ihm wieder zu Rom vortheilhafte Dienste leisten konnten, um auf diese Art die Herrschaft über alle geistlichen Angelegenheiten zu erhalten.

Die Jesuiten waren Anfangs nur betreten, nachher aber wüthend darüber, daß der Cardinal Noailles ohne ihr Zuthun so hoch gestiegen war, so sehr in Gnaden stand, und von seiner Familie so kräftig unterstützt wurde. Ihr Pater Tellier, welchen die Sulpicianer zum Nachfolger des Pater de la Chaise gemacht hatten, wahr sehr von ihm verschieden. Er fing bald an, seine Kräfte zu fühlen, und wußte den Cardinal von Noailles so ganz in sein Gewebe zu verwickeln, wie die Spinne eine Fliege. Er suchte seine Tugend, seine Sanftmuth und Mäßigung durch tausenderley Gewissensgründe gefangen zu nehmen, bis er ihn endlich dahin brachte, daß er die Hände dazu bot, die berühmten kaum noch existirenden Ueberreste von Portroyal vollends von Grund aus zu zerstören. Die Nonnen, welche noch dort waren, wurden unbarmher-

herzig vertrieben, die Gebäude gänzlich eingerissen, so daß kein Stein auf dem andern blieb, und selbst die Gräber entweiht. Die Profanation eines so heiligen Platzes, welcher in ein Ackerland verwandelt wurde, empörte die Gemüther der Gutdenkenden, und warf einen unaustilgbaren Flecken auf den Charakter des Cardinals von Noailles.

So ging es, durch eine Kette von bösen heimlichen Anschlägen, immer weiter, bis endlich die schreckliche Geschichte über die sogenannte Constitution (Unigenitus) ausbrach, welche den Cardinal, mehr noch mit der Frau von Maintenon, als mit dem König entzweyte, und stürzte, während der König und Frau von Maintenon durch dieselben Intriguen dahin gebracht wurden sich aufs heftigste für diejenige Partey zu erklären, welche Bissy's Glück machte, und ihm das ganze Vertrauen der Frau von Maintenon erwarb, die an sich weder den Jesuiten noch dem Pater Tellier gewogen war.

Nach Jahren voll heimlicher Anschläge und Bestrebungen, sah sich Bissy endlich am Ziel seiner Wünsche. Er war nun wirklich der bedeutende Mann, der er durch so manche Kunstgriffe zu werden gesucht hatte. Und wie sehr mißbrauchte er nicht seine Macht! Durch Heucheley, Unterwürfigkeit und fein versteckte Niederträchtigkeiten, hinterging er Frau von Maintenon aufs schändlichste, während er ihr mit seiner erkünstelten Einfalt unter dem Schein von grober Offenherzigkeit, die größten Lobeserhebungen machte. Sie hielt sich wirklich für die Prophetin, durch welche das Volk Gottes vom Irrthum befreit, und von der Gottlosigkeit und Empörung abgehalten werde.

Angetrieben durch diese Vorstellung, welche Bissy in ihr erwekt hatte, und in der Absicht, sich noch immer mehr Gewicht in geistlichen Angelegenheiten zu verschaffen; verleitete sie den König zu allen Greuelthaten, Gewaltthätigkeiten und Unmenschlichkeiten, wodurch damals die Gewissensfreiheit unterdrückt, und der Glückszustand so vieler Menschen zernichtet wurde, mit denen die Gefängnisse angefüllt waren. Bissy beschwazte sie zu allem, und erlangte alles, was er nur wollte. Ihre Herrschaft in der Direction der kirchlichen Angelegenheiten erstreckte sich damals so weit, daß sogar der scharfsichtige Pater Tellier, auf Bissys Betrieb zu ihr kommen, und mit ihr die Austheilung der Benefizien berechnen mußte. Es kostete diesen viele Ueberwindung, allein seine schon eingeleiteten Anschläge zu Verfolgungen, die Anstalten, welche besonders auf das Verderben des Cardinals von Noailles abzweckten, den er seines Purpurs, seines Stuhls und selbst seiner Freyheit berauben wollte, und dann der Triumph der neuern jesuitischen und sulpizianischen Schule über alle andere, welche einen Bossuet, Pascal, Nicole, Arnaud u. s. w. hervorgebracht hatten, alles dieses waren Dinge, deren Ausführung ihm so sehr am Herzen lag, daß er fähig war, alles dafür aufzuopfern.

Man wird sehen, daß in der Folge es blos ein Artikel war, den er in dem Testament des Königs nicht verdauen konnte; nehmlich; Fleurys Ernennung zum Lehrer (des Cronprinzen.) Tellier selbst hatte sich zum Beichtvater und zweyten Lehrer ernennen lassen. Diesem herrschsüchtigen Mann war also alles daran gelegen, daß ein Lehrmeister nach seinem Sinn gewählt würde. Er widersetzte sich der Wahl Fleury's in dem Zimmer der Frau von Maintenon, vor ihr

und

und dem König. Wenn ihm auch gleich seine Bemühungen mißlangen; so hatte er doch Fleury dadurch sehr in Furcht gesetzt, und ihn zu seinem immerwährenden Feind gemacht.

Tellier lebte nicht lange genug, um zu sehen, oder auch nur ahnen zu können, wie unglaublich weit dieser von jener ersten Stufe seines Glücks noch emporstieg. Wenn er es vorhergesehen, oder wenn sein Geist dort, wo er jetzt ist, noch dieselben Leidenschaften hätte, die er ehemals, vereinigt mit seinem Körper, gehabt hat; so würde er noch als abgeschiedener Geist den Jesuiten danken, und ihre einsichtsvolle Kunstgriffe dafür segnen, daß es ihnen gelang diesen Beherrscher des Königreichs nach ihrem Willen zu leiten, und ihn, ohne daß er je die geringste Vermuthung davon gehabt, zu allem was ihnen vortheilhaft war, zu gebrauchen. Er stürzte alle, die sie haßten und fürchteten, und ersetzte ihre Plätze mit Personen, die ihnen nützlich waren. Doch es ist hier noch nicht der Ort über diese Materie zu sprechen.

Die, mit so vielem Erfolg, so vielen Kunstgriffen, so heftiger Erbitterung, Gewaltthätigkeit und Herrschsucht verfolgte Constitution Unigenitus, war die bittere Frucht der dringenden Nothwendigkeit, in welche die Jesuiten durch den Streit über die indischen und chinesischen Ceremonien gesetzt wurden. Ferner war sie eine Folge von dem unmäßigen Ehrgeiz des Günstlings Bisso, der noch immer höher steigen wollte. Auch Rohan ließ sich aus Eigennutz, durch Tallard, welcher seine persönlichen Absichten dabey hatte, in dieses Spiel hineinziehen. So wurde sie endlich das Werk dieser beyden, welche die Chefs der mächtigsten, unter den unumschränkten Befehlen der Frau von Maintenon stehenden Partey seyn wollten. Diese Frau brannte

von heimlichen Ehrgeiz, über die Kirche eben so zu herrschen, wie sie schon seit so langer Zeit den Staat beherrscht hatte. Nichts lag ihr mehr am Herzen und war ihr schmeichelhafter, als sich die Macht über diesen wichtigen Theil der Regierung zu erhalten.

Als ihr dieses Feld einmal geöffnet war, kannte sie keine Grenzen mehr. Durch Bissy's Kunstgriffe, durch die Bemühungen der Sulpicianer und Missionarien, die von den Jesuiten dazu angewiesen und aufgefordert waren, wurde die ohnehin veränderliche Neigung der Frau von Maintenon, dem Cardinal von Noailles wieder entzogen. Sie bedurfte seiner nun nicht mehr, um sich in geistlichen Angelegenheiten Eingang zu verschaffen. Die Brücke, welcher sie sich mit so vielem Vortheil bedient hatte, konnte ihr jetzt von keinem Nutzen mehr seyn. Sie war für ihren neuen Verehrer Bissy ganz eingenommen, welcher bey ihr den Elisa des Bischoffs von Chartres machte. Durch die laute Bewunderung des unverständigen la Chetardie wurde sie völlig verblendet. Ihr Bündniß mit dem Noailles wurde aufgehoben, und ihre ehmalige Freundschaft für den Cardinal verwandelte sich in Wuth gegen ihn, um durch ihn, wie sie glaubte, der Kirche und der Wahrheit ein Opfer zu bringen. Die Grausamkeit, womit man, seit der Wiederrufung des Edikts von Nantes, gegen die Hugenotten verfuhr, war im Ganzen das Muster von dem, was man oft eben so stark, gegen alle diejenige sich erlaubte, welche die Constitution nicht gut hießen.

4.

Durch unzählige Kunstgriffe suchte man daher, die Bischöffe, die Schulen und die niederen weltlichen und geistlichen Stände, entweder zu gewinnen, oder in

in Furcht zu setzen. Daher die unaufhörlichen zahllosen Verhaftsbriefe, der Streit mit den Parlamentern, die unendlich häufigen Dispensationen von den gewöhnlichen Gerichtshöfen, die Suspension aller Gerichte, und endlich die durchgängige, öffentliche Versagung aller Justiz, und alles Schutzes bey allen denen, welche ihr Gewissen unter das neue Joch nicht gerade nach der ihnen vorgeschriebenen Art beugen wollten. Die immerwährenden Inquisitionen erstreckten sich sogar bis auf die simplen Layen. Die Verfolgungen stiegen aufs höchste; eine unendliche Menge Menschen wurden verbannt, andere in Staats-Gefängnissen und unterirrdischen Kerkern verhaftet. Eben daher entstand Verwirrung und Zerstörung in den Klöstern. Man hatte jetzt eine unerschöpfliche Quelle willkührlicher Verläumdungen und Beschuldigungen entdeckt, Personen aus allen Ständen, ohne daß sie die geringste Ahnung davon gehabt haben konnten, wurden bey dem König, bey Hof, und in der Stadt ausgeschwärzt, um ihre Entfernung oder Verbannung zu bewirken, damit man ihre Stellen nach dem Willen der Oberhäupter von der herrschenden Parten, der Jesuiten und Sulpicianer, denen alles erlaubt und recht war, wieder ersetzen konnte. Eine unendliche Anzahl Menschen aller Art mußte dieselben Prüfungen erdulden, welche die Christen unter den arianischen Kaisern, und unter Julian dem abtrünnigen erduldeten, dessen Politik und Grausamkeiten man nachzuahmen schien. Daß der Religions-Eifer nicht wirklich auch unter den gewöhnlichen frommen Ceremonien Blut vergoß, während die vielen Schlachtopfer desselben, auf eine andere Art umkamen, lag wenigstens nicht an den Jesuiten, deren grausamer Sinn bey dieser Gelegenheit so sehr über ihre Klugheit siegte, daß sie sich frey zu sagen erlaubten: „Es müsse Blut vergossen werden.“

5.

5.

Man hat gesehen, wie durch Godet, Bischoff von Chartres, die bischöffliche Würde in Frankreich aufs tiefste herabgesetzt wurde, indem er Bisthümer mit Küstern aus den Seminarien, und mit der niedriggebohrnen Menge ihrer unwissenden Zöglinge, anfüllte, deren ganzes Verdienst in der Dunkelheit und Roheit bestand. Man hat ferner gesehen, wie Tellier die bischöffliche Würde vollends ganz vernichtete, indem er sie öffentlich, zwar nicht für Geld, aber zu Erreichung seiner Absichten, verhandelte, unter Bedingungen, die seinem heftigen und herrschsüchtigen Geiste angemessen waren, und mit einer Scharfsichtigkeit und Vorsicht, die ihn gegen Täuschungen sicherte. Das Geheimniß konnte nicht lange verborgen bleiben; allein auch die Entdeckung konnte ihn dennoch nicht hindern, auf seiner Handlungsweise fest zu beharren.

Es läßt sich schon zum Voraus, noch mehr aber aus den Folgen einsehen, was bey einer solchen Art der Wahl zu erwarten war. Bissy theilte seine Irrthümer mit ihm, unterstützte sie mit seiner ganzen immer zunehmenden Macht, und wußte seine Anleitungen nachher gut zu benutzen.

Dieß waren die unseeligen Ursachen, wodurch die Kirche von Frankreich zu Grund gerichtet, und der römischen Curie unterjocht wurde, welche schon auf so verschiedenen Wegen allen Widerstand vernichtet hatte. Der persönliche Haß des Cardinals Fleury gegen den Pater Quesnel, trug vollends alles dazu bey, Frankreich mit Verbannungen, nicht blos von den Wohnorten, sondern selbst aus dem Vaterland, und mit 30000 geheimen Verhafts-Befehlen zu bedrücken; wie man nach seinem Tode in dem Staats-Secre-

cretariats - Büreau darüber die Rechnung machte. Er wußte seine Rache auch noch bis über seinen Tod hinaus fortzusetzen. Da aber der Jansenismus der Gegenstand ist, welcher den König und die Regierung am meisten beschäfftigte; so ist es nöthig mich umständlicher darüber einzulassen.

6.

Im März 1711 fing die Geschichte an auszubrechen, welche die Constitution Unigenitus erzeugt hat, dieses für Kirche und Staat so unglückliche, für Rom so schimpfliche, für die Religion so nachtheilige Product, welches blos für die Jesuiten und Sulpicianer vortheilhaft war, die ihm allein ihre schädliche und fast unnütze Existenz zu danken hatten. Auch zogen ihren Vortheil daraus alle die Anhänger der römischpäpstlichen Grundsätze, welche von Jesuiten und ihren Anhängern lange Zeit ins geheim, mit eben so vieler Treulosigkeit gegen das Vaterland, als innerer Falschheit, unterstützt wurden. Am allerbesten befanden sich diejenigen dabey, welche in jeder Rücksicht zu der verächtlichsten und verworfensten Klasse der Menschheit gehören, die Ignoranten, die Unbrauchbaren und die Betrüger. Indem man in der Folge das Verfahren der Wiederrufung des Edikts von Nantes nachahmte, blieb überall nichts als Unordnung und Betrügerey herrschend, verbunden mit einer Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, unter welcher noch jetzt das Königreich zittert und seufzt. Noch gegenwärtig fühlt es die Last einer 30jährigen schrecklichen Verfolgung, die sich auf alle Stände erstreckt, und noch täglich zunimmt.

Es ist gar nicht meine Absicht, hier eine theologische Geschichte zu schreiben, auch nicht die Thatsachen und die Verfahrungsart vollständig zu erzählen. Dieses

ses würde allein schon ganze Bände ausfüllen; ja es wäre zu wünschen, daß man weniger über die Lehre geschrieben, und das Publikum mit so vielen Wiederholungen verschont hätte; desto mehr aber hätte über die politische Entstehung und die Fortschritte dieser schrecklichen Geschichte, über das versteckte, schlaue Verfahren der beyden Parteyen, über das daraus entstehende persönliche Glück oder Verderben, und über die ausgebreiteten unerhörten Wirkungen geschrieben werden sollen, welche aus dieser Pandora-Büchse hervorgingen, durch deren Zaubermacht alle Gesetze, alle Richterstühle und die ganze Ordnung der Dinge umgestürzt, einer militairischen Inquisition weichen mußten, die noch jetzt nicht aufhört, Frankreich mit geheimen Verhaftsbefehlen zu quälen, und alle Gerechtigkeit zu vernichten.

Ich werde mich auf das wenige historische einschränken, das unter meinen Augen, und zuweilen unter meinen eigenen Händen vorging, um auch diese Materie, wie die übrigen, zu behandeln, und das, was ich nicht gesehen oder von mithandelnden Personen gehört habe, besser unterrichteten und fleissigeren Schriftstellern zur Bearbeitung überlassen.

Um das wenige verstehen zu können, was hie und da aus den Begebenheiten angeführt ist, welche vorzüglich das Ende der Regierung Ludwig des XIV. die Minderjährigkeit, das verborgene Königthum des Herzogs und das entdeckte von Fleury betreffen; ist es nöthig, sich an manches wieder zu erinnern, was in diesen Memoiren zerstreut angegeben ist. Dahin gehört der Sturm des Quietismus, die auf den Herrn von Cambray gefallene Ungnade, die verborgenen Kunstgriffe der Jesuiten, von denen der größte Theil, so wie die gemeine Geistlichkeit, jedoch ohne ihm zu scha-

schaden, sich gegen ihn erklärte, das geheimnißvolle und im Dunkeln wirksame Synedrium, das ihm aus allen Kräften diente, die daraus entstehende Vereinigung, das was den Sulpizianern, vom Herrn von Bissy, dem Bischoff von Toul, nachherigen Bischoff von Meaux und Cardinal, endlich auch von dem Pater le Tellier gesagt ist; ferner wie durch diese Umstände die bischöffliche Würde an unwissende, gemeine zum Theil pflichtvergessene Männer kam, und öffentlich dem Ehrgeiz und der Knechtschaft derjenigen Parthey verkauft wurde, die gewisse Menschen erhöhen konnte; Noch mehr: die Geschichte von China, die mißliche Lage, in welche die Jesuiten dadurch gesetzt wurden; der persönliche Antheil, welchen le Tellier daran nahm; sein besonderer und der Jesuiten allgemeiner Haß gegen den Cardinal von Noailles, und welchen Vortheil sie aus dem Jansenismus zu ziehen wußten. Endlich kommt in Betrachtung der Charakter des Cardinals von Noailles, des Königs und der Frau von Maintenon. Wenn man sich an alles dieß erinnert; so wird man leicht einsehen, wie viel le Tellier daran gelegen seyn mußte, die Jesuiten von der Schande zu retten, welche durch die Verdammung ihres Betragens in China auf sie fiel, und den Cardinal von Noailles zu stürzen.

Um zwey so mächtige Streiche auszuführen, bedurfte es einer auffallenden Angelegenheit, durch welche Rom bey der empfindlichsten Seite angegriffen seyn mußte, und seine ganze Hoffnung nur auf die Protection le Telliers setzen konnte. Er war beständig beschäftigt, um Auskunftsmittel zu finden, und Umstände klüglich zu benutzen. Die chinesische Geschichte, welche ihm keinen längern Aufschub erlaubte, beschleunigte seine Unternehmung. Seine einzigen Rathgeber dabey, mit

völliger Ausschließung aller andern, selbst von den Jesuiten, waren die Väter Doucin und Lallemant, Männer, eben so schlau, falsch und tief, wie er selbst. Sie hatten ihre Proben abgelegt, daß es sie nichts koste, Verbrechen zu begehen.

Diese Jesuiten waren eben so wüthend und aufgebracht, wie er, gegen den Cardinal von Noailles, welcher, eines Vergehens wegen, dem Pater Doucin eine Pension von der Klerisey wegnehmen ließ, die er von Harlai dem Erzbischoff von Paris in den letzten unglücklichen Zeiten seiner Schwachheit von ihm zu erhalten gewußt hatte. Sie beyde wohnten zu Paris in ihrem Profeß-Haus, wo auch Pater Tellier wohnte. Alle drey waren, wegen ihrer Gewaltthätigkeit, Bosheit und Scharfsichtigkeit heimlich von allen übrigen Jesuiten gefürchtet, selbst von denen, welche am meisten für das Interesse und die Absichten der Gesellschaft eingenommen waren.

Die Umstände schienen le Tellier günstig. Durch Herrn von Cambray hatte er die Herzoge von Chevreuse und von Beauvilliers für sich. Auch Pontchartrain wegen niedriger Politik und Opposition gegen seinen Vater, und Herr von Argenson waren die Seinigen. Durch diese beyden Männer konnte er alles vor den König bringen was für ihn vortheilhaft war, ohne daß er nöthig hatte, selbst hervorzutreten. Die persönliche Verbindung des Cardinals von Noailles mit der Frau von Maintenon konnte ihm nicht mehr im Weg stehen, weil diese veränderliche Frau schon selbst Langeweile darüber empfand. Selbst nach Herrn von Chartres hatte sie schon wieder drey Andere in ihre Gunst aufgenommen; doch war er wegen St. Cyr mit ihr verbunden und seit 27 bis 28 Jahren gewohnt, gleichsam wie ein Kind Naschereyen aus ihrer

rer Hand zu empfangen. Ihr Beichtvater war der Sulpizianer Prediger, la Chetardie, dessen Dummheit man grenzenlos nennen kann. Bissy aber, welchen ihr der verstorbene Herr von Chartres als einen würdigen Schüler von ihm zuführte war ohne daß sie es bemerkte, Leib und Seele für das Glück der Jesuiten, eben sowohl als für Tellier und dessen beyden Ordensbrüder aufzuopfern.

Dieß war eine Folge von Bissy's zu Rom geschmiedeten Anschlägen auf den Purpur. Er hatte sich um so fester an diese drei Jesuiten angeschlossen, da er durch das viele Vertrauen der Frau von Maintenon gegen ihn für sie eben so viel wirken konnte, als sie zu Rom für ihn. Durch sie konnten ihm diejenige Beförderungsmittel in Rom ersetzt werden, welche ihm durch seine Versetzung von Toul nach Meaux abgeschnitten waren, da seine Streitigkeiten mit dem Herrn von Lothringen dadurch geendigt wurden So gut er, als Bischoff von Meaux mit Frau von Maintenon stand; so machte ihm doch ihre Verbindung mit dem Cardinal von Noailles, wegen eines Ueberrests von Achtung und Vertraulichkeit, die sie diesem angesehenen Mann nicht versagen konnte, einige Besorgnisse. Diese bewogen ihn, an dem Verderben des Cardinals von Noailles eben so thätig zu arbeiten, als le Tellier selbst.

Als dieß alles gut eingeleitet war, fürchteten sie sich nicht mehr vor der Gesammtheit der Bischöffe. Man muß sich hier erinnern, welchen mächtigen Einfluß der verstorbene Herr von Chartres auf die bischöfflichen Ernennungen während der letzten Jahre des P. de la Chaise gehabt, und mit welch erbärmlichen Subjecten er die Kirche besetzt hatte. Le Tellier suchte nach seiner Schlauheit ganz absichtlich die schäd-

lichen Wahlen zu befördern. Auf diese Art trotzten sie auf die Mehrzahl der Bischöffe, und hofften den kleinern Theil in Furcht zu setzen und folgsam zu machen. Man muß zugleich nicht vergessen, daß bey allem Widerwillen der Sulpicianer und der Furcht der Jesuiten, bey aller Eifersucht zwischen diesen und jenen, beyde doch in ihrem Abscheu gegen den Jansenismus und ihrer Verehrung für Rom, mit einander übereinstimmten, und sich gegenseitig, die eine Partie aus Unwissenheit, die andern aus Eigennutz, unterstützten. In dieser ganzen Sache leiteten die Jesuiten die Sulpicianer wie mit verbundenen Augen. Jene gebrauchten diese zu allem was sie wollten, sogar auf eine erniedrigende verächtliche Art; immer zur Aufrechthaltung des Molinismus, im Gegensatz des jansenistischen Systems, das sie erst ersannen, um dagegen streiten und als Vertheidiger der ächten Religion auftreten zu können.

Als der Plan entworfen, und die nöthigen Maasregeln genommen waren, suchte man nur die Sache zum Ausbruch zu bringen, ohne dabey öffentlich ins Spiel zu kommen. Man ließ den Sturm gegen die moralischen Betrachtungen über das neue Testament von P. Quesnel losbrechen. Sie wählten hiezu die vom Cardinal von Noailles, vom Bischoff von Chalons und einer großen Anzahl Theologen approbirte Ausgabe dieses Buchs. Unter diesen Theologen war auch der berühmte Vialart, ein Vorgänger von Noailles zu Chalons. Sein Nachfolger billigte es, ebenfalls ohne weitere Prüfung, und gab seine Erlaubniß zu einer neuen Ausgabe, die davon gemacht wurde. Seit mehr als 40 Jahren hatte dieses Buch ohne alle Einwürfe die Kirche erbaut. Bissy, der Bischoff von Toul, der nun eine so große Rolle, zu seinem eigenen Nachtheil, zu spielen anfängt, hatte es seiner Diöcese vor-

vorgeschlagen, und ausdrücklich durch einen bischöfflichen Befehl, jedem seiner Pfarrer aufgegeben, sich ein Exemplar davon anzuschaffen, mit dem Beysatz: daß weil es ihnen bey ihren geringen Einkünften unmöglich sey, mehrere Bücher zu haben; dieses Einzige ihnen zum Unterricht des Volks hinreiche, da es die wahre Lehre und Anleitung zur Gottesfurcht enthalte. P. de la Chaise hatte es immer auf seinem Tische liegen. Als einige Personen im Namen des Verfassers mit Verwunderung ihn darüber gefragt hatten, gab er zur Antwort: er liebe das Vortreffliche und Gute, woher es immer komme. Seine Beschäfftigungen erlaubten ihm nicht, viele Bücher zu lesen; dieses Eine aber enthalte einen unergründlichen Schatz der Lehre und wahrer Gottesfurcht.

Ein so lange Zeit geachtetes Buch hätte demnach gegen jeden Angriff sicher seyn sollen. Allein das Beyspiel von dem guten Erfolg, womit man das Buch des Herrn Arnauld von der häufigen Communion angegriffen hatte, welches doch noch berühmter durch den Namen seines Verfassers, und durch den Beyfall einer großen Anzahl würdiger Männer, die es mit Vergnügen aufgenommen und gelesen hatten, begünstigt war, beruhigte le Tellier gegen dergleichen Besorgnisse. Er zweifelte nicht, den Cardinal von Noailles zugleich mit angreifen zu können, weil dieser es für gut anerkannt hatte.

Zur Ausführung eines so verwegenen Streichs bediente er sich zweyer unbekannter schwacher Männer, die er völlig in seiner Gewalt hatte. Der Eine war Champflour, Bischoff von la Rochelle, ein unwissender roher Mann, der nichts als ein dummer Ultramontaner seyn konnte, und deswegen bey den Vorschlägen, welche die Geistlichkeit im Jahr 1682 machte, exiliert worden war. Die Jesuiten und Sulpici-

 aner

aner hatten sich hierauf zu Gunst dieses Märtyrers ihrer Lieblings-Sache vereinigt. Der andere war Valderies von Lescüre, weniger unwissend, aber eben so sehr Ultramontaner, wie jener, auch eben so abhängig von den Jesuiten, die ihn zum Bischoff von Luçon gemacht hatten. Von Natur war er ein heftiger, wilder, stürmischer Mann; übrigens ein armer geringer Edelmann. Der erstere war vollends von ganz niedriger Geburt. Beyde aber lebten in gänzlicher Dunkelheit, und allen andern Menschen unbekannt.

Um sie zur Ausführung ihrer Absichten gehörig abzurichten, schickte man einen gewissen Chalmet an sie ab; einen Zögling der Sulpicianer, der zu Cambray gebildet, und von dem berühmten Fenelon gründlich unterrichtet war. Dieser wünschte, wieder an den Hof zurückzukommen, und erwartete alles mögliche von dem Fall des letzten von seinen drey Ueberwindern, welcher noch übrig war, und von le Telliers Unterstützung, den die alten Freunde Fenelons unterstützten, sich aber nicht öffentlich des letztern annehmen konnten.

Chalmet, ein strenger unbiegsamer Pedant, hatte Verstand, Beharrlichkeit und die römischhöfischen Grundsätze der Sulpicianer. Er war dem Herrn von Cambray ergeben, und überließ sich ganz den Jesuiten und dem Pater le Tellier. Er war es, der sich heimlich nach Saintonge begab, und dann bald zu Rochelle bald zu Luçon würkte. Anfänglich hielt er sich sehr still. Er ließ öfters die beyden Bischöffe in seinem Beyseyn zusamen kommen, und suchte sie in die nöthige Lehrkenntniß einzuweyhen. Dies aber that er auf eine so unhöfliche und unschickliche Art, daß sie sich über einen so despotischen Lehrmeister schon damals be-

beklagten, und diese Klagen nachher öfters, mit wenig Beurtheilungskraft, wiederholten.

Er ließ sie einen gemeinschaftlichen Aufsatz machen, worin das Buch des Pater Quesnel, welches der Cardinal gut geheißen hatte, verdammt wurde. Diese sogenannte Censur schilderte den Cardinal so unverkennbar, daß er vor jedermann, ohne alle Schonung als ein Beschützer der Ketzerey erscheinen sollte. Dieser Aufsatz war das Lärmgeschrey, und also nicht bestimmt, nur in Luçon oder la Rochelle bekannt zu werden. Er wurde nach Paris geschickt, und gegen alle Ordnung sogar bey den Thüren des Erzbischöfflichen Pallasts angeschlagen, von woher dem Cardinal die erste Nachricht davon hinterbracht wurde.

Die beyden Bischöfe hatten jeder einen Neffen im Seminarium der Sulpizianer, welche beyde sehr einfältige Knaben waren. Der Cardinal, von den zwey Land-Bischöffen so schwer beleidigt, beging einen Hauptfehler. Er spielte die Rolle eines Hundes, der in den Stein beißt, mit dem man ihn wirft, statt auf den Arm, welcher wirft, loszugehen. Er ließ den Superior der Sulpicianer zu sich rufen, und befahl ihm, die beyden jungen Leute aus dem Seminarium zu verweisen, welche sich zu der verabredeten Bekanntmachung des bischöflichen Befehls hatten brauchen lassen. Der Superior stellte ihm das Aergerniß, ihre Rechtschaffenheit, und die Beschimpfung vor, welche dadurch auf ihren Stand fallen würde, allein es half nichts.

Als der Prediger der Sulpizianer von dem Superior hievon benachrichtigt wurde, glaubte er durch einen eigenen wirksameren Versuch die Sache abzuwenden. Seiner Frömmigkeit und Demuth fehlte es oh-

 ne-

nehin nicht an aufgeblaßenem Stolz, der sich auf das Vertrauen der Frau von Maintenon gegen ihn gründete und ihn halb angesehen, halb gefürchtet machte. Voll Zuversichtlichkeit lief er zum Erzbischof; allein er hatte sich getäuscht und kam voll Unwillen wieder zurück. Es blieb also nichts übrig, als sogleich zu gehorchen. Allein Frau von Maintenon fand sich beleidigt, daß der Cardinal von Noailles so wenig Rücksichten für ihren geliebten Beichtvater hatte; und Bissy, der Bischof von Meaux wußte dieß gut zu benutzen. Die Ausstoßung der beyden Seminaristen machte das größte Aufsehen.

Der Cardinal meldete dem König die ihm zugefügte Beleidigung, und foderte Gerechtigkeit. Der König gab ihm zwar recht, allein auch zugleich zu verstehen, daß er schon selbst angefangen habe, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Durch die Langmüthigkeit des Kardinals zog sich die Sache in die Länge, und wurde von einer Woche zur andern aufgeschoben; weil er hierin nicht vorgreifen wollte. In dieser Zwischenzeit erbitterte man den König gegen ihn. Dieser zögerte noch immer; allein er liebte und schätzte den Cardinal.

Tellier hielt den König unmittelbar zurück, und der Bischof von Meaux that eben dies durch Frau von Maintenon. Der Cardinal betrieb es nicht ernstlich, weil er nicht zweifelte, in einem so schreienden Fall Gerechtigkeit zu erlangen. Unterdessen schickte man den beyden Bischöfen zur Unterschrift einen Brief zu, welcher ganz so, wie er für den König paßte, abgefaßt war. Tellier, an den gleichsam als den natürlichsten Geschäftsträger aller Bischöfe er nun adressirt wurde, übergab ihn dem König, als einen Auftrag, den er nicht von sich ablehnen könne, weil ihn sein Amt dazu verpflichte.

Die-

Dieser von beyden Bischöfen gemeinschaftliche Brief war eben so aufgebracht als anschmiegend. Er wurde bald öffentlich bekannt, und man konnte sich beym ersten Blick darauf überzeugen, daß jene bischöflichen Thiere, ausser der Unterschrift keinen Theil daran hatten, daß er vielmehr von dem schlausten Hofmann abgefaßt war. Nachdem sie den König in diesem Schreiben mit Lobsprüchen überhäuft, und wegen seiner Liebe und Anhänglichkeit gegen die Kirche mit Constantin und Theodosius verglichen hatten; flehten ten sie in Staub vor ihm niedergebeugt, um seinen Schutz; nicht für sich selbst, sondern für ihre Neffen, für die Kirche, für das Bisthum, für die Erhaltung der reinen Lehre. Sie baten um Gerechtigkeit gegen das frevelhafte Unternehmen des Cardinals von Noailles, der sie unterdrücken wolle. Sie bewiesen durch das Beyspiel ihrer Neffen, was ein jeder zu erwarten habe, der als Vertheidiger der guten Sache verdächtig werde, ohne davon überwiesen zu seyn, wie dieß bey der Austheilung und dem Anschlagen ihres Befehls bey ihren Neffen der Fall gewesen sey.

Nach einem langen und heftigen Ausfall gegen Quesnel, und dessen von dem Cardinal gebilligtes Buch, stellten sie den Cardinal als einen Feind der Kirche, des Papsts und des Königs dar, so wie es die Bischöfe der Kaiserlichen Stadt unter Constantin und seinen ersten Nachfolgern gewesen seyen, vor deren Gewalt alle Völker gezittert, und über welche alle rechtgläubigen Bischöfe geseufzt hätten.

Der Brief war lang, aber durchgängig gut gehalten. Die Schreibart, die listige Gewandheit, das unrichtige Bild vom dem Cardinal von Noailles, welches seine Eigenschaften, seinen Lebenswandel und seine Sitten entstellte, die Erbitterung, womit das ganze

 Schrei-

Schreiben abgefaßt war, zeigte deutlich das Geheimniß der Bosheit, und daß ein so kühner und starker Brief weder zu la Rochelle noch zu Lüzon verfertigt seyn konnte.

Um die muthwillige Bosheit eines ordnungswidrigen, beschimpfenden Angriffs, wie er in jener Verdammung des Quesnellischen Buchs gegen den Cardinal zuerst gemacht worden war, zu verbergen, suchte man den auf seine Macht so eifersüchtigen König bloß auf die Ausstoßung der Neffen jener Bischöfe aus dem Seminarium der Sulpizianer aufmerksam zu machen und diesen Umstand so zu benutzen, daß die ganze Sache eine andere Ansicht bekam, sie die Ankläger wurden, der Cardinal aber der Angeklagte werden sollte. Dieß gelang wirklich.

Seine Klagen gegen das Ausschreiben der zwei Bischöfe waren anfangs vom König gut aufgenommen worden. Die Ausstoßung der Neffen war ihm dem Anschein nach vergeben worden. Allein als er jetzt seine Klagen gegen diesen Brief vorbrachte, hielt sich der König, welchen man indeß gegen ihn eingenommen und erbittert hatte, bloß an sein Verfahren gegen die Neffen jener Bischöfe und tadelte ihn sehr ernstlich darüber, daß er sich selbst Gerechtigkeit verschaft hätte, anstatt sie von Ihm zu erwarten. Dennoch, so sehr er jetzt durch diese plumpe List hintergangen war, ärgerte sich der König immer doch noch weit mehr über die Unverschämtheit der beyden Bischöfe, und ließ den Cardinal merken, daß Er die angefangene Streitigkeit über ein Buch, welches so lange schon rühmlich bekannt gewesen sey, für eben so überflüssig, als unerwartet halte, und daß es daben weniger auf das Buch als auf die Person des Cardinals angesehen seyn möge.

Ein

Ein zweyter großer Fehler des Cardinals war, daß er das Mandement der zween Bischöfe gegen Quesnel nebst dem (gedruckten) Schreiben an den König nicht in diese Audienz mitgebracht hatte. Wenn er Ihm einige Stellen daraus vorgelesen, und Ihn auf die vorzüglichsten Verläumdungen darin aufmerksam gemacht hätte; so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, den König in seiner damaligen gnädigen Stimmung zu überzeugen, daß die ganze Sache nur Cabale war, um Aufsehen zu erregen; und daß zwey einfältige Landbischöfe, ohne Zuthun anderer, nicht im Stande seyen, ein solches Vorhaben zu fassen und mit so vieler Kunst, Gewandtheit und Wärme auszuführen. Er würde gewiß den König dahin gebracht haben, daß er sich der Sache angenommen, und sie völlig unterdrückt hätte.

Allein der langmüthige, sanfte Cardinal war nicht für dergleichen Hofangelegenheiten gemacht. Voll Zuversicht auf sein gutes Gewissen, voll Vertrauen auf das, was er an sich war und bey dem Könige galt, begnügte er sich damit, daß er am Ende der Audienz die Sachen wieder auf den Punkt zurück gebracht hatte, wo sie vor dem Brief der beyden Bischöfe an den König gewesen war. Er zweifelte nicht, jetzt die hinlängliche Genugthuung zu erhalten, welche ihm der König zugesagt hatte, als er das erstemal darüber mit ihm sprach.

Tellier bekam nachher zu rechter Zeit auch den König zu sprechen. Er wußte Mittel zu finden, um den König aufs neue auf die Eingriffe in seine Macht aufmerksam zu machen. Er stellte ihm vor, daß Er den verlassenen Prälaten, die in Gefahr stünden, um der reinen Lehre Willen verfolgt zu werden, seinen Schutz nicht versagen dürfe.

Der

Der Bischof von Meaux unterstützte die Sache auf seiner Seite bey der Frau von Maintenon, so daß der König 8 Tage nachher, als der Cardinal wieder in die Audienz kam, ihm verbot, über diese Angelegenheit weiter zu sprechen, und ihm erklärte: daß, da er sich selbst Gerechtigkeit genommen habe, er sich nun auch selbst aus der Sache zu ziehen suchen sollte, ohne weiter den König damit zu belästigen. Dieß sey alles, was er für ihn thun könne.

Und dieß war es gerade, was man für die beyden Bischöfe gewünscht hatte. Sie hatten sich aus keiner andern Absicht beklagt, als um der Strafe für ihre, dem Cardinal in ihrem Mandement zugefügte Beleidigungen zu entgehen. Dadurch, daß die Sache bey Hof ganz abgewiesen wurde, waren sie nach einer so öffentlichen und ganz unglaublichen Verletzung des Cardinals von Noailles, der so weit über sie erhaben war, jetzt dennoch demselben gleich gestellt.

Der Cardinal antwortete dem König in dieser unangenehmen Lage nichts weiter, als: da Er ihn einer unverdienten, unerwarteten Beschimpfung und Verläumdung Preis gebe; so bitte er bloß um gnädigste Erlaubniß, sich vertheidigen zu dürfen. Hierauf entließ ihn der König mit der trocknen Erklärung: daß er thun könne was er für gut finde. Dieß war es, was seine Feinde wollten, die nichts besseres thun konnten als sich das Ansehen zu geben, als ob sie die Lehre der Kirche zu vertheidigen sich bestrebten, in dem Cardinal aber einen Feind derselben vorauszusetzen, ungeachtet dessen Sitten und Handlungen von dem niederträchtigen, tückischen, jesuitischen Betragen seiner Feinde himmelweit entfernt war.

Zwey

Zwey Tage nachher machte der Cardinal einen kurzen aber nachdrücklichen bischöflichen Aufsatz (Mandement) bekannt, worinn er die, in dem Schreiben der Bischöffe, enthaltene Irrthümer zeigte. Er behandelte es, als eine blos unter ihrem Nahmen gemachte Schmähschrift, deren er sie, wie er unkluger Weise sagte, für unfähig hielt. Er beschwerte sich über die unruhigen Zeiten, und über die unerlaubte Freyheit einiger Bischöffe, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Er verbot die Lesung dieses Schreibens, daß er auf mancherley Art tadelte, bey canonischen Strafen.

Es schien, als ob er durch die Erlaubniß des Königs, und die Abweisung von diesem befugt sey, so zu verfahren, und daß er noch mit vieler Schonung handle. Nichts destoweniger wurde sein neuer Schritt als ein neues Vergehen angesehen, wodurch er sich das Verbot zuzog, ohne ausdrücklichen Befehl nicht mehr am Hofe zu erscheinen.

Die beyden Bischöffe, das heißt diejenigen, welche jene zu Vormännern gebrauchten, benutzten den guten Fortgang ihrer angesponnenen Verrätherey, und schrieben aufs neue.

Hebert, aus der Brüderschaft der Missionnairs, ein Mann, welcher sich als Prediger zu Versailles großen Ruhm erworben hatte, und dem, gegen die Gesetze seiner Congregation, von dem Cardinal das Bisthum von Agen gegeben worden war, that dagegen das Aeusserste, in seiner Diöcese, welche zu eben der Provinz gehörte, in welcher jene zwey Bischöffe waren. Er schrieb an diese einen sehr vortrefflichen, gelehrten, nachdrücklichen und gottesfürchtigen Brief, worinn er ihnen mit vieler Schonung vorstellte, wie unrecht es

von

von ihnen sey, die Kirche zu beunruhigen, und den Cardinal von Noailles persönlich anzugreifen. Allein die Feinde von diesem blieben nicht unthätig, und suchten sich vielmehr immer einen größern Anhang zu schaffen.

Es erschien von dem Bischoff von Gap, Berger von Molissoles, welcher gern ein besseres Bisthum dadurch zu erlangen hoffte, ein bischöfflicher Aufsatz gegen den Cardinal. Dieser vertheidigte sich wie das erstemal, durch ein ähnliches Mandement. Bald darauf schrieb er einen vortrefflichen Brief an den Bischoff von Agen, worinn er alles, was vorgegangen war, mit eben so vieler Abgemessenheit als Nachsicht erzählte. Dieses Schreiben wurde wie ein Manifest allgemein ausgetheilt.

Die Geschichte an sich empörte schon alle, welche den Jesuiten nicht ergeben waren, und einsahen daß man den Jansenismus nur dazu misbrauchte, um jedermann nach Gefallen verläumden und verderben zu können. Dieses Manifest aber gewann die neutral gebliebenen für den Cardinal von Noailles. Es that so große Wirkung, daß die Friedensstöhrer, welche ihn schon unterdrückt zu haben glaubten, in neue Besorgnisse geriethen, und nur noch ernstlicher darauf bedacht waren, alle ihre Vortheile zu benutzen, und weiter zu verfolgen.

Ich breche für jetzt hier ab, um auf andere Materien zu kommen. Vorher aber werde ich meine eigene Gesinnungen über den Jansenismus angeben, nachdem ich die Geschichte und den Geist desselben, eben so wie den Geist der Gegenparten, beschrieben habe.

7.

7.

Ich halte alles Parteymachen in der Kirche sowohl als im Staate, für verabscheuungswürdig.

Ich halte ferner die fünf berühmten Glaubenssätze (welche an Quesnel verdammt worden sind) mittelbar und unmittelbar für ketzerisch; so wie das ganze Buch, worinn sie enthalten sind, ohne Ausnahme.

Ich weiß aber auch, daß es Personen gibt, welche sie für gut und wahr anerkennen, und unter sich darüber eine Partey ausmachen.

Ich bin nach allen diesem auf keine Weise ein Jansenisie.

Auf der andern Seite bin ich, nicht sowohl aus Politik, als nach innerer Ueberzeugung, ganz für das, was man sehr unrichtig unter dem Ausdruck: Freiheiten der französischen Kirche, versteht. Sehr unrichtig, sage ich; weil diese Freiheiten nicht in Vorrechten, Verwilligungen, gesetzwidriger Anmaßungen oder herkömmlicher Toleranz bestehen. Vielmehr sind sie die beständige Praxis der allgemeinen Kirche welche die französische Kirche so eifrig zu erhalten, und gegen die widerrechtlichen Anmaßungeu des römischen Hofs, zu behaupten gewußt hat. Dieser sucht durch wiederrechtliche Forderungen, andere Kirchen zu unterjochen, und hat dadurch der Religion selbst unendlich viel nachtheiliges zugezogen. Ich spreche vom römischen Hofe, aus Achtung für den Bischoff von Rom, dem allein der Name Papst geblieben ist. Es ist Glaubenssache, daß dieser wirklich das Oberhaupt der Kirche, der Nachfolger des h. Petrus, und der erste der Bischöffe ist, dem die göttliche Macht und Gewalt, Sorge und Auf-

Aufsicht über alle Kirchen der Welt übertrug, da er vorzugsweise der Stellvertreter Christi, das heißt: der erste ist unter allen Stellvertretern desselben. Dies nämlich sind die Bischöffe alle. Ich setze noch hinzu, daß ich die römische Kirche für die Mutter und Meisterin aller andern Kirchen halte, mit welcher man in Gemeinschaft stehen muß. Sie ist Meisterin, nicht Gebieterin (magistra, non domina); denn der Papst ist nicht der alleinige, allgemeine ordentliche Bischoff und Vorgesetzte über alle Gemeinen, nicht der einzige Hohepriester, dem die bischöffliche Macht so zukäme, daß aller andern Bischöffe Rechte von ihr abhingen und aus ihr herflössen, wie zum Beyspiel das der Inquisition, welches ich für etwas vor Gott und Menschen unverantwortliches und abscheuliches halte.

Ich halte das Unterschreiben des bekannten Formulars für eine sehr schädliche Erfindung, die jedoch geduldet werden kann, wenn man sich genau, und nach der Friedenserklärung von Clemens dem IX., daran hält; ausserdem aber ist sie nicht zu vertheidigen.

Es folgt hieraus, daß ich weit entfernt bin den Papst für infallibel und für höher, oder auch nur für eben so hoch zu halten, als ein allgemeines Concilium. Einem solchen allein kömmt es unstreitig zu, über Glaubens-Artikel zu entscheiden, und darüber nicht irren zu können.

In Rücksicht auf die Anstalt von Portroyal bin ich der Meinung, daß aus dieser Schule, und dem was man unter dem Namen Portroyal versteht, das vortrefflichste und erhabenste, die größte Gelehrsamkeit, die höchste praktische Tugend, und die reinste Aufklärung der letzten Jahrhunderte hervorgegangen ist.

Ich

Ich behaupte ferner, daß die Benennungen Jansenismus und Jansenist, nur wie ein Topf voll schwarzer Loose gebraucht werden, um jeden nach Gefallen zu verderben. Unter tausend Personen, welche dadurch angeschwärzt und verdächtig gemacht werden, sind vielleicht nicht zwey Schuldige. Ferner glaube ich, daß man jeden als einen Jansenisten verdammte, der nicht in geistlichen und weltlichen Dingen mit dem römischen Hof in dessen Prätensionen übereinstimmte, auch jeden, der einen eingezogenen, arbeitsamen Lebenswandel führen, und sich nur an gleichgesinnte Personen anschließen wollte. Die Ausdehnung dieser ungegründeten Beschuldigungen, war bequem und vortheilhaft für die Urheber derselben, höchst nachtheilig aber für die Kirche, die bürgerliche Gesellschaft und den Staat.

Ich bin überzeugt, daß die Jesuiten sehr brauchbare Männer seyn würden, wenn sie, die vom h. Ignaz eingesetzte Verordnungen nicht überträten. Ihre Gesellschaft ist so zahlreich, daß sie wohl auch Heilige enthält; ich selbst habe sogar dergleichen welche in diesem übrigens ganz politischen Institut gekannt. Aber die jesuitische Eifersucht hat schon vieles Unheil gestiftet, und dieß ist noch jetzt der Fall; wenn gleich ihre Frömmigkeit, ihr Fleiß im Unterrichten der Jugend, ihre ausgebreiteten Kenntnisse auch wieder viel Gutes bewirkten.

9.

Die Jesuiten, denen der Beichtstuhl fast über alle Höfe der Könige und katholischen Fürsten eine Herrschaft gibt; die durch ihre Talente und Geschicklichkeit im Unterricht der Jugend einen mächtigen Einfluß fast auf das ganze Publikum haben; die selbst Rom

als die Vermittler für die Forderungen seiner Curie an die Monarchen und ihre Monarchien in weltlichen Angelegenheiten braucht, so wie in geistlichen zur Vernichtung der bischöfflichen Gewalt und der General-Concilien; sie, furchtbar durch ihre Macht und Reichthümer, die sie zur Ausführung ihrer Absichten anwendeten; sie, denen ihre ausgebreiteten Kenntnisse, die feine Art, mit der sie alles einzukleiden wissen, ihre Geschmeidigkeit und Gewandtheit, wodurch sie sich sogar auf dem Beichtstuhl beliebt machen, ein großes Uebergewicht gibt; sie, die Rom als Leute beschützt, welche durch ein viertes Gelübde, wozu ihre Gesellschaft verpflichtet ist, dem Papst ergeben, und mehr als irgend jemand im Stande sind, sein Reich zu verbreiten; sie, die durch ein den Studien, der Vertheidigung der Kirche gegen Ketzer, und der Heiligkeit gewidmetes Leben, wozu die Stiftung ihrer ersten Väter sie verpflichtet, achtungswürdig werden; wegen ihrer klugen, einsichtsvollen, alles beherrschenden Politik aber gefürchtet sind, haben zur Stütze ein inneres Regiment, in welchem Monarchie, Ansehen, geheime Triebfedern, Stufenfolge aller Aemter, übereinstimmende Absichten und Mannichfaltigkeit der Mittel, Leben und Kraft verbreiten; diese Jesuiten, sage ich, nachdem sie schon mehrere andere Versuche gemacht, besonders die italiänischen Schulen so viel möglich unterjocht, die disseitigen aber überall entnervt hatten, wagten es durch ein Buch von ihrem P. Molina eine Lehre von der Gnade aufzustellen, die dem System des h. Augustinus, des h. Thomas, aller Kirchenväter, den General-Concilien, den Päpsten und der römischen Kirche entgegengesetzt ist. Die letztere war schon einige mal im Begriff, das Anathema dagegen auszusprechen, zögerte aber bis jetzt noch immer damit; die französische Kirche beschwerte sich vorzüglich gegen

diese

diese angenehmen Neuerungen, die wegen der Leichtigkeit in Erlangung der Seligkeit, und weil sie dem Stolz des menschlichen Geistes schmeichelte, sich viele Anhänger machte.

Die Jesuiten, denen es schwer wurde, sich über diese Sache zu vertheidigen, streuten Zwietracht und Uneinigkeit in die französischen Kirchen aus; durch tausend niederträchtige, politische und gewaltsame Anschläge, endlich sogar durch Unterstützung des Hofs gelang es ihren Kunstgriffen, für diese Dinge eine andere Ansicht zu schaffen, und eine Ketzerey zu erfinden, die weder Urheber noch Anhänger hatte. Diese fanden sie in einem Buch von Cornelius Jansenius, Bischoff von Ypern, auf, welcher im Schoos der Kirche als ein ehrwürdiger Mann längst gestorben war.

Sie waren schlau genug sich als Angeklagte zu Anklägern, und ihre Gegner, die Ankläger der Jesuiten zu nöthigen, Vertheidiger ihrer eigenen Sache zu werden. Hier entstanden die Namen Molinismus und Jansenismus, welche zwey Partien bezeichnen. Zu Rom entstanden wichtige und lange Debatten über diese eingebildete Ketzerey, welche blos von den Jesuiten erfunden war, um die Gegner des Molina zu verderben. Endlich wurde eine genaue Untersuchung darüber, unter dem Namen congregatio de auxiliis (Congregation über die Hülfsmittel zur Seligkeit) zu Rom aufgestellt, die ihre zahlreiche Sitzungen in Gegenwart Clemens des VIII. (Aldobrandini) und Pauls des V. (Borghese) hielt. Sie hatte zwar endlich durch ein abgefaßtes Decret den Kirchenbann auf die Annahme der Lehre von Molina gelegt, wagte aber nicht, dieses Decret, aus Furcht vor den Jesuiten und ihren, in der ganzen Welt zerstreuten Anhängern, zu publiciren, und blieb dabey stehen, diese Lehre weder zu

 ver-

verdammen noch zu billigen. Hierüber tröstete sie die Jesuiten durch andere, für sie sehr vortheilhafte Gefälligkeiten, gegen jene selbst erfundene, von niemand anerkannte Ketzerey, die sie nur allzu gut zu benutzen wußten.

Mehrere fromme und gelehrte Männer hatten sich nach Portroyal zurückgezogen; einige schrieben, andere versammelten daselbst viele junge Leute, welche sie in den Wissenschaften und der Gottseligkeit unterrichteten; die vortrefflichsten moralischen, wissenschaftlichen und praktischen Religions-Schriften sind aus ihrer Feder hervorgegangen, und haben sich den gerechten Beyfall der Welt erworben. Sie hatten Freunde und standen in Verbindungen. Aber sie mischten sich in die Streitigkeiten von Molina. Dieß war genug, um die ohnehin auf diese werdende Schule eifersüchtigen Jesuiten, zu ihren unversöhnlichen Feinden zu machen. Hieraus entstand die Verfolgung der Jansenisten, der Sorbonne, des Herrn Arnaulds, und die gewaltsame militairische Vertreibung der einsamen Bewohner von Portroyal.

Daher die Einführung eines sogenannten Formulars. Ein so nachtheiliges, und von der Kirche so oft verbotenes Kunststück. In dem Formular wurde die neuerfundene Ketzerey nicht allein verworfen, was jedermann ohne Schwierigkeit angenommen haben würde, sondern auch als etwas in dem von Cornelius Jansenius verfaßten Buch, Augustinus, enthaltenes angegeben. Man forderte die Beschwörung dieses Formulars, um den darinn enthaltenen, sowohl inneren als buchstäblichen Sinn der Glaubenslehre zu behaupten. Man versuchte daher die Distinction zwischen der Behauptung des Rechtlichen, (de droit) das heißt: die Verwerfung der sogenannten fünf ketzerischen

rischen Sätze, welche niemand behauptete, und über deren Verdammung also auch keine Schwierigkeiten entstehen konnten, und der Behauptung der Thatsache (du fait) aufzustellen, daß nämlich jene Sätze in dem Buche des Jansenius wirklich enthalten seyen; worüber viele sonderbare Streitigkeiten entstanden. Man konnte keinen einzigen jener Sätze wörtlich und würklich aus diesem Buche anführen; am Ende war man also genöthigt zu behaupten, daß sie darin zerstreut seyen, ohne angeben zu können, wo? oder wie?

Bey Gott und seiner Seele schwören, daß man glaube, was man doch nicht als würkliche Thatsache zu finden, glauben konnte, und was man auch nicht nachzuweisen vermochte; dies schien allen rechtschaffenen Leuten ein Verbrechen, und veranlaßte eine Gährung als dieses Formular erschien.

Das unerträglichste aber schien das Betragen gegen Portroyal. Da man vermuthete, Portroyal werde sich diesem Eid widersetzen; so wurde er zuerst den Nonnen im ganzen Königreich zur Unterzeichnung vorgelegt, um alsdann die Verweigerung der gleichen Annahme als Vorwand zur Zerstörung von Portroyal zu benutzen.

Ueberdieß war es eine Thorheit und unerhörte, beyspiellose Gewaltthätigkeit, daß man von Nonnen und andern Personen, denen ihr Stand nicht erlaubte, über dieses System und die hierüber vom Bischoff von Ypern verfaßte Schrift nachzudenken, foderte, den Inhalt dieses Buchs, das sie nie gelesen hatten, auch nicht einmal lesen konnten, weil es lateinisch und also in einer ihnen unbekannten Sprache geschrieben war, zu wissen und dies durch einen Eid zu behaupten.

Der Hof that alles für die Jesuiten, welche ihn die Ligue und ihre Folgen vergessen, und dagegen glauben machten die Jansenisten seyen eine Secte von Unabhängigkeitsfreunden, welche sich eben so wohl der königlichen als der päpstlichen Gewalt oder der Kirche, widersetzten, von welcher, nach ihrer Vermischung der Begriffe von Papst und Kirche, die Unterzeichnung des Formulars gebilligt und vorgeschrieben seyn sollte. Die Distinction zwischen der Behauptung des Rechtlichen und der Thatsache wurde nicht zugelassen, obgleich die Kirche niemals den Glauben an die in den Concilien entschiedene Thatsachen gefordert hat.

Die Beneficien, welche nur von dem Wohlwollen der Jesuiten abhingen, da der Beichtvater des Königs sie zu vertheilen hatte, und dann die Achtung oder Nichtachtung, ja Verachtung, welche man gegen die Prälaten zeigte, je nachdem der Hof und die Jesuiten mit ihnen zufrieden oder unzufrieden waren, würkten so mächtig, daß man die Verfolgungen endlich bis zur Verweigerung der Sacramente, sogar bey Sterbenden trieb.

Diese Greuel erweckten aber doch zuletzt die Aufmerksamkeit einiger Bischöfe, die an den Papst selbst schrieben und sich der Absetzung aussetzten, an welcher man auch schon zu arbeiten anfing, als noch eine größere Anzahl ihrer Mitbrüder sich ihrer annahm, und ihre Sache unterstützte. Rom und der Hof fürchteten damals eine kirchliche Spaltung, andere Bischöfe wurden Vermittler dieser Sache. Unter diesen war vornehmlich der Cardinal von Estrées, damaliger Bischof von Laon, welcher 4 oder 5 Jahre nachher Cardinal wurde.

10.

Die Unterhandlung gelang durch das, was man den Frieden von Clemens dem IX. nannte. Dieser Papst erklärte: der h. Stuhl verlange durch die Unterzeichnung des Formulars nicht, daß man glauben solle, die fünf verdammten Sätze seyen in dem Buch von Jansenius deutlich oder versteckt enthalten; sondern nur, daß man sie als ketzerisch ansehen und verdammen solle, sie möchten enthalten seyn, wo sie wollten.

Dieser Friede gab vielen die Freiheit wieder und den Genuß der Sacramente, deren sie beraubt worden waren. Sie setzten die Doctoren und andere, welche ihre Aemter verloren hatten, wieder in ihre vorige Rechte ein.

Die Jesuiten und ihre Vertrauten waren wüthend über diesen Frieden. Dieß beweißt, wie wenig Anhänglichkeit an die Kirche sie eigentlich hatten, und daß nur Stolz der Grund aller ihrer Betriebsamkeit gewesen war. Sie waren schlau genug gewesen, den Streitigkeiten über den Molinismus eine andere Ansicht zu geben, und sich aus Angeklagten in Ankläger zu ververwandeln. Die Jansenisten hatten dadurch, daß sie sich wegen der fünf Sätze, welche noch von niemand behauptet worden waren, vertheidigt hatten, ihre Meynung über Molina eben so wenig aufgegeben als über die aus der Jesuitischen Moral entstandenen Uebertreibungen, welche der berühmte Pascal aus der Lehre und Ausübung der casuistischen Jesuiten auszog und durch deutliche Beweise darlegte, in seinen Provinzial Briefen aber allgemein lächerlich machte. Die Erbitterung und der Haß hörten nicht auf und der Krieg dauerte fort.

 lange

Lange Zeit nachher entstanden die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und den übrigen Missionairen von Indien, über die Ceremonien, welche die Einen für politisch und zulässig, die andern für abgöttisch erklärten. Der Streit wurde heftig und fiel nicht zum Vortheil der Jesuiten aus.

Tellier nahm einen doppelten Antheil daran. Er war ein heftiger Mann, der den Molinismus abgöttisch verehrte, und ein leichtes Spiel bey einem reuigen, in diesen Materien unbekannten König, sich machen konnte, da dieser außer den Jesuiten noch niemand anders hierüber gehört, sich aber hatte überreden lassen, die Jansenisten seyen Feinde seiner Macht, auf die er so unmäßig eifersüchtig war.

Ludwig der XIV. wollte seine Seele retten; er wußte nichts von Religion, und hatte sich sein ganzes Leben hindurch damit beruhigt, auf Kosten Anderer Buße zu thun. Er wählte hiezu die Hugenotten und Jansenisten, die er beynahe für gleich große Ketzer hielt.

Hier war also ein König, mit unwissenden Personen umgeben, wie die Maintenon, wie Beauvilliers, Chevreuse u. a. mit dem Beyfall eben so unwissender, oder wenigstens nur auf ihr eigenes Glück bedachter Hofleute und Cämmerlinge.

Die Klerisey war schon seit langer Zeit durch allmählige Machinationen vernichtet, zuletzt aber noch durch Godet, den Bischof von Chartres, herabgewürdigt worden, welcher das Bisthum mit unwissenden, unbekannten, niedrigen Personen besetzte, die den Papst als einen Gott verehrten, die Grundsätze der französischen Kirche aber verabscheuten, weil sie keine Kenntnisse

nisse des Alterthums besaßen, und als ungebildete Leute nicht verstanden, was zu einem Staat gehört.

Das Parlament war zerstückelt, in Furcht gesetzt, an Sclaverey gewöhnt; die wenigen, welche ihr Stand oder ihre Fähigkeiten berechtigt hätten, zu sprechen, waren, wie der erste Präsident Pelletier, durch Gunstbezeugungen bestochen.

Den Unternehmungen der Jesuiten standen demnach nur noch wenige Personen im Wege, nehmlich: die Cardinäle von Estrees, von Janson, von Noailles, und der Canzler. Allein der letztere war ganz stumpf, wie Tellier wohl wußte; von Estrees aber war ein alter Hofmann, und wie Janson kränklich.

Noailles hingegen war anfänglich mit der Maintenon vertraut, mächtig bey Hof, durch die Gunst des Königs, durch die Unterstützung seiner Familie, und durch den Ruhm, welchen er sich durch seinen rechtschaffenen Lebenswandel erworben hatte. Er war Erzbischof von Paris, und stand in großem Ansehen bey seiner Diöcese wie bey der Geistlichkeit des ganzen Königreichs, die sich seiner Leitung überließ. Dieser war also dem Jesuiten vorzüglich im Wege, besonders auch noch wegen seiner unverdächtigen, der Ihrigen ganz entgegengesetzten Lehre, und weil er ohne ihr Zuthun nach Chalons, nachher nach Paris, befördert und zur Cardinalswürde erhoben worden war. Sie wußten, daß die Jansenisten unzufrieden über ihn waren, weil er sich nicht von ihnen hatte beherrschen und zu ihren Absichten brauchen lassen, und daß er noch mehr unzufrieden über sie war.

Tellier, welcher schon festen Fuß gefaßt hatte, beschloß von einer Seite Noailles mit dem König, und von der andern mit den Jesuiten zu entzweyen,

zugleich aber das Werk, an welchem man so lange gearbeitet hatte, durch die gänzliche Zerstörung von Portroyal, zu vollenden.

Pater de la Chaise hatte seit dem sogenannten Frieden von Clemens dem IX. durch welchen die Nonnen wieder in ihre vorigen Rechte eingesetzt worden waren, sich damit begnügt, neue Nonnen nicht aufnehmen, und das Haus, ohne andere Gewaltthätigkeiten, durch das Aussterben eingehen zu lassen. Der König bereute sogar, sie so weit getrieben zu haben, weil er sie im Grunde für sehr heilige Mädchen hielt. Allein dem neuen Beichtvater gelang es bald, ihm diese Vorstellung zu benehmen.

Er brachte eine seit 3 bis 4 Jahren zu Rom, zu Verfolgung der Molinisten, entworfene, Constitution wieder in Anregung. Diese waren sehr aufmerksam auf alles, und suchten den Angriff abzulenken, ihn auf die Gegenparthie zu werfen und durch allerley Mittel den Frieden Clemens des IX. zu stören. Rom hatte den übertriebenen Forderungen seiner Curie schon so viele Nationen aufgeopfert, und wollte daher auch sie, als Verfechter derselben, aufs möglichste schonen. Man wagte nicht, ihnen alles zu verweigern, aber auch eben so wenig, dem Frieden Clemens des IX. geradezu entgegen zu handeln. Man gab daher eine zweydeutige, unbestimmte, übrigens völlig unnütze Constitution heraus, welche aber schlau genug und so abgefaßt war, daß die, welche für jenen Kirchenfrieden waren, sie ohne ihn zu verletzen, annehmen konnten.

Die Molinisten bedauerten, daß sie eine nur so schwache Urkunde erhalten hatten, worinn bloß die 5, schon verworffenen Sätze, verdammt waren, die zu vertheidigen sich niemand die Mühe genommen hatte, und

worin überdieß nichts Neues vorgeschrieben wurde. Allein bey anhaltenden Streitigkeiten dieser Art, wobey die weltliche Macht es sogar bis zur Verfolgung treibt, überschreiten die erhitzten Gemüther beyder Parteyen gewöhnlich die Gränzen. Dieß war auch bey den Janseristen der Fall, von denen einige heimlich, einen und mehrere und sogar die fünf ketzerischen Sätze behauptet hatten. Dieß geschah zwar ganz insgeheim; dieses Geheimniß wurde aber doch durch die in der Abtey von St. Thiery gefundenen Papiere verrathen. Die ganze Jansenistische Partey schrie dagegen, und erneuerte ihre gänzliche ungeheuchelte Einstimmung zur Verdammung der fünf ketzerischen Sätze. Nur sehr wenige unter ihnen behaupteten sie. Einige schrien über Ungerechtigkeit, andere über die Gefahr der Kirche. Das Geschrey nahm kein Ende, und veranlaßte die so eben erwähnte Constitution.

Tellier suchte auch sogar diese Begebenheit, wenigstens gegen Portroyal zu benutzen, da dieses Institut über diesen Punkt gewissenhafter war, als keiner der Jansenisten. Er verstand jetzt selbst den Cardinal von Noailles in die Sachen zu verwickeln, welchem der König diese Constitution zu unterschreiben befahl. Da sie im Grunde dem Frieden von Clemens dem IX. nicht entgegen war; so durfte er sich diesem Befehl nicht widersetzen. Zuerst suchte er die nachgiebigsten, und nach und nach auch die Abgeneigteren dazu zu bringen. Dieß gelang ihm so gut, daß sogar Gif unterzeichnete. Gif ist eine weibliche Abtey, 5 bis 6 Meilen von Paris, die von Freunden und Feinden beständig als eine jüngere Schwester von Portroyal des Champs angesehen wurde, weil diese beyden Häuser immer in der engsten Verbindung mit einander standen. Da diese Abtey unterzeichnet hatte, so erwartete

der

der Cardinal es um so gewisser auch von Portroyal. Er irrte sich. Diese, schon so oft und grausam mishandelten Nonnen waren gegen dergleichen verfängliche Unterschriften sehr mistrauisch. Man hatte ihnen in ihrer Einöde, die beständig mit Spionen umgeben war, und der sich niemand ohne Gefahr verbannt oder gar verhaftet zu werden, nähern konnte, schon mehrmals dergleichen verfängliche Aufsätze zur Unterschrift vorgelegt. Sie, aller vertrauten Rathgeber beraubt, waren daher durch nichts, weder durch das Beyspiel anderer Klöster, noch selbst durch das von Gif, zu dieser neuen Unterschrift zu bewegen. Umsonst ermahnte sie der Cardinal, und erklärte ihnen, daß das, was man von ihnen fodere, weder den Frieden von Clemens dem IX., noch den Glauben ihrer Religion verletze. Nichts konnte diese ängstlich heiligen Seelen überzeugen. Sie konnten nicht glauben, daß unter dieser Foderung nicht ein verborgenes Gift, und eine neue List stecke, und beharrten, aller daraus entstehenden Folgen ungeachtet, fest auf ihrer Weigerung.

Dieß hatten die Jesuiten gewollt. Sie hatten keine andere Absicht gehabt, als den Cardinal von Noailles in diese Sache zu verflechten, und die gänzliche Zerstörung, dieses ihn verhaßten Hauses, an der sie schon seit mehreren Jahren unausgesetzt gearbeitet hatten, endlich selbst durch ihn zu bewirken. Sie fürchteten, die noch übrig gebliebenen Nonnen möchten den König überleben, nach dessen Tode sie vielleicht nicht mehr so viel Einfluß haben würden, um verhindern zu können, daß nicht wieder neue Nonnen aufgenommen würden. So könnte dieses feindliche Haus sich alsdann wieder erholen, und aufs neue erhalten. Sobald aber der Eintritt in dasselbe nicht

mehr

mehr verboten seyn würde, möchte es für den Mittelpunkt und vornehmsten Versammlungsort der jansenistischen Partey gelten.

Der Cardinal, welcher zwar wohl einen Sturm, nicht aber die gänzliche Zerstörung voraussah, suchte diese Mädchen verschiedene male selbst, und durch andere zu bewegen. Er ging mehrmals zu ihnen, aber seine Bemühungen blieben immer fruchtlos. Der König, von seinem Beichtvater dazu angetrieben, drang so oft und so ernstlich in den Cardinal, daß er endlich der Sache müde wurde, und sich entschloß, sie der Sacramente zu berauben. Tellier suchte sie beym König noch mehr anzuschwärzen, und alle ihre ehmaligen Vergehuugen ihm ins Gedächtniß zu bringen. Er schilderte sie als aufrührische Personen, als die einzigen in der ganzen Kirche, welche sich einer allgemein für rechtgläubig anerkannten Unterschrift widersetzten. Endlich überredete er ihn: Er würde, so lange dieses gegen die geistliche und weltliche Macht, als aufrührerisch bekannte Kloster noch existire, nicht mit diesen Dingen ins Reine kommen. Ferner verbinde ihn sein Gewissen und sein königliches Ansehen zu einer so nothwendigen, und schon zu lange aufgeschobenen Zerstörung. Der gute Vater ließ bey dem König nicht ab, bis die Zerstörungs-Werkzeuge alle geschmiedet waren.

Portroyal zu Paris war nur ein Gasthaus von Portroyal des Champs. Dieses aber war schon seit mehreren Jahren ganz nach Paris versetzt worden, nur die Gebäude von Portroyal des Champs, das jetzt noch ein verpachteter Maierhof war, wurden während dieser Zeit dennoch unterhalten. Nun wurden die Nonnen abgetheilt in solche, die sich zur Unterschrift bereitwillig finden ließen, und das Haus von Port-

roval

royal zu Paris ausmachten, und in die entgegengesetzte zu des Champs. Diese hatten eben deswegen keine heftigern Feinde, als jene ihre Schwestern, denen die Güter fast alle zugesprochen wurden, weil man die Rebellischen durch Hungersnoth zu Grund richten wollte.

11.

Als die Zerstörung von Portroyal beschlossen war, wurden die Foderungen gegen die Nonnen von Portroyal des Champs dem Staatsrath Voisin übertragen, einem Manne, auf den man sich verlassen konnte, und der sich aus Eigennutz zu allem brauchen ließ. Man kann sich also die Billigkeit seines Verfahrens zum Voraus denken. Unerwartet aber war es, daß die Nonnen von des Champs sich auf ein ganz regelmäßiges Mittel besannen, nämlich ihre Sache dem Papst vorzutragen, wo sie auch Gehör fanden. Da Rom die Bulle oder Constitution Vineam domini, nicht gegeben hatte, um den Frieden von Clemens dem IX. dadurch aufzuheben; so fand es auch nicht unrecht, daß die Nonnen nur mit dem Zusatz: „ohne Nachtheil für den Frieden von Clemens dem IX.", diese Constitution unterschreiben wollten; wobey sie auch beharrten. Ein Vergehen, das Frankreich mit Ausrottung und den schrecklichsten persönlichen Mißhandlungen bestrafte, wurde zu Rom für unschuldig angesehen!

Nun unterwarfen sie sich der Bulle. Die Jesuiten mußten also andere Maasregeln ergreifen, um nicht den schändlichen Gebrauch zu verrathen, welchen sie von dieser ihren Bosheiten zum Vorwand dienenden Bulle zu machen, im Sinn gehabt hatten. Sie wußten jetzt nicht mehr, wie sie ihren Plan durchsetzen

soll-

sollten, da der Beystand von Rom, auf welchen sie gerechnet hatten, ihnen sehr zweifelhaft zu werden anfing. Ueberdieß fürchteten sie auch den langsamen Rechtsgang zu Paris, Lion, Rom von den sogenannten Commissarien in partibus.

Diesen gordischen Knoten schien es ihnen leichter, zu zerreißen als aufzulösen. Man handelte also aus dem Grundsatz: es gäbe eigentlich nur ein einziges Portroyal; man habe blos durch Nachgiebigkeit aus einer Abtey zwey gemacht; man müsse daher die Sachen wieder auf den alten Fuß setzen. Unter diesen beyden sey es besser, Portroyal in Paris zu erhalten, als das andere, welches kaum bestehen könne, eine ungesunde Lage habe, und nur mit alten eigensinnigen Personen besetzt sey, denen ohnehin schon längst verboten worden sey, neue Nonnen aufzunehmen. Das Conseil ließ daher ein Urtheil ergehen, kraft dessen die Abtey Portroyal des Champs in der Nacht vom 28. auf den 29. mit französischen Garden und Schweizern besetzt wurde. Den 29. gegen Morgen kam der Polizey-Aufseher von Argenson, mit einem Theil der Schaarwächter und Häscher, um diese arme Mädchen, als ein militairischer Sieger zu behandeln. Er ließ sich die Thore öffnen; das ganze Kloster mußte sich im Capitel versammeln; er zeigte ihnen einen königlichen Siegelbrief, und in Zeit von einer Viertelstunde, war das ganze Haus aufgehoben.

Schon hatte er eine Menge bespannte Wagen mitgebracht; in jedem derselben saß eine ältliche Frau, und nun vertheilte er in dieselben die Nonnen, nach den Orten ihrer Bestimmung, welches 10, 20, 30, 40 und bis 50 Meilen weit entfernte Klöster waren. Jeder Wagen wurde durch einige Häscher zu Pferd begleiгleiten

gleitet; so, wie verurtheilte schlechte Dirnen aus einem Ort der Schande abgeführt zu werden pflegen.

Ich übergehe die nähere Beschreibung einer so rührenden, und unter der Regierung eines Königs, welcher Größe affectiren wollte, so unerhört tyrannischen Scene. Es sind ganze Bände davon angefüllt worden.

Nach ihrer Abreise durchsuchte d'Argenson das Haus und nahm mit, was er wollte; das, was er glaubte, es gehöre nach Portroyal in Paris, that er auf die Seite; ebenso das Wenige, das er den fortgeschleppten Nonnen nicht verweigern konnte. Jetzt kehrte er nach Paris zurück, um dem König und le Tellier von seiner Expedition Rechenschaft zu geben.

Diese gewaltsame Aufhebung nebst den Bedrückungen, welche die Nonnen zu leiden hatten, die man zum Unterschreiben zwingen wollte, bewirkten, als man es erfuhr, einen allgemeinen Ausbruch des Unwillens, der, unerachtet die militairische Regierung des Königs jedermann in Furcht gesetzt hatte, dennoch so stark war, daß der Hof, und sogar die Jesuiten, welche über nichts mehr errötheten, darüber bestürzt und verlegen waren. Allein Tellier ließ sich auf seinem rühmlichen Wege nicht aufhalten. Diesen unmenschlichen tyrannischen Act bekräftigten noch häufige Verurtheilungen und geheime Verhaftsbriefe. Ja, man ging so weit, den Familien, welche Verwandte zu Portroyal begraben liegen hatten, aufzugeben, die Leichname derselben ausgraben und anderswohin schaffen zu lassen. Die übrigen Leichname wurden mit aller ersinnlichen Unanständigkeit, auf den Kirchhof eines benachbarten Kirchsprengels geworfen. Nach diesem fing man an, das Haus, die Kirche und alle

Ge-

Gebäude gänzlich zu zerstören, so wie man mit den Häusern der Königs-Mörder zu verfahren pflegt; alles, blos um die Jesuiten und ihre Theilhaber in ihrer Rache zu befriedigen. Die Materialien wurden verkauft, der Platz umgeackert und eingesäet.

Sogar zu Rom wurde diese schimpfliche Expedition als ein unerhörtes Aergerniß angesehen. Ich für meinen Theil bleibe blos bey der einfachen Erzählung eines militairischen Ausfalls gegen arme, wehrlose, geistliche Mädchen, denen das Gesetz eine Existenz und ein Eigenthum gab.

Der Cardinal stand nun doch um nichts besser mit den Molinisten; desto schlimmer aber mit den Jansenisten, wie die Jesuiten dies zu bewirken sich vorgesetzt hatten. Sie selbst griffen ihn auch bey dieser Gelegenheit an, trieben ihn nach und nach aufs äusserste, und verfolgten ihn bis zu seinem letzten Athemzug, indeß man sich alle ersinnliche Mühe gab, das Gewissen und die Religiosität des Königs zu betrügen, um ihn zum Werkzeug ihrer schändlichen Feindseligkeiten zu machen.

12.

Das lächerlichste bey allen diesen Geschichten über Molinismus und Jansenismus war dieses, daß der König sich über diese Materien so weit den Kopf verdrehte und verdrehen ließ, um einen Atheisten jetzt noch für besser zu halten, als einen Jansenisten. Noch sonderbarer war es für Frankreich, daß man von hieraus den Papst selbst anspornen mußte, sich dawider zu erklären, und daß man ihn ungern die Bannstrahlen sparen sah. Es bedurfte sehr ernstlicher Unterhandlungen um eine Bulle und ein päpstliches Breve;

und der Papst that dennoch nicht so viel als man verlangte. Als Beleg dieser nächsten Behauptungen rücke ich hier zwey merkwürdige Beyspiele ein.

Als der Herzog von Orleans zur Armee Philips des V. abreiste, fragte ihn der König: wen er mit sich nach Spanien nehme? Der Herzog nannte ihm unter andern den Fontpertuis. „Wie, versetzte der König, mein Neffe! diesen Sohn jener Närrin, welche dem Herrn Arnaud überall nachgelaufen ist? einen Jansenisten? Das sollen Sie nicht thun." — Auf Ehre, Sire, antwortete ihm der Herzog von Orleans, ich weiß nicht was die Mutter gethan hat; aber der Sohn ist so wenig ein Jansenisteе, daß er nicht einmal einen Gott glaubt. Ist es möglich, sagte hierauf der König, und versichern sie mich dessen? — Je nun, wenn es so ist, so ists gut, und sie können ihn mitnehmen. Der Herzog von Orleans erzählte mir diesen Vorfall selbst, am nehmlichen Nachmittag, mit Lachen. Der König war also durch seine Beichtväter, die Jesuitische Partey und die Anhänger der Frau von Maintenon, bis auf den Grad verblendet worden, daß er einen, der gar keine Religion hatte, einem Jansenisten, oder vielmehr einem, den man ihm als Jansenisten angab, vorzog.

Der Herzog von Orleans machte sich öffentlich über die Sache lustig. Bey Hof und in der Stadt wurde darüber gelacht, und selbst die leichtsinnigsten Personen wunderten sich, daß die Jesuiten und Sulpizianer die Verblendung so weit treiben konnten. Sonderbar war es, daß der König das Bekanntwerden der Anekdote dem Herzog von Orleans nicht übel nahm, und nie mit ihm darüber gesprochen hat, daß vielmehr Fontpertuis ihn in den beyden Feldzügen in Spanien begleitete.

Es sind mir noch mehrere solche Anekdoten über den Molinismus des Königs, und über die vorgebliche Ketzerey bekannt, die, wie hinlänglich bewiesen ist, nur aus Haß und Partheysucht erfunden war; allein ich werde diese sonderbare Materie mit der berühmten Anekdote von Amelot schließen.

13.

Amelot erzählte mir bey seiner Zurückkunft von Rom: der Papst habe ihm sein Vertrauen geschenkt; er beklage sehr, sich als ein Spiel und Werkzeug der mächtigsten unter den Parteyen der französischen Kirche ansehen zu müssen, und sich (durch Telliers Briefe überzeugt, daß der König unumschränkter Herr seines ganzen Königreichs sey) dadurch, daß er die Constitution gegeben, in fortdauernde Verlegenheiten versetzt zu haben. Amelot, welcher von allem unterrichtet war, fragte hierauf: warum er nicht dabey stehen geblieben sey, nur einige Sätze von Quesnel überhaupt, anstatt (auf eine ungereimte Art), gerade Hundert und Einen Satz, zu verwerfen.

„Ey, Herr Amelot, Herr Amelot, sagte ihm der Papst, was hätte ich thun sollen? le Tellier hatte dem König versichert, dieses Buch enthalte über hundert verwerfliche Sätze; er wollte nicht als Lügner erscheinen; man hat mir das Messer an die Kehle gesetzt, bis ich mehr als hundert darin angab."

Amelot war ein Wahrheitliebender rechtschaffener Mann; und ich weiß es von ihm selbst, daß der römische Hof aufgebracht war, nur aber seinen Zorn und seine Verlegenheit sorgfältig verbarg, in so fern er es mit ansehen mußte, daß der Jesuitismus in Frankreich solche ärgerliche, und der geistlichen Wür-

de nachtheilige Zwistigkeiten erregte; daß diese Ketzereyen nur als ein Mittel gebraucht wurde, die Feinde dieses Ordens zu stürzen, und daß die Religion den Leidenschaften dieses Instituts aufgeopfert würde.

Er prophezeyte mir, wenn diese schwarze Politik erst offenbar, und der König, derselben müde, darüber aufgeklärt werden würde, werde man genöthigt seyn, durch einen politischen Gewaltsstreich diesem Ungeheuer alsdann den Kopf abzuhauen. Wer mich über diese Materie für zu leichtgläubig hält, der wisse: daß ich während der Regentschaft Augenzeuge von allem war, daß ich also Wahrheit reden kann, und überdieß einer Uebertreibung unfähig bin.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

Neuntes Buch.

Der Feldzug von 1706 bis 1709.

Inhalt.

 Festung

Die

Die im vorhergehenden Jahre gemachten Anordnungen zu der projectirten, nicht aber zur Ausführung gekommenen Belagerung von Turin, machten, daß die Vorbereitungen hiezu in diesem Jahre desto schneller zu Stande kamen. Der gerechte Unwille gegen den Herzog von Savoyen, die neuerlichen glücklichen und noch höher gepriesenen Fortschritte von Calcinato, die Hofnungen, welche man hierauf baute, der eifrige Wunsch, den Herzog von Savoyen wieder in denjenigen Zustand herab zu setzen, worinn der verstorbene Herzog Carl IV. von Lothringen gewesen war, bestimmten den König zu diesem Vorhaben.

Chamillart, diesmal klüger als man von ihm geglaubt hatte, fühlte die großen Schwierigkeiten desselben, und fürchtete für seinen Schwiegersohn, welcher sie übernehmen sollte. Er wünschte hierüber alles in Gegenwart des Königs mit Vauban zu überlegen, und weil er ehemals den Fehler gemacht hatte, diesen Kenner zur Befestigung, oder vielmehr Verbesserung der Festungswerke von Turin dem Herzog von Savoyen zu überlassen; so war es natürlich, eben denselben für die Ausführung dieser Belagerung zu wählen.

Vauban blieb sich immer gleich. Er legte seinen Angriffsplan, nebst seinen Gründen dafür, vor, gab

ausführlich an, was er zur glücklichen Ausführung dieser Belagerung für erforderlich halte, und erbot sich, sie zu übernehmen, wenn man ihm das verschaffen wolle, was er verlange. Aber auch nur die Belagerung allein wollte er, wenn es auf ihn ankomme, übernehmen, denn er gestand offenherzig, daß er einen Feldzug zu machen, und eine ganze Armee zu commandiren nicht verstehe.

Seine Forderungen überstiegen bey weitem das was man zu leisten im Stande war. Er erklärte hierauf dem König geradezu, in Gegenwart seines Ministers und der Frau von Maintenon, Turin werde durch wenigere Mittel nicht erobert. Unglaublich ist es, wie der König bey dem gerechten Zutrauen, welches er schon seit so langer Zeit zu Vauban hatte, doch auf dessen Weigerung sogleich von dieser Sache abstand, und sie im nehmlichen Augenblick an la Feuillade förmlich übergab.

Man kann sich leicht denken, daß von allen Seiten und auf alle mögliche Art alles angewendet wurde, um eine, für den Staat und für das besondere Interesse der handelnden Personen so wichtige Eroberung zu machen. Die Vorbereitungen hiezu wurden also sehr schnell gemacht.

Den 13. May kam la Feuillade vor Turin an, um seine Linien und Brücken in Stand zu setzen. Tardif war, in Ermanglung eines bessern, sein erster Ingenieur. Er hatte nur unbedeutendere Belagerungen in Baiern mitgemacht. Diese wichtige Unternehmung war also zwey unwissenden, und daher auch eigensinnigen, Neulingen übergeben.

2.

Der reichgewordene und sehr angesehene Villars schlug es geradezu ab, die italiänische Armee unter dem Herzog von Orleans zu commandieren. Ein anderer, als dieser glückliche, hätte dieß nicht wagen dürfen. Allein von ihm, oder vielmehr unter seinen Umständen wurde alles gut gefunden, und Marchin erhielt statt seiner das Commando in Italien, unter dem Herzog von Orleans.

Die fürstlichen Personen von Savoyen hatten Turin frühzeitig verlassen, und sich nach Coni, nachher nach Oneille und endlich nach Savona zurückgezogen.

Der Herzog von Savoyen nahm das ihm im Namen des Königs von la Feuillade bekannt gemachte Versprechen, daß er und seine Familie überall sicher seyn sollten, nicht gut auf. Er selbst verließ Turin am Ende des Junius. Das Commando von Turin übergab er dem Grafen von Thaun, der es nur allzu gut zu führen wußte. Lange Zeit nachher war derselbe Gouverneur von Mailand.

Der Herzog nahm seinen ganzen Hofstaat, seine Equipagen, auch seine dreitausend Pferde mit sich, und ließ nur 520 Husaren in Turin. Er zog ins offene Land, in der Meynung, la Feuillade werde ihm folgen, und die Belagerung aufschieben, um ihn gefangen zu nehmen.

Dieß war auch wirklich der Fall. La Feuillade war thöricht genug, den Herzog, welcher ihn zum Besten hatte, gefangen nehmen, und den Ruhm davon niemand anders überlassen zu wollen. Er gab die Belagerung auf, um ihm nachzurücken. Dieser Prinz befand sich allerdings lange Zeit in der aller trau-

traurigsten Lage, in welcher er sich aber mit vieler Klugheit, und großem Muth betrug. La Feuillade richtete, durch sein unkluges Vorhaben, seine ganze Cavalerie zu Grund, so wie er seine Infanterie durch öfteres Detaschiren rechts und links abmattete, und zugleich einen Theil derselben, der bey der Belagerung zurückgeblieben war, durch allzu häufige Strapazen aufrieb.

Durch dieses thörichte Unternehmen, auf Kosten eines so wichtigen und dringenden Gegenstandes, wie die Einnahme von Turin war, wo in jedem Augenblick die Ankunft des Prinzen Eugen befürchtet werden mußte, gewann man gerade so viel Zeit als für Turin nöthig war. Des Herrn von Vendome Nachlässigkeit und Trägheit, sein Eigensinn, seine Unbesorgtheit für ein Land, daß er im Begriff war zu verlassen, gestatteten dem Prinzen Vortheile zu erreichen, die er zu benutzen wußte, um gegen den Willen des Herrn von Vendome über den Po zu kommen, und ihn, noch einmal gerade so, wie vordem Staremberg zu behandeln, so daß er dem Herzog von Savoyen zu Hülfe kommen konnte. Unerachtet er weit zurück und die Flüsse besetzt waren, konnte dennoch der Prinz dem Herrn von Vendome zuvorkommen, welcher jetzt von seinem so ruhmvollen Marsch bis Trenta zurückeilte. Der Prinz kam noch zeitig genug an, um den Prinzen von Savoyen retten zu können. Der Herzog von Orleans kam an den Ort der Belagerung. La Feuillade empfing ihn prächtig, und zeigte ihm alle gemachte Vorbereitungen. Er führte ihn zu den Angriffsplätzen, und wies ihm alles. Der Prinz war mit nichts zufrieden. Er schonte zwar La Feuillade; allein er wollte dieser Nachsicht gegen ihn doch nicht den glücklichen Erfolg

der

der Sache aufopfern und befahl, viele seiner Anordnungen abzuändern. Sobald er aber wieder abgereist war, ließ der stolze la Feuillade alles wieder in den vorigen Zustand setzen. Er beharrte eigensinnig auf seinem Vorhaben, ohne mit irgend jemand darüber zu berathschlagen. Durch sein herrschsüchtiges Betragen, seine stolze Entfernung von andern, seine hohe Meinung von sich selbst, sein strenges kühnes unverschämtes Wesen, wodurch er sich das Ansehen eines Tapfern geben wollte, durch seine Einbildung, daß ihm als Schwiegersohn eines allmächtigen Ministers alles erlaubt sey, machte er sich von Anfang bis zu Ende bey seiner ganzen Armee verhaßt.

Der Herzog von Orleans wurde von Vendome sich selbst überlassen. Dieser hatte zugleich die ganze Last seiner schweren Fehler auf ihn gewälzt, und was noch schlimmer war, ihn der Vormundschaft des Marschalls von Marchin übergeben. Der Herzog ließ Medavid, welcher dem Prinzen von Vaudemont, der nicht aus Mailand wich, untergeordnet war, ein Corps zurück, um bey den Zufuhren und ihrer Bedeckung, Ordnung zu halten. Nachdem er den Feind einige Tage beobachtet hatte, beschloß er, sich zwischen Alexandria und Valenzia zu setzen, um ihm den Uebergang über den Tanero zu verwehren, oder ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Dieser Platz war der einzige, auf welchen der Feind eindringen konnte. Ausser diesem Versuch war für Turin gar kein Beystand möglich. Wenn die Feinde den Zugang erzwingen wollten, mußten sie sich einer Schlacht aussetzen, die nach aller Wahrscheinlichkeit nicht gelingen konnte. Diesen Vorschlag machte der Prinz dem Marschall. Allein er konnte seine Einwilligung hiezu nicht erlangen. Daran war auch gar nicht

nicht zu denken; Marchin gab ihm nicht einmal scheinbare Gegengründe an. Er wurde von la Feuillade beherrscht, und dieser wünschte nichts eifriger, als daß die Armee sich ihm nähern möchte. Marchin dachte an nichts weiter als dem Schwiegersohn des mächtigen Ministers zu gefallen. Beyde sahen nicht ein, wie vortheilhaft es überhaupt, und ausserdem auch noch für la Feuillade's Glück selbst war, Turin jenen Beystand abzuschneiden.

Während der Prinz und der Marschall sich hierüber stritten, wurde ein von dem Prinzen Eugen an den Kaiser abgeschickter Eilbote von einem unserer Leute aufgefangen. Seine Depeschen waren, wie sich leicht denken läßt, in Chiffern. Sie wurden zu Versailles entziffert, und enthielten ausführlich gerade dasselbe Raisonnement, vom Prinzen Eugen an den Kaiser, wie es der Herzog von Orleans gegen Marchin geäussert hatte. Er schloß es mit der Erklärung, daß wenn der Prinz sich an den Platz postire, welchen er Marchin so dringend vorgeschlagen hatte, so würde es tollkühn seyn (dieß war der Ausdruck des Briefs) diesen unzugänglichen Weg zu versuchen, oder an einem andern Platz über den Tanero zu gehen. Man müsse alsdenn Turin verloren geben, und nicht auch noch durch fruchtlose Wagstücke zu seiner Rettung, den unvermeidlichen Verlust der Kaiserlichen Armee hinzufügen. So wurde also der Herzog von Orleans in einer geheimen Depesche, vom Prinzen Eugen an den Kaiser rühmlichst gerechtfertigt. Der König und sein Minister bekamen diese Depesche zuerst in die Hände, weil sie ihnen zur Entzifferung zugeschickt werden mußte. Auf diese harte Art wurden Beyde dafür bestraft, daß sie einem Prinzen, der es so wenig verdiente, nicht freie Macht ließen zu handeln,

und ihn auf eine so unglückliche und nachtheilige Weise einschränkten.

3.

Da Marchin nicht überzeugt werden konnte; so mußte der Herzog von Orleans nachgeben, und sich auf den Weg machen, um zu der Belagerungs-Armee selbst zu stoßen. Er kam Abends den 28. August bey Turin an.

Sie hatten nun zwar den gemeinschaftlichen Zweck, Turin einzunehmen; allein über die anzuwendenden Mittel geriethen sie in unzählige Streitigkeiten. Der Herzog von Orleans war mit Recht sehr ärgerlich, daß la Feuillade alles wieder verworfen und umgeändert hatte, was er bey seiner Durchreise, als er zu Herrn von Vendome ging, in den Belagerungs-Anstalten verbessert hatte. Seine Anordnungen schienen ihm für den Erfolg so wesentlich nöthig zu seyn, daß er sie, wiewohl mit vieler Nachsicht und Bescheidenheit, wieder herzustellen befahl. Er sah, ungeachtet man den bedeckten Weg erreicht hatte, daß die Belagerung um nichts vorgerückt war. La Feuillade hatte andere Werke verloren, die er mit Verlust von mehreren Ingenieurs und vielen Leuten genommen hatte.

Nichts ging vorwärts, ja man wußte nicht einmal wie man es anzufangen hatte, um vorwärts zu kommen. La Feuillade war verdrüßlich über diesen schlechten Fortgang; er wurde einsilbig; dadurch zog er sich so sehr den Haß aller Offiziere und Soldaten zu, daß sie sich gar nicht mehr um ihn bekümmerten. Der Herzog von Orleans recognoscirte die Posten und Belagerungswerke; er untersuchte die Linien und das Terrain, auf welchem der Prinz Eugen anrücken, und

der

der Festung zu Hülfe kommen konnte. Er war mit allem, was er sah, unzufrieden; er fand die Linien nicht gut, sehr unvollständig, zu weit ausgedehnt und schlecht besetzt.

Indessen erhielt er überall her Nachrichten, daß die kaiserliche Armee vorrücke, und entschlossen sey, die Rettung Turins zu versuchen. Er wollte ihr entgegen marschieren, und die Uebergangs-Plätze von der Duere besetzen, indem er dort, zwar weniger sicher, und mit unbedeutenderen Vortheilen als bey denen an dem Tanero, doch aber immer noch mehr ausrichten zu können glaubte, als in den Linien, welche so schlecht, und so weit ausgedehnt waren, daß sie nicht überall besetzt werden konnten.

Es wurden ihm in diesem Fall wieder eben so viele Einwendungen gemacht, als bey dem über den Tanero. Marchin behauptete, wenn man sich von dem Belagerungsort entferne, so könne Pulver in die Festung geworfen werden, woran es dort fehle; und hieran seye nicht zu zweifeln, weil man mehrere, mit Pulver angefüllte auf dem Po schwimmende Bocksfelle aufgefangen habe, die wahrscheinlich in der Absicht hineingeworfen worden seyen, weil man gehoft habe, sie werden auf diese Art, in die Hände der Belagerten kommen. Das Factum war wahr; allein die Antwort darauf sehr leicht. Was Marchin fürchtete, war ungewiß. Hingegen war es gewiß, daß das hineingeworfene Pulver die Einnahme nur sehr kurze Zeit aufhalten, nicht aber verhindern konnte, wenn nur der Prinz Eugen davon abstehen mußte, der Festung zu Hülfe zu kommen. Auch dieser einleuchtende Grund bewirkte nichts bey Marchin, der sich nie in eine Erörterung einließ.

Der

Der Feind rückte immer näher. Der Prinz drang in den Marschall, aus den schlechten Linien, die nicht bedeckt werden konnten, herauszugehen, und sich, zur Schlacht bereit, dem Prinzen Eugen entgegen zu stellen. Bey einer offenen Schlacht würde man wenigstens alle die Vortheile haben, welche bey neu angelegten, unvollendeten und zu weit ausgedehnten Linien wegfielen. Ferner marschirte Prinz Eugen durch Länder, die seit langer Zeit so verheert waren, daß seine Armee erschöpft seyn mußte, und sich unmöglich der unsrigen lange gegenüber halten konnte, ohne zu Grund zu gehen. Auch war zu vermuthen, daß er sich auf flachem Felde der Heftigkeit der Franzosen im Angreifen nicht aussetzen, und in diesem Fall also den Beystand für Turin aufgeben würde, welches alsdann nothwendig fallen müsse. Wenn er aber auch wirklich eine Schlacht liefern würde, so sey es, sagte der Herzog, für die Franzosen nicht einerley, ob sie dort auf einem freien Terrain selbst angreifen, oder sich hier hinter schlecht verschanzten Linien, die von allen Seiten durchgebrochen werden könnten, vertheidigen würden. Ueberdieß stünden die erschöpften Truppen des Prinzen Eugen, die einen großen Umweg hätten machen müssen, weil die ganze andere Seite unzugänglich sey, zwischen unserer Armee und dem von Franzosen besetzten Savoyen; es bleibe ihnen also, im Fall sie geschlagen würden, kein Rückzug übrig.

Marchin, von la Feuillade eingenommen, antwortete auf alle diese Gründe, daß sie zwar wahr seyen, allein daß der vom Prinzen gemachte Vorschlag nur anzunehmen wäre, wenn man die Armee mit den 46 Bataillons verstärken könnte, welche Albergotti auf der Höhe der Capuziner stehen hatte, weil von dort her einige Unterstützung für die Festung herzugeschaft wer-

 den

den könnte. Dieß war zwar richtig; allein eben so wahr blieb es auch, daß eine Armee auf dieser Anhöhe höchst überflüßig war, weil sie nichts zu thun hatte, als sie gegen unbedeutende Angriffe zu sichern, wozu wenige Bataillons schon hinreichend gewesen wären. Die Belagerungs-Armee hingegen war dadurch sehr geschwächt.

Auch auf diese Einwendung vom Prinzen, antwortete der Marschall, wie auf die vorhergehenden. Der Beystand, welcher etwa von dieser Höhe aus, wenn sie entblößt würde, in die Festung gebracht werden konnte, war ungewiß, und konnte nicht bedeutend seyn, weil er nicht durch Truppen zu unterstützen war. Wenn der Prinz Eugen sich nur in keine Schlacht einlassen konnte, oder geschlagen wurde; so blieb Turin doch, auch wenn es jenen Beystand erhielt, ohne Hülfe, und die Einnahme mußte immer, nur etwa 14 Tage früher oder später, erfolgen.

Diese Streitigkeiten wurden so heftig, daß Marchin endlich einwilligte, Kriegsrath zu halten. Die General-Lieutenants wurden zusammen berufen, und die Materie abgehandelt; allein sie hüteten sich sehr, la Feuillade, dem Liebling des Ministers, von dem das Glück und Unglück aller Offiziere abhieng, und Marchin, der, wie man sagte, das Geheimniß in Händen hatte, zu widersprechen.

Herr von Estaing war der Einzige unter ihnen, welcher den Muth hatte, freymüthig zu sprechen; der Einzige, der sich bei dieser Gelegenheit Achtung erwarb. Albergotti, ein schlauer Italiener, hatte diesen schimpflichen Ausgang vorausgesehen, und war, unter dem Vorwand der Abgelegenheit seines Postens, dort zurückgeblieben. Alle andern unterwarfen ihre

Mey-

Meynungen knechtisch; und so wurde durch dieses Mittel gerade das Uebel unheilbar.

Der Herzog von Orleans sagte sich feyerlich von allem daraus entstehenden Unglück los, und erklärte: da man ihn über nichts Herr seyn lasse, so sey er auch nicht verpflichtet, den Schimpf, welcher der Nation und ihm selbst drohe, zu theilen und zu ertragen. Er verlangte seine Post-Chaise, und wollte im Augenblick die Armee verlassen. Marchin, la Feuillade, und die Vornehmsten aus dem Kriegsrath, wandten alles an, um ihn von diesem Vorhaben abzuhalten. Als die erste Hitze bey ihm vorüber war, und vielleicht weil er sich damit begnügte, seine Standhaftigkeit so weit getrieben, und sich nun doch so bestimmt erklärt zu haben, wie wenig er an dem bevorstehenden Unglück schuld sey, willigte er ein, zu bleiben, erklärte aber zugleich, er werde sich durchaus nicht mehr um das Commando der Armee bekümmern. Dabey blieb er so genau, daß er gar keinen Befehl mehr ertheilte, und alles an Marchin, la Feuillade, oder irgend einen andern, der es übernehmen wollte, verwies. Nichts konnte ihn von diesem Vorsatz abbringen.

Der unglückliche Eigensinn der Chefs entstand aus einem thörichten Vertrauen auf die Größe ihres Entwurfs, und auf die Meynung, daß der Prinz Eugen nicht wagen werde, die Linien anzugreifen. Wenn er sich nun zurückziehe, so würde Turin, nicht durch einen Sieg über ihn, nicht durch eine That des Herzogs, sondern durch die Belagerungsanstalten und vermittelst der, unter la Feuillade's Direction, angelegten Linien erobert werden, folglich habe er alsdann seinen Ruhm mit niemand zu theilen. Dieß war die eigentliche Geschichte dieser Begebenheit, wozu sich Marchin durch betrügliche Gründe und durch das

Feuer einer brausenden, alles unternehmenden Jugend verleiten ließ, und die mit Verderben für Frankreich endigte. So war die Lage der Dinge, während den 3 letzten Tagen dieser unheilbringenden Belagerung.

4.

In der Nacht vom 6ten auf den 7ten, als dem Tage der Schlacht, wurde dem Herzog von Orleans, ungeachtet er sich der Sachen nicht mehr annahm, ein Billet überbrachte, worinn ihm ein Parthengänger meldete: Prinz Eugen attakire das Schloß von Pianese, um dort über die Duere zu gehen. Er wisse gewiß, daß der Prinz nach dieser Expedition gegen ihn anrücken und ihn angreifen werde. Der Herzog, troz seines Unwillens und seines Entschlusses, stand sogleich auf, kleidete sich schnell an, und gieng selbst zu Marchin, den er ruhig schlafend fand. Er weckte ihn auf, zeigte ihm das erhaltene Billet, und machte ihm den Vorschlag auf der Stelle dem Feind entgegen zu rücken, ihn anzugreifen, seine Ueberraschung und den beschwerlichen Uebergang, den er über einen Fluß zu machen habe, zu benutzen, selbst wenn er schon im Besitz des Schlosses von Pianese, und im Anmarsch gegen ihn seyn sollte. Die Berechnung der Zeit und des Wegs war leicht zu machen.

Im nehmlichen Augenblick kam St. Nectaire, der schon lange Zeit Ordensritter war, und viele Kenntnisse von der Kriegskunst hatte, bey Marchin an. Dieser bestätigte die eingelaufene Nachricht, und unterstützte den Vorschlag des Prinzen. Allein die Götter hatten über Frankreich an diesem Tage einen tödlichen Schlag beschlossen. Der Marschall blieb unbeweglich, und jeder der aus den Linien herausgieng, sollte aus der oben angegebenen geheimen Ursache, wie ver-

verbannt seyn. Er behauptete: die Nachricht sey falsch, Prinz Eugen könne nicht so schnell vorrücken; Er rieth dem Herzog von Orleans wieder in aller Stille in sein Quartier zu gehen.

Nicht lange war dieser wieder in seinem Zimmer, als von allen Seiten die Nachrichten von der Annäherung des Prinzen Eugen einliefen. Er blieb dabey ganz gleichgültig. Herr von Estaing und einige andere General-Lieutenants, die zu ihm kamen, nöthigten ihn, sich zu Pferd zu setzen. Nachläßig und langsam ritt er an der Vorderseite des Lagers hinunter. Alles, was seit einigen Tagen vorgegangen war, hatte so viel Lermen gemacht, daß die ganze Armee davon unterrichtet war. Die Soldaten murrten, daß ein Mann, wie der Herzog von Orleans, von solchem Rang, von solcher Gerechtigkeitsliebe, Standhaftigkeit und Einsichten, worüber die alten Soldaten oft am besten zu urtheilen wissen, von denen einige ihn bei L'Ave, Steinkirchen und Neerwinden gekannt hatten, nicht mehr commandiren wolle. Als er am Lager vorbeyritt, nannte ihn ein Piemonteser Soldat bey seinem Namen, und fragte: ob er denn nicht mehr seinen Degen als ihr Anführer für sie ziehen wolle? Dieses Wort wirkte mehr bey ihm, als alles Zureden der Offiziere, die ihn genöthigt hatten, sein Zimmer zu verlassen. Er antwortete dem Soldaten: Er habe mit so guter Art ihn aufgefordert, daß er es ihm nicht abschlagen könne.

Im Augenblick vergaß er seinen gerechten Unwillen, und dachte an nichts, als Marchin und la Feuillade, wider ihren Willen, beyzustehen. Allein es war nicht mehr möglich aus den Linien heraus zu rücken, auch wenn jene ihre Einwilligung dazu gegeben hätten.

 Die

5.

Die feindliche Armee erschien, und rückte so schnell vor, daß man keine Zeit mehr hatte, Anordnungen zu machen. Marchin, mehr todt als lebendig, als er seine Hoffnungen vereitelt sah, in fruchtloses Nachdenken versunken, betrug sich wie ein Verzweifelter, und war unfähig irgend einen zweckmäßigen Befehl zu ertheilen. Der Herzog von Orleans ließ Albergotti Befehl geben, die 46 Bataillons zu schicken, um die leeren Linien damit zu besetzen. Allein la Feuillade, den man mehr fürchtete als den Prinzen, hatte Albergotti streng befohlen, ungeachtet der wiederhohlten Befehle des Herzogs von Orleans, nicht von der Stelle zu weichen.

Um in der Zwischenzeit die leeren Stellen der entblößten Linien nur einigermaßen auszufüllen, nahm der Herzog von Orleans noch einige Escadrons zu den Bataillons, und verstärkte die erste Linie, indem er die zweyte schwächte, in der gewissen Erwartung, daß die 46 Bataillons von Albergotti ankommen würden. Auch befahl er: es sollten noch andere entferntere Truppen so bald möglich über die kleine Brücke gehen, zu ihm stoßen und die Linien besetzen. Allein la Feuillade, sobald ihm diese Ordre bekannt wurde, stellte sich, noch immer von einem feindseligen Dämon angetrieben, selbst an die kleine Brücke, und hielt sie ab. Der Ungehorsam war so groß, daß ein Offizier, Anführer einer Escadron des Regiments von Anjou, dem der Herzog von Orleans zu marschiren befahl, sich seinem Befehl widersetzte. Der Prinz hieb ihn darauf ins Gesicht, und überließ es ihm, dieß dem König zu melden.

Der Angriff fieng Morgens gegen 10 Uhr an, und wurde mit unglaublicher Heftigkeit verfolgt, anfänglich aber auch wohl ausgehalten. Langallerie drang

drang zuerst durch die Zwischenräume der Linien, die bey unserer kleinen Truppen-Anzahl offen geblieben waren. Prinz Eugen folgte ihm; dessen Truppen drangen durch die übrigen unbesetzten Zwischenräume ein.

Gegen die Mitte der Schlacht wurde Marchin durch einen Hieb in den Unterleib und die Lenden verwundet, und als Gefangener auf einen entfernten Platz gebracht. La Feuillade hatte den Kopf ganz verloren; er lief wie unsinnig umher, riß sich die Haare aus, und war unfähig Befehle zu ertheilen. Der Herzog von Orleans ertheilte sie alle; ihm wurde aber immer schlecht gehorcht. Er that Wunder; sein Gleichmuth verließ ihn nicht einen Augenblick; mitten unter dem stärksten Feuer, beobachtete er genau, wo man der Hülfe bedurfte, und wo es nöthig war durch eigenes Beyspiel, die Offiziere und gemeinen Soldaten aufzumuntern. Er wurde anfänglich nur leicht in die Hüfte verwundet, nachher gefährlicher und empfindlicher, nahe am Daumen; immer aber blieb er unerschütterlich. Als er sah, daß sich eine allgemeine Muthloßigkeit einstellte, rief er die Offiziere bey ihren Namen, und feuerte die Soldaten durch seine Stimme an. Er selbst führte einige Escadrons und Bataillons gegen den Feind an. Endlich unterlag er dem Schmerz und dem starken Blutverlust, und war gezwungen, sich ein wenig zurückzuziehen, um sich verbinden zu lassen. Kaum war dieß geschehen, so gieng er wieder in das stärkste Feuer. Allein das Terrain, die höheren Befehle, die strenge Kriegszucht, kurz alles vereinigte sich, die Franzosen in Verwirrung zu bringen. Dreymal hatte Guerchais, mit seiner Brigade von der alten Marine die Feinde standhaft zurückgeschlagen, und ihre Canonen vernagelt; dreymal hatte er die sinkende Schlacht wieder in Bewegung gebracht.

bracht. Endlich war seine Brigade, durch den Verlust der Offiziere und Soldaten so sehr geschwächt, daß er der nächsten, die ihn hätte unterstützen sollen, befahl, vorzurücken und mit der Seinigen Fronte zu machen, um den Anlauf einer größern Anzahl frischer Bataillons, die er zum vierten Mal auf sich zukommen sah, abzuhalten. Diese Brigade aber und ihr Anführer, dessen Namen ich hier nicht nennen will, widersetzte sich gradezu dem Befehle.

Dieß war auch die letzte Widersetzlichkeit in dieser Schlacht. Nachher erfolgte Verwirrung, Unordnung, Auseinanderlaufen, Flucht und gänzliche Niederlage. Das Abscheulichste war, daß, mit wenigen Ausnahmen, alle Offiziere, sogar die vornehmsten, sich mehr um ihre Geräthschaften, und um ihr zusammengeraubtes Geld bekümmerten, die Unordnung mehr begünstigten, als ihr Einhalt thaten, und also mehr als überflüßig waren.

Der Herzog von Orleans, endlich überzeugt, daß der Verlust dieses unglücklichen Tags, nie wieder ersetzt werden könne, suchte wenigstens so wenig als möglich zu verlieren. Er zog sein leichtes Geschütz, seine Munition, und alles was bey der Belagerung und den vorderen Werken war, mit so vieler Geistesgegenwart zurück, daß ihm auch nicht das geringste entgieng.

Endlich versammelte er, so viel es möglich war, die vornehmsten Offiziere, und erklärte ihnen kurz, aber sehr richtig, daß man auf nichts weiter denken könne, als auf den Rückzug, daß man aber den Weg nach Italien hinein nehmen müsse. Dort würden sie alsdann die Macht haben, die siegreiche um Turin postirte Armee einzuschließen, und ihr den Rückweg

durch

durch Italien verwehren können. Auf diese Art müsse die feindliche Armee zu Grunde gehen, weil sie in einem ganz verheerten Lande nicht bestehen, auch nicht herauskommen, noch weniger aber sich wieder erhohlen könne, während die königliche Armee, ihr alle Zufuhren und Hülfsquellen abschneide, für sich aber hinlängliche Lebensmittel haben werde. Sie befinde sich alsdann in einem Lande, wo sie der stärkere Theil sey; ihr alles zu Gebot stehe, und sie mit der Zeit alles unternehmen könne. Ueber diesen Vorschlag waren seine verzagten Waffenbrüder äusserst aufgebracht. Sie hofften wenigstens von dem Unglück des Tages den Vortheil zu haben, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um ihr, in Italien habsüchtig zusammen gescharrtes Geld in ihr Vaterland zurückzubringen.

La Feuillade, der viele Ursache zum Schweigen gehabt hätte, war so sehr dagegen, daß der Prinz, seiner Unverschämtheit endlich müde, ihm zu schweigen gebot, und die andern reden ließ. Von Estaing war auch hier wieder der Einzige, der den Vorschlag nach Italien zu gehen, unterstützte. Der Wortwechsel hieng von der Unordnung des Tags, und der Erschöpfung ab, worinn sich der Herzog von Orleans befand. Endlich machte er ihm ein Ende, und sagte ihnen: Es sey hier weder der Ort noch die Zeit, sich länger darüber zu streiten. Er sey es endlich überdrüßig, daß seine Gründe so wenig Glauben bey ihnen fänden, und werde sie nun, da er frey sey, zum Glauben zwingen.

Sogleich gab er Ordre über die Brücke zu gehen, und gegen Italien hin zu marschiren. Sein Geist und Körper waren gleich erschöpft, und nach dem er eine Zeit lang gegangen war, mußte er sich in seine Post-Chaise setzen. Als er über die Brücke vom Po fuhr,

 hörte

hörte er die Offiziere, die in Verzweiflung waren, wieder in Italien und von ihrem geliebten Frankreich abgeschnitten zu seyn, ganz laut hinter ihm murren. Die Aeußerungen besonders von einem unter ihnen waren so stark, daß der Herzog von Orleans, im gerechten Zorn darüber, zurücksah, jenem seine Maitresse namentlich vorwarf, und ihm sagte: Ein so schlechter Soldat, wie er, würde besser thun, bey ihr zu Hause zu bleiben. Diese Worte brachten jeden zum Stillschweigen.

Allein es war einmal beschlossen, daß unsere Armee vom Geist des Irrthums und der Verblendung regiert, das Glück der Alliirten machen sollte. Als man an dem Ausgang der Brücke auf der Seite gegen Italien war, kam der General-Major Darennes im stärksten Galopp gegen das Corps von Albergotti angesprengt. Er brachte einen Offizier zu dem Herzog von Orleans, welcher ihm meldete: die Feinde hätten die Plätze besetzt, welche er nothwendig passiren müsse. Auf eine bestimmtere Frage vom Prinzen, versicherte ihn der Offizier, daß jener Platz gut verschanzt und von dem Regiment vom Weißen Creuz, von welchem er die Fahnen gesehen habe, besetzt sey, auch daß er sogar den Herzog von Savoyen erkannt zu haben glaube.

Unerachtet dieses bestimmten Rapports, in welchen der Prinz nach allem dem, was wegen seines Plans, weiter in Italien hinein sich zu ziehen, vorgefallen war, ein nur allzugerechtes Mißtrauen setzte, befahl er den Marsch fortzusetzen, bis er selbst überzeugt seyn würde, daß die Plätze wirklich undurchdringlich besetzt seyen. Sie marschirten also weiter, schickten aber Leute aus zum Recognosciren.

Die Generale, welche sich in ihrer Rechnung nicht gern wollten betrogen haben, ließen indeß immerzu alle Munition und Lebensmittel den Weg gegen die Alpen einschlagen, welcher ohne Gefahr war. Nach einer zurückgelegten Tagreise und nachdem man dem Herzog von Orleans allerley sehr zweydeutige Berichte abgestattet hatte, sagte man ihm geradezu, daß man weder Lebensmittel noch Munition habe. Diese habe den Weg nach der französischen Seite zu genommen und fortgesetzt. Nun sey es nicht mehr möglich, den Weg nach Italien hin zu nehmen. Ueberdieß behaupteten sie noch immer gegen ihn, dieser sey vom Feinde besetzt. Der Herzog von Orleans, wüthend über diesen unerhörten Ungehorsam, oder vielmehr über diese wiederholte Verrätherenen, auch durch seine schmerzhaften Wunden geschwächt, warf sich nach diesen Nachrichten voll Verzweiflung in seine Chaise zurück, und sagte: Sie möchten also hingehen, wohin sie wollten; er wolle gar nichts mehr darüber hören.

Dies ist die Geschichte der unglücklichen Umänderung unsers Kriegsglücks in Italen. Man hat nachher erfahren, daß der ganze Bericht von dem Offizier, welchen Darennes zum Herzog von Orleans gebracht hatte, erdichtet war, und daß auf dem Weg nach Italien keine Passage besetzt, auch nicht das geringste Hinderniß vorhanden gewesen wäre, welches die Armee hätte abhalten können.

Noch ärgerlicher aber war dieß, daß der Herzog von Orleans durch die Vortheile, welche Medavid zwei Tage nachher erfocht, bey seiner Ankunft Herr von der ganzen Lombardei gewesen wäre, und den Prinzen Eugen völlig in die Enge hätte treiben können, indem dieser zwischen der, vom Herzog geführten Armee

Armee und dem gleichfalls von uns besetzten Savoyen gestanden hätte und ihm also kein Ausweg möglich gewesen wäre. Hierüber war der Herzog von Orleans vollends aufs höchste aufgebracht, als er zu Oulx, mitten auf den Alpen ankam. Dort war er in Sicherheit und blieb, weil der Zustand seiner Wunden ihm nicht weiter zu gehen erlaubte, daselbst.

Der König erhielt diese schreckliche Botschaft zu Versailles den 14ten September, ehe er vom Bette aufstand.

Bey diesem plötzlichen Rückzug marschirte die Armee in zerstreuten unordentlichen Colonnen gegen Pignerol zu. Durch die öfters veränderten Anordnungen kamen die Geräthschaften, ohne daß man es gewahr wurde, unter die Arriere-Garde, und wurden zum Theil geplündert, zum Theil giengen sie auf den Gebürgen verloren. Man übergab daher Albergotti, dessen Truppen bekanntlich nicht gefochten hatten, das Commando über dai Nachtrab, welches er, unerachtet der nächtlichen Dunkelheit, der beschwerlichen Engpässe, der Unordnung, und der Länge des Nachzugs sehr gut besorgte.

Die Feinde verhielten sich ganz ruhig. Sie begnügten sich mit einen so unerwartet glücklichen Ausgang, den sie selbst kaum glauben konnten, und da ihre Armee erschöpft war, so fiel es ihnen um so weniger ein, den Rückzug zu stören. Man hat nachher bestimmt erfahren, daß Prinz Eugen ganz entschlossen war den Angriff aufzugeben und sich zurückzuziehen, wenn Guerchois noch den vierten Angriff ausgehalten hätte. Von diesem übermältigt, mußte Guerchois durch die unerhörte Feigheit des Brigadiers und der Brigade, die ihm den Beystand verweigerten, unterliegen und

sich

sich gefangen geben. Man erfuhr ferner, daß Turin nur noch auf 4 Tage Pulver gehabt hatte. Kurz; alle Umstände vereinigten sich zu ihrem unerwarteten Glück, so wie zu unserm Unglück. Es bedurfte einer solchen Kette von Wundern, um eine Wirkung dieser Art hervorzubringen. Nur ein einziges Glied hätte fehlen dürfen, so würde ihre ganze Unternehmung gescheitert haben, deren glücklicher Erfolg zuerst auf Vendome's, dann auf Marchin's, und endlich vollends auf la Feuillade's Schande beruhte.

Als der gefangene Marchin, mit einem Adjutanten und zwei oder drei Bedienten, auf ein entferntes kleines Vorwerk gebracht worden war, fragte er: ob der Herzog von Orleans getödtet sey? Hierauf schickte er nach einem Beichtiger, dictirte diesem etwas über den Hergang der Begebenheit, und starb in der folgenden Nacht. Man fand unter seinen Papieren unzählige Elendigkeiten, und eine Menge mehr als toller Plane, übrigens aber eine große Verwirrung seiner Angelegenheiten. Er hinterließ 6 mal mehr Schulden, als er Vermögen hatte, und je hätte bezahlen können.

Zum größten Unglück hatte die Armee, bey diesem schrecklichen Rückzug, kein Brod. Der erzürnte Herzog von Orleans, war der einzige, der an alles dachte, und von niemand unterstützt wurde. Er machte Halt, um den Nachtrag seiner Truppen zu erwarten, und ihnen Brod zu verschaffen.

So bald welches gebacken war, vertheilte er es unter ein starkes Detaschement, und befahl Villerave, sich mit diesem, des Schlosses von Bar zu bemächtigen, als der einzigen noch übrigen Passage, wodurch die Communication, und die Rückkehr nach Italien,

über

über Yvrea noch möglich war. La Feuillade, der dieses Geschäft auf sich genommen hatte, und mit dem Detaschement selbst abgehen wollte, verzögerte den Abmarsch um zwey Tage, und vergaß noch überdieß das hiezu bestimmte Brod mitzunehmen. Sie mußten also gleich den andern Tag Halt machen, um das Brod nachholen zu lassen. Nachdem dieses angekommen war, setzten die Truppen ihren Marsch wieder fort; allein sie waren noch nicht weit gekommen, als sie benachrichtigt wurden, die Feinde hätten sich vor 5 Stunden des Schlosses von Bar bemächtigt, und die Passage so stark besetzt, daß es unmöglich sey, sie wieder von ihrem Posten zu vertreiben.

La Feuillade, ausser sich über so viele aufeinander folgende schreckliche, und für ihn schimpfliche Mißgriffe sandte einen Eilboten an Chamillart ab, durch welchen er ihm die Bitte um Entlassung von seinem Gouvernement in Dauphiné zuschickte, mit dem Beysatz, er sey seiner Achtung, so wie der Gnade des Königs unwürdig, und verdiene nicht das Tageslicht zu sehen. Den andern Tag erhielt er vom Herzog von Orleans die Erlaubniß, mit einem nach Genua abgehenden Schiff nach Antibes zu reisen, um zu Medavid zu gehen, unter ihm zu dienen, und sich durch eine subalterne Dienstleistung der Verzeihung seiner Vergehungen würdig zu machen. Diese Verzweiflung, sie mochte verstellt oder wahr seyn, wurde für eine List angesehen, seinen Schwiegervater, und selbst den König zum Mitleiden zu bewegen, weil er wohl glauben konnte, der Letztere werde von seiner Entlassung entweder nichts erfahren, oder im entgegengesetzten Fall werde es für ihn doch das sicherste seyn, sie selbst zu nehmen.

6.

Der König ließ seinem Neffen volle Gerechtigkeit wiederfahren. Das billige Publikum, sogar der neidische Hof erkannten ihm die Lorbeern zu, die das Unglück ihm hatte rauben wollen. Diese Folge ist eben so merkwürdig, als sonderbar. Es wird nicht leicht ein Beyspiel geben, daß ein Mann bey einem so vollständigen Unglück, dennoch ein so einstimmiges Lob erhalten hat. Alle Vorwürfe fielen auf Marchin, und la Feuillade, unerachtet dieser der Schwiegersohn von Chamillart war.

7.

Bey Ramillies kostete der Schrecken und die Bestürzung des einzigen Marschalls von Villeroi, wie wir gesehen haben, neben einem kleinen Verlust an Menschen, uns die spanischen und einen Theil der französischen Niederlande. In der Schlacht von Turin ging durch la Feuillades Ehrgeiz, durch Marchin's kriechende Unterwerfung, und durch die listige Habsüchtigkeit und den Ungehorsam der Officiere ganz Italien verloren. Turin kostete zwar nicht mehr als 1500 Mann; allein es wurden ausser diesen noch viele Kriegsgefangene und verwundet; auch verloren wir ziemlich viele Offiziere.

Der Abbé von Grancey, erster Feldprediger beym Herzog von Orleans, ein mittelmäßiger Prediger, sonst aber ein sehr muthiger Mann, wurde zwey Schritte hinter ihm getödtet. Graf Roucy sagte bey dieser Gelegenheit: dieser gute Abbé würde sich todt freuen, wenn er wüßte, daß er im Treffen umkam.

Der Rückzug unserer Armee nach Frankreich, die immer doch noch aus 93 Bataillons, 6 Regimentern

tern Dragoner zu Fuß, und 4 bis 5000 zu Pferde bestand, ließ dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Savoyen alle nöthige Zeit, um den unerhört glücklichen Ausgang der Schlacht weiter verfolgen zu können. Sie überließen sich nicht fruchtlosen Vergnügungen, sondern besetzten schnell alle Festungen in Piemont, und die in der ganzen Lombardei, welche wir inne gehabt hatten. Chivas, Casale, Pavia, Pizigithone, Alexandrien u. s. w. hatten sich dem Herzog von Savoyen oder dem Prinzen Eugen ergeben, welcher zu Mailand zum General-Gouverneur vom Mailändischen Gebiet erklärt wurde, und sich bald nachher, der Schlösser von Mailand, Casale und Tortona bemächtigte. Vaudemont und Medavid, die sich nach Mantua zurückzogen, konnten die Folgen der Schlacht bey Turin, und des Rückzugs der Armee nach Frankreich, nicht verhindern. Man dachte gar nicht mehr daran wieder nach Italien einzurücken, das also gänzlich verloren war.

8.

Den 9. September 1706, das heißt, den dritten Tag nach der Schlacht von Turin, kam Medavid mit 9000 Mann bey Castiglione del Stivere an, welches der Erbprinz von Hessen Cassel, nachheriger König von Schweden, mit 12000 Mann belagerte. Dieser ließ 800 Mann in der Stadt zurück, die er bereits eingenommen hatte, und rückte dem, gegen ihm anrückenden Medavid, auf einer schönen Ebene entgegen. Unsere Cavalerie, welche von der feindlichen überflügelt wurde, gerieth anfänglich in einige Unordnung; diese wurde durch die Flucht von vier Mailändischen und Neapolitanischen Infanterie-Regimentern noch größer. Lebret aber, der eine Brigade in der zweyten Linie commandirte, ersetzte ihre Stelle sogleich wieder

mit

mit andern Truppen, ohne erst Ordre dazu abzuwarten. Medavid selbst ließ seine ganze Infanterie mit dem Degen in der Faust eine Ladung der feindlichen aushalten, nach diesem aber auf sie eindringen. So wurde das feindliche Fußvolk gänzlich geschlagen. Sobald die Cavalerie die Niederlage ihrer Infanterie sah, nahm auch sie die Flucht. Man tödtete ihnen 2000 Mann, machte 1500 Gefangene, ohne die 500, welche in der Stadt geblieben waren, nahm ihnen alle ihre Kanonen weg, und eroberte viele Fahnen.

Medavid trieb den Prinzen von Hessen über den Mincio, und verfolgte ihn bis an die Etsch. Auf dieser Flucht tödtete er ihm noch manche Leute, nahm die zurückbleibenden Soldaten gefangen, und eroberte Gaeté wieder. Dieser von der Schlacht bey Turin so verschiedene Erfolg machte, wie leicht einzusehen ist, daß man es noch mehr bereute, den Rückzug nach Frankreich, und nicht gegen Italien zu, genommen zu haben. Indessen hatte uns diese Action doch Leute gekostet. Medavid wurde sogleich zum Ordensritter gemacht.

9.

Medavid hielt sich nach seinem Sieg immer so mit seinen Truppen, daß der Feind es nicht wagen konnte, ihn anzugreifen. Er hielt Mantua und viele andere Festungen besetzt. Da er aber keine Truppen nach Italien zurückkommen sah, so blieben für ihn nur zwey Vorschläge möglich, die er beyde vorlegte, und für deren Folgen er, bey einem wie bey dem andern, stehen wollte.

Der erste, welchen Medavid selbst vorzog, war: in der Lombardei über den Winter zu cantoniren, von den dortigen Festungen diejenigen, welche nicht gedeckt

werden konnten, sich selbst zu überlassen, nur die bedeutendsten aber, besonders Mantua, zu erhalten, diese mit allem gut zu versehen, und sich dadurch in der Lombarden, wo es auch ohne fremden Beystand nicht an Unterhalt fehlen konnte, im Vertheidigungs-Zustand fest zu halten. Er sah den Vortheil voraus, den Feind durch Streiferenen unserer Garnisonen, und durch die Belagerungen, welche derselbe nun versuchen müßte, zu ermüden, ihn beständig in einer ungewissen Erwartung zu lassen, und von einem Angriff gegen Frankreich selbst abzuhalten.

Der andere Vorschlag war, mit einer kleinen Armee, durch die venetianischen und die Geistlichen sehr reichen Länder, gerade gegen das Königreich Neapel zu marschiren, daß sich zwar noch immer hielt, aber bald fallen mußte, wenn man ihm nicht von Italien aus zu Hülfe kam. Wenn man einen von diesen Vorschlägen, die beyde sehr ausführbar waren, angenommen hätte; so wäre wenigstens Spanien, Neapel und Sicilien erhalten, und folglich doch nicht alles auf einmal verloren worden; allein es war im Buch des Schicksals geschrieben, daß unsere Blindheit immer mehr und mehr zunehmen sollte, und die vielen und ungeheuren Fehler, die wir bey dem Feldzug von Italien machten, vollends mit der höchstnachtheiligen Räumung von Italien beschlossen werden sollten. Der erste Vorschlag wurde für zu gewagt angesehen, und durch den zweyten fürchtete man den schwachen Papst und eine treulose Republik zu beleidigen, unerachtet diese immer die Kaiserlichen offenbar begünstigte, und jener, wiewohl ungern, nicht gewagt hatte, sich ihrem Willen zu widersetzen. Der Weg dahin wäre kurz, leicht, und durchaus mit keiner Schwierigkeit verbunden gewesen, da es an nichts mangeln konnte; Neapel und Sicilien wären dadurch gerettet worden. Auf diese

Art

Art wäre man des politischen Geschreys und der Entschuldigungen darüber überhoben gewesen. Allein man stellte sich unübersteigliche Hindernisse vor, und wollte also lieber Neapel und Sicilien sogleich verloren geben. Vaudemont hatte die Ehre Commandant zu heißen, aber Medavid war es wirklich und hatte die ganze Last davon. Seit dem Verlust bey Turin hatte Vaudemont in Mailand viel von seinem Ansehen, und von seinen Einkünften, die ihn bedeutend machten, verloren. Er besaß unermeßliche Summen, die er nicht aufs Spiel setzen wollte. Man hat seine entsetzlichen Treulosigkeiten gesehen; ich weiß nicht, ob ihn bey den bedenklichen Umständen dieses Verfalls, nicht seine Nachgiebigkeit in Mißtrauen gegen sich selbst setzte. In Frankreich hatte er seine Sachen so gut einzuleiten gewußt, daß er sich alles davon versprechen konnte; die Folgen zeigten, daß er sich nicht betrogen hatte. Er unterstützte die beyden Vorschläge sehr wenig, und brachte sie besonders dadurch in Mißcredit, daß der erstere Vorschlag, sich in der Lombardey zu halten, für ihn einen scheinbaren Vortheil hatte, indem er dadurch das Commando, und alles was ihm von dem Gouvernement in Mailand noch übrig blieb, behielt. Das Glück unterstützte seine List so sehr, daß ihm der König allen möglichen Dank dafür wußte, und ihn für desto redlicher und weniger eigennützig hielt. Endlich da man gute und alte Truppen so nöthig hatte, überlegte man nicht, wo sie am nützlichsten seyn könnten, um den Feind zu beschäftigen und ihn von unsern Gränzen zu entfernen, sondern dachte bloß daran, wie man sie retten und bey unserer Armee anstellen könne. Vaudemont erhielt daher den Auftrag, gemeinschaftlich mit Medavid über den freyen Rückmarsch unserer Truppen und ihres Gefolgs, ihren Rückzug nach Savo-

 yen,

nen, den zu nehmenden Weg, und alles was ihren Marsch und Unterhalt betraf, zu unterhandeln, alles zu bezahlen und das zuverlassen, was wir in Italien hatten. Man kann leicht urtheilen, wie gerne von feindlicher Seite diese Anerbietung angenommen, und ein Tractat geschlossen wurde, der eben so schimpflich für Frankreich, als rühmlich und vortheilhaft für seine Feinde war. Alles dieß geschah in solcher Schnelle, daß man sich nicht einmal Zeit nahm, unsern Alliirten, den unglücklichen Herzog von Mantua zur rechten Zeit davon zu benachrichtigen, dessen Festungen, und Land, auch Mantua selbst dem Kaiser übergeben wurden. Er zog sich schnell nach Venedig zurück, und schickte seine Gemahlin, von der er keine Kinder hatte, in die Schweiz.

Gegen das Ende des Aprils kamen Vaudemont und Medavid in Süsa an, mit fast 20,000 Mann französischer und spanischer Truppen.

10.

Den 9ten May, den Tag nachher, als der König den umständlichen Bericht von der Schlacht zu Almanza erhalten hatte, kam Medavid zu Marly an. Er wurde vom König sehr gnädig empfangen, und erhielt von ihm, das durch den Tod des Herrn von Nevres vacant gewordene Gouvernement von Nivernois, nebst einer Pension von 12,000 Liv. mit dem Zusatz: daß er noch mehr von ihm zu erwarten habe. Diese Gunstbezeugungen wurden, gegen Gewohnheit, von niemand beneidet, und mit Recht allgemein gebilligt. Nach Verfluß eines Monats reiste er wieder ab, um die Stelle als Oberbefehlshaber in der Dauphiné und in Savoyen zu übernehmen.

Prinz von Vaudemont folgte Medavid bald nach; Fräulein von Lillebonne und Frau von Espinoy,

non, seine Nichten, kamen ihm entgegen, und wießen ihm das Haus ihrer Mutter, seiner Schwester, das Hotel von Mayenne in der Straße St. Antoine, zu seiner Wohnung an. Dieses Hotel lag nahe bey dem Nonnenkloster der h. Maria, ein Haus das den Lothringern sehr werth ist, weil es dem berühmten Chef der Ligue gehört hatte, dessen Namen und Wappen, auch die Inschrift auf dem Thore sie sorgfältig erhalten haben; und worin das Zimmer ist, in welchem die schrecklichen Greuelthaten der Ligue, der Mord Heinrichs des III. und die Pläne erzeugt worden sind, die Infantin von Spanien mit dem Sohne des Herzogs von Mayenne zu vermählen, dieses Paar zum König und zur Königin von Frankreich zu erheben, Heinrich den IV. aber, so wie das ganze Bourbonische Haus, für immer davon auszuschließen. Dieses Zimmer heißt noch gegenwärtig das Zimmer der Ligue, und ist aus Achtung und Liebe dafür, indeß ganz unverändert geblieben.

Der Prinz von Baudemont wurde von dem König als ein Mann aufgenommen, welcher ihm und seinem Enkelsohn die wichtigsten Dienste geleistet, und ihm noch zuletzt zwanzigtausend Mann durch den, mit dem Prinzen Eugen geschlossenen Tractat, gerettet habe, nach welchem er den freien Abzug der Truppen, für die Abtretung von Italien erhalten hatte. In Mailand hatte er sich unermeßliche Summen erworben, und ob er gleich großen Aufwand gemacht hatte, so war ihm doch, wie man in der Folge sich davon überzeugen mußte, noch sehr viel übrig geblieben. Allein jetzt ließ er es nicht merken, um reichlich belohnt, und als ein verdienstvoller Mann angesehen zu werden, der von einem so einträglichen Posten dennoch arm zurückgekommen sey. Seine geleisteten Dienste

erwarben ihm eine Belohnung von 90000. Livr. Pension. Die Prinzessin von Ursini ließ ihm und der Frau von Vaudemont, unerachtet des schlechten Zustands der spanischen Finanzen, eine Pension von 190,000. Livr. anweisen, um dadurch der Frau von Maintenon gefällig zu seyn, und ihr zu erkennen zu geben, wie viel sie über sie vermöge, noch mehr aber, um ihre eigene Macht zu zeigen.

Alle diese Gunstbezeugungen konnten dennoch Vaudemonts Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich nicht vermindern, von der er bey allen Gelegenheiten die ausgezeichnetsten, aber sehr geheim gehaltenen Beweise gab. Er verlangte mehreremal zum Ordensritter ernannt zu werden. Nachdem es ihm öfters abgeschlagen worden war, wurde ihm endlich sein Gesuch erfüllt, wiewohl sehr ungern; weil nach den Statuten des h. Geist-Ordens, jeder Bastard, nur mit Ausnahme der königlichen, davon ausgeschlossen ist.

Die vernünftigeren und rechtschaffeneren Personen am Hof, billigten ganz und gar nicht, daß man Vaudemont bey Hof so sehr hervorzog, und ihn durch so glänzende Belohnungen, in so großes Ansehen setzte. Besonders aber waren die Spanier, und die, welche in Italien unter ihm gedient hatten, sehr darüber aufgebracht. Sie konnten nicht begreifen, wie dieser von der ganzen Welt verachtete, von den Holländern losgekaufte Mann, ein Vertrauter von König Wilhelm, ein Anhänger des Hauses Oesterreich, ein so ergebener und thätiger Freund aller persönlichen Feinde des Königs, der ihnen vielleicht indeß noch bedeutendere Dienste geleistet hatte, seit die wichtigen Stellen, die er ihnen schuldig war, ihm äußerlich die Miene gaben, als ob er zu der entgegengesetzten Parten übergegangen wäre; — Sie konnten nicht begreifen,

sen, sage ich, wie dieser Proteus den König und alle die, welche am meisten Einfluß auf denselben hatten, so ganz hatte verblenden können.

Auch dieser hohe Gipfel des Glücks, und das so wichtige Interesse, sich auf dieser Höhe zu erhalten, konnte Vaudemont doch nicht bestimmen, endlich ein treuer Diener zu werden. Der bis jetzt so glückliche Erfolg seiner angewandten Kunstgriffe machte ihn kühn, sie fortzusetzen. Alles was auch immer der Hof für ihn that, konnte ihn nicht mit ihm versöhnen, und bewirkte nur seine steigende Verachtung gegen diesen. Von Tag zu Tag verband er sich fester mit dessen Feinden.

Er, ein so würdiger Nacheiferer von dem nur zu berühmten Abbé von St. Ricaise, und dem Cardinal von Guise, wohnte zu Paris in dem Tempel des Hasses gegen die Bourbons, mit denen der Guisen so würdigen Lothringern zusammen, und brachte sein ganzes Leben mit diesen in Verräthereien zu. Barrois, welcher seit der Wiederherstellung des Herzogs von Lothringen dessen Gesandter zu Paris war, und in ihrem Pallaste wohnte, war ein unternehmender kluger Mann, der die Kunst besaß, sich geltend zu machen. Alles was sie, die geheimen Angelegenheiten betreffend, durch den schlauen Vaudemont, der das Vertrauen des Königs besaß, entdecken konnten; die wichtigsten Dinge, welche er, seine Nichte und Barrois auf verschiedenen Wegen auszukundschaften wußten, wurde dem Herzog von Lothringen hinterbracht, und was sie dem Papier nicht anzuvertrauen wagten, theilten sie einander bey ihren kurzen und häufigen Reisen nach Lüneville, mit.

Barrois selbst entfernte sich nie von Paris, oder dem Hof; um den Faden der geheimen Angelegenheiten

 ten

ten nicht zu verlieren, durch seine Abwesenheit nicht verdächtig zu werden, und sich das Ansehen zu geben, als ob er sich in nichts einmische. Von Lüneville wurden ihre Nachrichten durch Eilboten nach Wien abgeschickt. Ein kaiserlicher Minister, der immer bey dem Herzog von Lothringen war, berathschlagte mit ihnen, auf welche Art die gemachten Entdeckungen benutzt werden könnten, und was man zu thun habe, um desto gewisser zum Zweck zu kommen.

Diese gefährlichen heimlichen Anschläge erfuhr man durch einen Geistlichen von der Osnabrückischen Kirche, der ein Freund von dem Bischoff, dem Bruder des Herzogs von Lothringen war, und dessen Angelegenheiten in Paris und Lüneville zu besorgen hatte. Dieser Geistliche gab ferner an: der Herzog von Lothringen kaufe unter der Hand einen großen Vorrath von Getraide und andern Dingen auf, und unterhalte, ohne daß man es wisse, eine große Anzahl Offiziere in seinem kleinen Staat, um bey der ersten Ordre sogleich Truppen ausheben zu können, die im Augenblick bereit seyn würden, so bald es die Umstände erforderten. Hierauf gründeten sich die Foderungen des Herzogs von Lothringen, auf welchen die Alliirten bey den Unterhandlungen so hartnäckig beharrten.

Dieser Prinz trieb seine Verstellung und seine Kunstgriffe so lang, bis er sich von dem Verfall, in welchen Frankreich durch das Kriegsunglück gerathen war, einen glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen versprechen, und er unter einem elenden Vorwand seine unverschämten Forderungen vorbringen und unterstützen konnte. So weit gieng der Undank des Lothringischen Hauses, welches Frankreich schon seit langer Zeit in so großem Ansehen im Lande erhalten,

und

und auf seine Kosten unterhalten hatte. Sie sind die jungen Wölfe, welche der Cardinal von Ossat in seinen vortrefflichen Briefen so richtig geschildert hat. Unsere Könige haben leider die Prophezeihung nicht zu benutzen gewußt, welche Franz dem I. auf seinem Sterbebette, seinem Sohn Heinrich dem I. in folgenden Worten gegeben hat: „Wenn er das Haus von Guise, welches er zu sehr erhoben habe, nicht wieder herabsetzen würde, so werde es ihm fast alles nehmen, und seinen Kindern kaum das Hemd lassen." Wenn diese Voraussagung auch nicht buchstäblich eingetroffen ist; so weiß man doch, daß das Haus von Guise diese Absicht hatte, und alle mögliche Versuche dazu machte, ungeachtet es zu jeder Zeit von dem Hause Frankreich mit Reichthümern überschüttet, und auf alle Art unterstützt und empor gehoben wurde.

Ich werde hier die kurze Geschichte einer Verschwörung in der Franche-Comté einrücken, wiewohl sie erst einige Zeit nachher geschehen ist.

Diese wurde in Lothringen vorbereitet, und ging dahin, die Grundpfeiler des Staats anzugreifen. Fräulein von Lillebonne hatte ein Landgut an den Gränzen der Franche Comté. Auf diesem Landgut wurde von dem Amtmann, den Predigern und Officieren von Lillbonne die Verschwörung angelegt, welche sich in der ganzen Provinz ausbreitete. Man wußte Personen von allen drey Ständen dazu zu ziehen, und sogar die Parlaments-Glieder von Besançon dafür zu gewinnen. Es wären schon Maasregeln getroffen, die Garnison dieser Festung niederzumachen, sich der Festung zu bemächtigen, und die Provinz als ein ehemaliges Lehen und Eigenthumsgut des Reichs, zu Gunsten des Kaisers, zu einem Aufruhr zu bewegen. Die Nachbarschaft der Schweiz und des Rheins erleich-

 ter-

terte den Briefwechsel zwischen den Kaiserlichen und den Mitverschwornen, und wurde durch die Leute des Fräuleins von Lillebonne hin und her getragen.

Ein Perückenmacher, dessen Großvater bey der zweyten Eroberung der Franche-Comté, nützliche Dienste geleistet hatte, wurde von ihnen ausgeforscht und in das Complott gezogen. Dieser ab-r meldete es an Guerchois, welcher Oberaufseher von Alençon gewesen, und nun als solcher nach Besançon gekommen war. Guerchois ließ sich alles von ihm erzählen, und befahl ihm, in dem Complott der Mitverschwornen zu bleiben, um alles erfahren, und ihn davon benachrichtigen zu können. Durch ihn erfuhr er, daß Personen von allen Ständen an dieser Verschwörung Theil hätten, daß sie mit den Kaiserlichen in einem Einverständniß stünden, und daß eine große Anzahl des (durch so starke Auflagen gedrückten) Volks aus Verzweiflung zu einer fremden Macht übergehe.

Eben dieser Perückenmacher hatte sich so sehr das Vertrauen des Amtmanns von dem Fräulein von Lillebonne, und des Predigers aus dem Kirchsprengel, wo der Amtmann wohnte, zu erwerben gewußt, daß er bey einer mündlichen Unterredung, jenseits des Rheins, zwischen einem Kaiserlichen General und den vornehmsten Chefs ihrer Verschwörung, zugelassen, und von allen ihren Angelegenheiten und dem was in der Provinz vorging, unterrichtet wurde. Er erfuhr, daß eine starke Armee Kaiserlicher Truppen in der Franche-Comté einfallen, und, wenn sich ihr Hindernisse entgegensetzten, alles wagen sollte, um durchzudringen. Guerchois, welcher die Sache schon dem Grafen von Grammont communicirt hatte, der daselbst, ob er gleich aus der Provinz selbst war, mit Treue commandirte, glaubte, es sey keine Zeit zu verlieren. Er schickte einen Eilboten an den

Her-

Herzog von Harcourt, und einen zweyten an den König, jedoch ohne daß man zu Besançon etwas davon erfuhr, wo sie sehr kluge Maasregeln getroffen hatten.

So standen die Sachen, als wirklich ein starkes Detaschement von der Kaiserlichen Armee auf der andern Seite des Rheins herauf kam, um zu einem andern, zu gleicher Zeit aus Ungarn gekommenen Corps zu stoßen, welches Mercy anführte. Der Herzog von Harcourt vermuthete daher, sie würden die Belagerung von Hünningen nicht vornehmen, während doch der größte Theil der Kaiserlichen Armee unter der Anführung des Herzogs von Hannover, sich den Lauterburger Linien näherte und Miene machte, diese zu attakiren.

Harcourt hatte den Grafen von Bourg mit 10 Schwadronen und einigen Bataillons im Obern Elsaß gelassen. Dieser wurde indessen von dem Herzog von Hannover beunruhigt, welcher den wichtigen Plan auf die Franche-Comté ausführen und zugleich die Lauterburger Linien überfallen wollte, im Fall sie Harcourt zu sehr entblößen würde, um dem Obern Elsaß zu Hülfe zu kommen. Unter diesen Kriegsbewegungen benutzte Harcourt den großen Umweg, welchen, die von ihrer Armee detaschirten Kaiserlichen Truppen nehmen mußten, um an den obern Rhein zu kommen, wohin ihre Absicht gieng. Durch den Eilboten aus der Franche-Comté davon benachrichtigt, hielt sich Harcourt in scheinbarer Unruhe auf seinen Linien. Sobald er aber das kaiserliche Detaschement, von dessen forcirten Märschen er genau unterrichtet war, für entschlossen hielt, schickte er 8 Schwadronen und 5 oder 6 Bataillons an du Bourg, mit der Ordre, den Feind, er möchte schwach oder stark seyn, anzugreifen, so bald er ihm nahe kommen könnte. Unter-

terdessen gieng Mercy bey Rheinfeld, nicht weit von dem Schweizer-Gebiet, das er Miene machte zu verletzen, über den Rhein, während das kaiserliche Detaschement Anstalten machte, bey Neuburg eine Brücke zu schlagen, um dort über den Rhein zu gehen. Mercy erschien nahe bey Breisach, und war entschlossen, wo möglich, weiter vorzudringen, ohne die Ankunft der kaiserlichen Truppen erst abzuwarten, welche über die Brücke bey Neuburg für ihn anrückten. Harcourt, von allem genau unterrichtet, schickte zu dû Bourg, so schnell als möglich, noch zwey Dragoner-Regimenter, mit dem wiederhohlten Befehl, den Feind zu attakiren, er möchte stark oder schwach seyn. Diese kamen ihm sehr gelegen. Der Tag begann. Dû Bourg machte seine Anordnungen, um Mercy, den er nun erreicht hatte, anzugreifen. Er attakirte ihn, mit seiner erhaltenen kleinen Verstärkung, sehr heftig; brach in die Feinde ein, und in Zeit von anderthalb Stunden waren diese so gänzlich geschlagen, daß die Kaiserlichen sich in aller Schnelle, und nur mit großer Mühe, retten konnten. Das Gefecht war sehr blutig gewesen. Man hatte ihnen ihre Canonen, Geräthschaften, Schiffe, Fahnen und selbst den Wagen Mercys nebst dessen Schatulle genommen; Mercy hatte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferds zu danken, und flüchtete sich nach Basel, nachdem er, ob er gleich gefährlich verwundet worden war, bis auf den letzten Mann ausgehalten hatte. Dieser Mercy commandirte in der Folge die kaiserliche Armee in Italien, und kam in der Schlacht bey Parma um. Der Graf von Breuner wurde in dieser Schlacht im Elsaß getödtet, nebst einer großen Anzahl kaiserlicher Truppen, von denen 2500 gefangen genommen wurden. Man schätzte die Zahl der Todten auf 1500, über 1000 waren im Rhein ertrunken.

Der

Der König erhielt diese Nachricht zu Versailles, den 31. August.

Zwei Stunden nachher, als Mercy zu Basel angekommen war, schickte er einen Trompeter ab, durch den er sich nach einem lothringischen Offizier erkundigte, und zugleich bat, man möchte ihn, wenn er Gefangener seyn sollte, auf sein Ehrenwort an ihn ausliefern. Er war wirklich gefangen, und dû Bourg begieng die Unbesonnenheit ihn sogleich an Mercy abzugeben. Den folgenden Tag sandte Guerchois einen Eilboten an ihn, wünschte ihm zu seinem Sieg Glück, wodurch die Franche Comté gerettet, und Frankreich folglich aus einer großen Verlegenheit gezogen worden sey; zugleich gab er ihm auf, diesen Lothringer, wenn er gefangen seyn sollte, wohl zu bewachen. Es war zu spät. Der Lothringer war schon in Sicherheit. Mercy's Schatulle wurde an Harcourt, und von diesem an den König geschickt. Nach deren Eröffnung hatte man noch mehr Ursache die unvorsichtige Großmuth von dû Bourg zu bedauren.

Dû Bourg blieb noch einige Zeit am Oberrhein, wo er vollends, die von der gänzlichen Niederlage übrig gebliebenen feindlichen Truppen, vertrieb. Diese versuchten, so gut wie möglich, wieder über den Fluß herüber zu kommen. So endigte dieser Feldzug eben so ruhig, als er angefangen hatte. Dû Bourg wurde gleich nach seinem Sieg zum Ordensritter ernannt. Die Schatulle von Mercy enthielt mehr verborgene Geheimnisse, als bestimmte Thatsachen. Die Verschwörung, der ganze Plan, mit Truppen in die Franche-Comté einzufallen und es zu besetzen, war zwar darin geoffenbart, allein mit Auslassung aller Namen, und ohne einen bestimmten Beweis gegen den Herzog von Lothringen zu geben, der jedoch nach

aller

aller Wahrscheinlichkeit einen großen Antheil daran genommen hatte.

In den ersten Tagen des Maimonats war Vaudemont, unter dem Vorwand, die Brunnencur von Plombieres zu gebrauchen, mit seiner geliebten Nichte, dem Fräulein von Lillebonne, von Paris abgereißt, um sich nach Lothringen zu begeben. Sie hielten sich aber nachher öfter zu Lüneville auf, als zu Plombieres oder auch zu Comercy, und waren noch daselbst als die Schlacht vorfiel. Es gehörte wenig Einsicht dazu, um, wenigstens nach allem diesem, die Ursache einer so ungewöhnlich langen, und gerade zu dieser Zeit gemachten Reise, zu entdecken. Sie blieben noch einen Monat nachher in Lothringen, und um die Sache vollends aufs höchste zu treiben, reisten sie von dort ab, und kamen mitten in ihrer Reise zu Marly an. Die Welt erstaunte darüber; allein sie hatten sich so furchtbar gemacht, daß niemand sein Erstaunen laut werden ließ. Doch wurde Vaudemont vom König kalt und ernst empfangen.

Le Guerchois schritt indessen zu gerichtlichen Untersuchungen. Der Amtmann, die Dienerschaft, der Prediger rc. nahmen die Flucht. Sie sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Die Beweise gegen sie waren vollständig. Sie wurden vorbeschieden und da sie nicht erschienen, durch Rechtsurtheil verdammt. Ein verwegener Müller, welcher von ihnen nach Frankreich geschickt wurde, um ihnen Nachrichten zu bringen, wurde eingefangen und aufgeknüpft. Viele Personen von Stande hatten sich schon früher weggemacht; die Parlaments-Glieder wollte man nicht gern aufsuchen.

In der Schatulle des Mercy fand sich ein Aufsatz vom Prinzen Eugen an diesen General, welcher mehre-

mehrere geheimnißvolle verdächtige Stellen enthielt. Unter andern: Man müsse alles versuchen, um Frankreich ganz außer Stand zu setzen, Europa je wieder beunruhigen zu können; und wenn es nicht mit den Waffen durchgesetzt werden könnte, so müsse man dies durch andere Mittel zu bewürken suchen. Diese und andere Stellen, erweckten bey dem König und seinen Ministern mancherley Gedanken. Sie bereuten es in der Folge sehr, daß sie diesen Zug hatten bekannter werden lassen. Die Ausführung von dergleichen Planen gegen Frankreich war gar nichts ungewöhnliches. Beyspiele davon sind die Königin von Spanien, die Tochter von Monsieur, und der Chur-Prinz von Baiern, welcher mit Einwilligung von ganz Europa zum Thronerben der spanischen Monarchie erwählt war. Ich sehe also nicht, warum man den Inhalt der Schatulle so geheim hielt, da fast alle darin enthaltene Geheimnisse nicht genug enträthselt werden konnten.

Ich gehe wieder zu der militairischen Geschichte über, von der ich, wegen der Folge und des Zusammenhangs dieser Begebenheiten, ein wenig abweichen mußte.

Marlborough hatte nicht für nöthig gehalten, in einem Zeitpunkt, wo er darauf zählte, das Königreich werde, ohne alle Vertheidigungs-Mittel, von der Seite angegriffen werden, in Flandern etwas zu unternehmen. Vendome, verdrüßlich über die Zögerung, wollte das Ende des Feldzugs beschleunigen, und trennte seine Armee. Die feindliche blieb noch 8 Tage länger, und verursachte große Unruhe dadurch. Vendome wurde, ungeachtet seiner Uebereilung und seiner großen Nachlässigkeit, wodurch er sich und die ganze Armee aufs Spiel gesetzt hatte, dennoch vorzuglich gut aufgenommen.

Wil-

Villars's Feldzug am Rhein war sehr schön, aber mit Erpressungen und Plünderungen befleckt. Er nahm dem Volk ohne Schonung alles, und hatte auch darauf keine Rücksicht, daß es der König erfahren mußte. Sogar hatte er die Unverschämtheit, dem König zu melden: Er habe es so eingerichtet, daß Ihn seine Armee, während des ganzen Feldzugs, nichts koste; er hoffe aber auch, daß Er es nicht übel nehmen werde, wenn sie ihm dazu behülflich sey, einen kleinen Berg wegschaffen zu lassen, welcher ihm zu Villars die Aussicht verdunkle. Ein anderer, als Villars, wäre hierdurch beschimpft und verloren gewesen; allein er fürchtete nichts, und stand so sehr in Gunst, daß er alles wagen konnte.

11.

Der Herzog von Berwik, dessen Infanterie schwächer war als die feindliche, und der in einem bergichten Lande stand, war genöthigt ein wenig rückwärts zu gehen, um auf eine Ebene zu kommen, wo seine Cavalerie mehr agiren konnte. Asfeld hatte den ganzen Winter auf dieser Gränze gestanden, und nur mit großer Mühe war es ihm gelungen, seinen Truppen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Es war also dort schon alles aufgezehrt, da er aus der ganzen dortigen Gegend Lebensmittel hatte herbeyschaffen lassen. Dadurch war Berwik gezwungen gewesen, den Lebensunterhalt auf den Gebürgen zu suchen.

Die Feinde waren noch weit von ihm entfernt, versammelten sich aber bald, und rückten in forcirten Märschen gegen ihn an, um den Vortheil, welchen sie über ihn hatten, zu nutzen. Der Marquis von Las-Minas, ein Portugiese, commandirte ihre Armee, gemeinschaftlich mit Ruvigny, der sich Milord Galloway

way nannte; ein irrländischer Titel, welchen König Wilhelm ihm gegeben hatte. Dieser führte die Engländer an. Durch die rückwärts gemachte Bewegung wurde der Feind dreister, rückte dem Marschall immer näher, und folgte ihm endlich bis auf die Ebene von Valenzia. Berwik hätte sich damals gern in eine Schlacht eingelassen; allein er wußte, daß der Herzog von Orleans, welcher über Madrid gereist war, um den König und die Königin von Spanien zu besuchen, von dort abgereist war, um so schnell als möglich zu ihm zu kommen. Berwik war ihm in jeder Rücksicht untergeordnet. Der König hatte erklärt, daß er es bereue, dem Herzog von Orleans in Italien einen Vormund gegeben zu haben, durch welchen Italien, ungeachtet der Gegenwart des Herzogs, verloren wurde. Berwik wollte also nichts für sich allein thun, und nicht gerne bey einem Vorgesetzten, der in so großem Ansehn stand, dadurch verhaßt werden, daß er ihm eine Schlacht wegnähme. Er suchte daher nur immer, wie wohl sehr ungerne, der Verwegenheit des Feindes, der immer näher und näher kam, und ihn zu reizen suchte, auszuweichen und Zeit zu gewinnen.

Der Feind hielt die Nachgiebigkeit des Marschalls für gänzliche Schwäche, und drang endlich bis zu seinem Lager vor. Asfeld, welcher zuerst Nachricht hievon bekam, meldete es an Berwik, mit dem er sehr gut stand, sogleich, und nahm es auf sich, die nöthigen Anordnungen auf seiner Seite zu machen, um keine Zeit zu verlieren. Der Marschall versäumte auch nichts. Er kam in aller Schnelle angeritten, um die von Asfeld gemachten Dispositionen selbst zu sehen, war sehr damit zufrieden, und nun ganz zur Schlacht entschlossen.

Der Anfang war sehr glücklich; bald nachher entstand einige Unordnung unter unserm rechten Flügel, der ein fürchterliches Feuer auszuhalten hatte. Der Marschall eilte herbey, brachte ihn wieder in Ordnung, und bald darauf erklärte sich der Sieg für ihn. Das Treffen dauerte nicht 3 Stunden. Es wurde ein allgemeines und vollständiges. Den 25. April, 1707, Nachmittags um 3 Uhr hatte es angefangen, ernstlich zu werden. Die fliehenden Feinde wurden bis in die Nacht verfolgt, verloren alle ihre Canonen und Geräthschaften, nebst sehr vielen Leuten. Wir verloren wenig Truppen; an ausgezeichneten Offizieren aber den einzigen Sohn von Puysieux, welcher Infanterie-Brigadier und ein vielversprechender, sehr gebildeter Mann war, und Polastron, einen Obristen von der Krone. Alles war schon vorbey, als Graf von Hona, der sich mit 5 Bataillons in die Gebirge zurückgezogen hatte, wo es ihm an Wasser und Lebensmitteln fehlte, auch kein Mittel wieder herauszukommen übrig blieb, an den Marschall schickte und sich mit allen seinen Truppen als Kriegsgefangenen ergab. Der Marschall ließ sie durch einen Ober-Offizier abholen, und in sein Lager führen.

Man hatte im ganzen 8000 Kriegsgefangene; worunter 2 General-Lieutenants, 6 Feld-Marschälle, 6 Brigadiere, 20 Obristen, sehr viele Obrist-Lieutenants und Obristwachtmeister, und 800 andere Offiziere waren, nebst einer großen Menge Fahnen. Es waren 13 vollständige Bataillons.

Der Feld-Marschall Silly brachte diese Nachricht nach Etang, wo ich gerade war, und wohin die Herzogin von Berwik selbst von Marly gekommen war, weil Chamillart ihr eine große Collation gab. Ich war ganz erstaunt, als ich Silly so unvermuthet

er-

erblickte. Ich vermuthete, man habe eine glückliche Schlacht in Spanien geliefert, erkundigte mich sogleich nach dem Herzog von Orleans, und hörte mit Verdruß, daß er nicht zur Armee gekommen sey. Chamillart sagte diese Neuigkeit der Herzogin von Berwik; auch mir sagte er sie ins Ohr, und gleich darauf gieng er mit Silly weg, um sie dem König zu hinterbringen.

Madame kam sogleich zu der Frau von Maintenon, welche sehr betrübt war, als sie hörte, daß ihr Sohn nicht zur Armee gekommen war. Ein Musikus, der es zufällig gehört hatte, lief weg, um die Nachricht der Prinzessin von Conti zu erzählen, die ihm eine goldene Uhr, die sie selbst trug, zum Geschenk machte. Wer zu Marly war, kam zur Frau von Maintenon gelaufen. Der König kam voller Freude auch dahin, und erzählte alles was ihm Silly gemeldet hatte.

Den andern Tag kam der Herzog von Alba auf dem Spaziergang zum König, den er um Erlaubniß hiezu gebeten hatte, und wurde sehr gnädig von ihm empfangen. Den dritten Tag brachte eben dieser Gesandte, den Herrn von Valouse zum König, welcher als Stallmeister des Herzogs von Anjou, diesen nach Spanien begleitet hatte, und nun dort einer seiner vier Haushofmeister war.

Sobald nämlich Philipp der V. durch Ronquillo, welchen der Herzog von Berwik vom Schlachtfeld abgeschickt hatte, von dem Sieg bey Almanza benachrichtigt worden war; sandte er Valouse an den König ab, um ihm für seine Hülfstruppen und für den General zu danken, welcher sich derselben so rühmlich zu bedienen wisse. Bukley, der Bruder der Herzogin von Berwik, kam den Tag nach Valouse, brachte den umständlichen Bericht von der Schlacht, und

 wur-

wurde zum Brigadier ernannt. Silly war den 26ten April, den Tag nach der Schlacht, mit Tages Anbruch abgereist, und kam gerade hieher, ohne Madrid zu passiren. An demselben Tag (den 26.) traf der Herzog von Orleans bey der Armee ein, welche auf bequemen Wegen gegen Valenzia marschirte, und sich nicht von unsern Magazinen entfernte. Man erfuhr an diesem Tage, Galloway und Las-Minas seyen sehr gefährlich verwundet, und die ganze Armee zerstreut.

Der Herzog von Berwik gieng dem Herzog von Orleans mit einem starken Detaschement entgegen, fürchtete aber, nicht gut von ihm aufgenommen zu werden, weil er die Schlacht ohne ihn ausgeführt hatte. Nach der Schlacht bey Turin war dieser unangenehme Zufall für Orleans eine zweyte Mischung von Glück und Unglück anderer Art. Alle die ihn liebten, beklagten es, und sogar das Publikum schien Antheil daran zu nehmen. Die Offenheit, mit welcher der Herzog von Orleans dem Marschall begegnete, und daß er ihm sogleich sagte, er wisse schon, wie er alles mögliche gethan habe, um ihn noch zu erwarten, beruhigten diesen wieder. Er ließ ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren; dennoch war er über sein Unglück sehr betreten, das er auf alle Art zu vermeiden gesucht hatte, indem er bloß deswegen, gegen alle Schicklichkeit sich nicht zu Madrid verweilt hatte. Er war endlich mit Recht überzeugt, daß es unmöglich gewesen sey länger auf ihn zu warten, da der Feind sogar bis zum Lager des Marschalls vorgedrungen war, um ihn zu attakiren. Der Marschall war also völlig bey ihm gerechtfertigt, und von der Zeit an blieben sie herzliche Freunde.

Sie waren indeß nicht immer gleicher Meynung. Der Prinz war unternehmend, und zuweilen verwegen;

gen; er war der Meinung, man verliere durch zu weit getriebene Vorsicht, zu viele Gelegenheiten, bey denen man sich Ruhm erwerben und nützlich werden könne. Der Marschall hingegen war zwar von Natur unerschrocken, aber aus Verstand sehr bedächtlich; er wußte kaum je genug Vorsichtsmaasregeln und Hülfsmittel aufzufinden und bereit zu halten. In dieser Rücksicht paßten diese beyden Feldherrn nicht gut zusammen. Allein der Prinz hatte das wirkliche Commando, und der Marschall handelte mit einer so strengen Gewissenhaftigkeit, daß er sich begnügte, alle seine Gründe gegen eine Meynung, welcher er nicht beystimmen konnte, angegeben zu haben, und alsdann dennoch alles zur Ausführung beyzutragen. Er wurde dadurch nie mißmuthig, sondern unterstützte auch etwas, das gegen seine Meynung war, eben so eifrig und thätig. Bey unvorhergesehenen Schwierigkeiten sann er auf neue Mittel, ihnen abzuhelfen, und suchte von seiner Seite alles so gut anzuwenden, wie wenn er selbst der Urheber eines Plans gewesen wäre, welcher, unerachtet seiner Einwendungen, in Ausführung gesetzt wurde. Dieses Zeugniß hat ihm der Herzog von Orleans mehrere male gegen mich gegeben, und es ist um so bedeutender, da es von einem Manne kam, welcher neuerlich um die Hoffnung eines großen Siegs gekommen war, von Natur aber vielen Eigensinn und Eingenommenheit für seine eigene Meinung hatte. Nach den Schilderungen die mir dieser Prinz dennoch öfters von Berwick gemacht hat, war dieser sanft, zuverlässig, treu, und ein Mann der, ohne Rücksicht auf sich selbst, nur das Wohl der Sache wünschte, und sich, wo er es für nöthig hielt, unsägliche Mühe gab. Auch hat mir der Herzog von Orleans öfters gesagt, Berwik seye, ungeachtet sie im Kriege von ganz verschiedener Gemüthsart

 seyen,

seyen, dennoch ein Mann, wie er selten einen gekannt, und mit dem er im Kriege am liebsten zu thun habe. Meiner Meinung nach ein großes Lob für Beyde.

12.

Der Herzog von Orleans hätte den größten Vortheil aus der feindlichen Niederlage ziehen können, wenn er den Marschall von Berwik, mit einer mittelmäßigen Armee in Arragonien gelassen hätte, und mit dem übrigen Theil derselben zu dem Marquis von Florida gestoßen wäre, welcher an den Gränzer von Portugal stand. Die Feinde hatten daselbst weder Magazine noch Truppen, und der König von Portugal war unfähig, Widerstand zu leisten. Der Herzog von Orleans hätte also einen Umstand benutzen können, der sich ihm vielleicht nie wieder darbot; er hätte sich durch die leichte Eroberung eines Königreichs Ruhm erwerben, und Spanien von dieser Seite vom Krieg und den Feinden befreien können, wenn er Spanien durch ein so vortheilhaftes Land vergrößert und in den Stand gesetzt hätte, den Krieg dadurch zu endigen, daß er den nächsten Feldzug und die ganze Kriegsmacht nach Arragonien gezogen, wo er alsdenn nichts mehr hinter sich zu fürchten gehabt hätte. Dieß wäre in der That ein sicheres Mittel gewesen, den Krieg von Spanien in zwey Feldzügen zu endigen. Allein das Unglück wollte, daß die Ausführung dieses Plans durchaus unmöglich wurde. Auf der ganzen großen Route waren weder Magazine noch irgend eine Art von Lebensmitteln, weder regulirte Proviantlieferungen, noch ein Mittel, diesen Mangel zu ersetzen. In Arragonien selbst war der Mangel so groß, daß es auch mit einer siegreichen Armee die im Stande war zu agiren, doch ein Meisterstück der Betriebsamkeit war, die Belagerung von Lerida vorzubereiten,

reiten, nachdem erst noch die Feinde mehrere male in kleineren Corps geschlagen, und mehrere feste Plätze erobert worden waren.

13.

Nach langen und unglaublichen Bemühungen wurden die Laufgräben vor Lerida, in der Nacht, vom zweyten auf den dritten October, geöffnet. Asfeld, der beste Aufseher einer Armee, den man vielleicht finden konnte, besorgte Lebensmittel und Munition; und der Herzog von Orleans übernahm die Besorgung aller übrigen Belagerungserfordernisse. Er fand dabey so viele Schwierigkeiten jeder Art, daß er selbst Maschinen ausdachte, um das schwere Geschütz von der Stelle zu bewegen, seine Brücke über die Seger zu Stand zu bringen, und sie zum zweytenmal zu erbauen. Sie brach nämlich zusammen, so daß die Communication zwischen seinen Standlagern abgeschnitten war. Eine unglaublich mühselige Arbeit. Der freye Zutritt zu ihm, sein freundliches Betragen, die Sanftmuth, mit welcher er alles aufnahm, die Pünctlichkeit seiner Befehle, seine bey Tag und Nacht unermüdete Aufmerksamkeit auf alle Arbeiten, besonders auf die, welche am nächsten gegen die Laufgräben vorgerückt waren, seine Genauigkeit, nach allem selbst zu sehen, seine Billigkeit und zur rechten Zeit angewandte Freygebigkeit, machten, daß ihn jedermann verehrte, und aus allen Kräften seinen Willen zu erfüllen suchte. Dadurch wurde eine Unternehmung begünstigt, welche mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Nach Barcelona war dieses der Mittelpunct und Zufluchtsort der Aufrührer, welche sich als Leute vertheidig-

theidigten, die alles zu verlieren aber nichts zu hoffen hatten, den 13. October wurde die Stadt auch wirklich mit Sturm eingenommen, und während 24 Stunden der Plünderung überlassen. Sogar die dortigen Mönche, welche die Einwohner anfeuerten, blieben nicht ve schont. Die Garnison zog sich in das Schloß zurück, wohin die Bürger zugleich mit ihr sich einschlossen. Sie capitulirten erst den 11. November.

Nach einem so langen und beschwerlichen Feldzug, war es unmöglich, noch etwas zu unternehmen. So gerne auch der Herzog von Orleans noch die Belagerung von Tortosa gemacht hätte, mußte er sie dennoch auf das folgende Jahr aufschieben.

Der König erhielt diese Nachricht den 19ten; der Prinz, besonders aber der Herzog, einigermaßen auch der Prinz von Conti, waren eifersüchtig auf den Ruhm des Herzogs von Orleans. Der Herzog und die Frau Herzogin konnten sich nicht genug verstellen; der Prinz suchte auszuweichen. Der König, welchen ihre Verlegenheit belustigte, und der ihren Stolz kränken wollte, richtete das Gespräch bey der Tafel an den Prinzen, rühmte ihm die Wichtigkeit der Eroberung, und setzte ihm die Schwierigkeiten auseinander, mit welchen der Herzog von Orleans zu kämpfen gehabt hätte. Er lobte diesen, und sagte ohne alle Schonung: es gereiche ihm zum großen Ruhm, dort etwas durchgesetzt zu haben, wo der Prinz einst gescheitert habe.

Berwik wurde, nebst einem seiner Söhne, in die Classe der ersten Grandes erhoben; und, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, verband der König von Spanien diese Grandezza mit den Städten und dem Gebiete von Liria und Xerica in dem Königreich Valenzia, und machte diese ihm zum Geschenk.

Dieß

Dieß war ein Besitzthum von 40,000 Livres Einkünften, und gehörte zu jenen Domainen der Krone, welche ehemals die Appanage der Kinder von Arragonien ausmachten. Diese wohlverdiente Gnade war ohne Beyspiel. Der König, welcher dennoch einen Mann von solchen Verdiensten noch nicht genug belohnt zu haben glaubte, ernannte ihn auch zum Ritter vom goldenen Vließ.

14.

Philipp der V. benutzte den Zustand, worein die Angelegenheiten von Arragonien durch die Schlacht von Almanza gesetzt worden waren; so wie die Erfahrung, welche er in Rücksicht seiner Unterthanen, gemacht hatte, daß alle Beweise seiner Güte und Achtung, sie dennoch nicht zur Anhänglichkeit an ihn bewegen konnten.

Im folgenden Jahre fand der Herzog von Orleans, ungeachtet die Herzogin von Ursini nichts für ihn thun lassen wollte, dennoch Mittel, den Feldzug zu beginnen. Nach einigen unbedeutenden Siegen, schloß er den 12 Juny 1708 Tortosa ein. Die dortige Garnison bestand aus 9 Bataillons, 2 Schwadronen, und 2000 leichter Truppen. Vom 21. auf den 22. wurden die Laufgräben, in der Entfernung von einem halben Musketen-Schuß eröffnet. Das fast ganz felsigte Terrain, verursachte große Schwierigkeiten, die Herbeyschaffung der Lebensmittel aber, noch unendlich größere. Asfeld leistete damals wichtige Dienste, besonders in Rücksicht auf den Unterhalt der Leute. Ohne diesen wäre es vielleicht unmöglich gewesen, die Stadt einzunehmen.

In der Nacht vom 9ten auf den 10ten faßte man Posto auf dem bedeckten Wege. Die Belagerten vertheidig-

theidigten sich tapfer, versuchten einen Ausfall, wurden aber durch die Belagerer zurückgeschlagen. Den andern Tag öffneten sie ihre Thore, und capitulirten unter der Bedingung, vier Tage nachher auszumarschieren und nach Barcelona gebracht zu werden. Ungefähr die Hälfte der Garnison war umgekommen; der Herzog von Orleans hatte 600 Mann verloren.

Dieser mußte während des übrigen Feldzugs Starembergs Armee überall aufzusuchen, zu zerstreuen und zu verfolgen, ungeachtet er schwächer war als dieser. Dennoch mußte Spanien, nach dem Sprichwort jedes Jahr sein eigen Unglück erfahren.

15.

Der Herzog von Veragua war hart beschuldigt, er habe Sardinien dem Hause Oesterreich für Geld verkaufen wollen, und hatte deswegen die Stelle als Vice-König daselbst verloren. Dessen Sohn, der Marquis von la Jamaika, besaß eben so viel Verstand, Feinheit und Fähigkeiten als er, allein sein bucklichter, häßlicher Körper und sein gemeines, widriges Aeussere widersprach seinen Eigenschaften.

Spanien war in Verlegenheit, wem es Sardinien anvertrauen sollte. Es wurde dem la Jamaika angeboten, der es aber ausschlug. Man capitulirte mit ihm, und versprach ihm 100 tausend Thaler; allein, er wollte nicht abreisen, ohne sie vorher in Empfang genommen zu haben. Da sie ihm nicht baar ausbezahlt werden konnten, suchte man ihn auf eine andere Art zu befriedigen. Sardinien war reich an Getraide, man erlaubte ihm für 100 tausend Thaler zu verkaufen, und unter dieser Bedingung reiste er ab.

Barcelona und ganz Catalonien litten gerade großen Kornmangel; auf der ganzen Küste war kein Getraide; Genua war außer Stand, sie zu unterstützen; das Verbot, ihnen Korn zuzuführen, wurde so genau befolgt, daß man sich in Spanien von der Unzufriedenheit der erzherzoglichen Truppen und der Länder, welche dieselbe jetzt inne hatten, alles versprach.

La Jamaika benutzte diesen Umstand, und ließ ihnen im Ueberfluß Korn zuführen. Nicht zufrieden, sich durch den ihm erlaubten Korn-Verkauf von 100 tausend Thalern bezahlt gemacht zu haben, durch welchen der Erzherzog wieder neue Kräfte erhielt, wollte er auch noch diesen Handel weiter fortsetzen und allein betreiben. Diese Tyranney setzte Sardinien in Verzweiflung, da es ohne den Korn-Verkauf nicht existiren kann, und die Habsucht seines Vice-Königs nicht mäßigen konnte. Sardinien zog deswegen den Erzherzog ihm vor, und ließ sich in geheime Unterhandlungen mit ihm ein; so daß diese Eroberung dem Erzherzog nichts weiter kostete, als einige Schiffe abgehen und vor Claigley erscheinen zu lassen. In 24 Stunden war der Vicekönig verlassen. Er übergab die Insel dem Commandanten jener Schiffe für den Erzherzog, unter der ihm zugestandenen Bedingung, ihn und alle seine Geräthschaften, nebst allen, welche ihm folgen wollten, frey nach Spanien zu führen. Es schifften sich nur einige wenige von den Vornehmen mit ihm ein; ausser diesen niemand. Das Sonderbarste war, daß er zu Madrid mit Freudengeschrey empfangen wurde.

Ich muß zum voraus sagen, daß dieser Verlust nicht der beträchtlichste war, welchen Spanien in diesem Jahre erlitt. Der Chevalier Looke erschien im Monat October vor der Insel Minorka, welche sich eben-

ebenfalls sogleich dem Erzherzog ergab. Port-Mahon leistete wenig Widerstand; die Engländer wurden durch diese Eroberung und durch die von Gibraltar, Herrn vom Mittelländischen Meer, konnten dort mit ganzen Flotten den Winter zubringen, und alle Häfen Spaniens an diesem Meere blokiren. Es ist Zeit von Flandern zu sprechen.

16.

Prinz Eugen gieng den letzten Juni über die Mosel. Er schiffte seine Infanterie zu Coblenz ein, und marschirte gegen Mastricht. Zur nehmlichen Zeit entdeckte man eine Verschwörung zu Luxemburg. Einige Handwerker und andere gemeine Leute glaubten die Krankheit des Gouverneurs der Festung, Grafen von Hostel, welcher dem Tode nahe war, benutzen zu können, um den Feind einzulassen. Prinz Eugen hatte sich dazu in Bereitschaft gesetzt. Allein Generallieutenant Dony, der zugleich Lieutenant bey der Leibwache, ein sehr guter Officier und ein ganz wackerer Mann war, commandirte in Luxemburg unter dem Grafen vom Hostel. Er ließ einen Bäcker arretiren, der die Mitschuldigen entdeckte; diese wurden alle aufgehenkt.

17.

Berghenck suchte indessen Mittel, den großen Aufruhr in den spanischen Niederlanden zu benutzen. Er hatte ihn sehr gut eingeleitet, und nach aller Wahrscheinlichkeit würde die Sache gelungen seyn, wenn der Erfolg in Schottland unsern Erwartungen entsprochen hätte.

Der Obervogt von Gent, der bey der ganzen Stadt in großem Ansehn stand, hatte daselbst seine heim-

heimlichen Verständnisse fortgesetzt, und alles so vorbereitet, daß es nur noch auf die Ausführung ankam; während Bergheyck zu Brügge ähnliche listige Anschläge machte, so daß der doppelte Schlag auf einmal gelingen sollte.

In den beyden Festungen war nicht ein ganzes Bataillon; die dortigen Bürger aber waren gegen Spanien sehr gut gesinnt. Die Armee des Herzogs von Bourgogne schien indessen auf nichts weiter, als auf ihren Unterhalt bedacht zu seyn, um erwarten zu können, was die Feinde beginnen würden.

Den 3ten Julius wurde Artagnan, unter dem Vorwand Lebensmittel herbeyzuschaffen, mit einem starken Corps detaschirt; am Abend desselben Tags marschirte Chemeraut mit 2000 Cavaleristen und 2000 Grenadieren aus dem Lager von Bräune-Lallen ab, um an der Tübise Fütterung zusammen zu treiben. Die eigentliche Absicht aber war, eiligst nach Ninova zu marschiren. Er hielt dort einige Zeit still, und setzte alsdann seinen Marsch nach Gent fort. Den 4ten, Morgens 6 Uhr, stand er noch eine Meile von Gent, wo er Nachrichten von dem Brigadier der spanischen Truppen, la Faye, erhielt. Dieser meldete ihm: er seye den Abend vorher mit 60 verkleideten Offizieren und Soldaten von seinem Regiment von Mons abgegangen, und habe sich des Dammthores ohne große Mühe bemächtigt.

Chemeraut eilte hierauf mit seinen Truppen, so schnell als möglich, nach Gent, dennoch aber nicht so schnell, daß nicht la Faye in großer Gefahr, und der Obervogt mit seinen Bürgern in große Verlegenheit gerathen wäre. Endlich kam er an, und bemächtigte sich der Stadt, ohne einen einzigen Schuß zu thun; worüber ihm das Volk seine Freude bezeugte.

Eger

Chemeraut fand in der Stadt eine Menge schweres Geschütz und Munition. Er schickte den Chevalier von Nesle an den Herzog von Bourgogne ab, welchen er gegen Mittag antraf, gerade als er seine Armee an dem Fluß bey der Baumschule Halt machen ließ. Auf seine Nachricht setzte der Herzog sich sogleich in Marsch. Als der Vortrab bey der Mühle von Goiche ankam, erblickte man die feindliche Armee auf der Höhe von St. Martin-Lennek. Man glaubte sie werde uns während des Marsches attakiren. Die Cavallerie stellte sich in Schlachtordnung, um für die Infanterie zum Nachrücken indeß Zeit zu gewinnen.

Auf einmal sah man, daß die feindliche Armee stille stand, und sich lagerte. Unsere Armee zog sich hierauf nach der Dindre zu; die Feinde breiteten sich weiter aus, und marschirten hintennach. Die Arriere-Garde des Herzogs von Bourgogne gieng zu Ninova, den 6ten früh um 7 Uhr, über die Dindre; die ganze Armee fieng an sich zu lagern, der rechte Flügel bey Alloste, der linke an der Schelde und zu Seyelbelle.

Zwey Tage nachher capitulirte die Citadelle von Gent, und 300 Engländer zogen von dort ab. Gacé, der Sohn des Marschalls von Matignon, brachte dem König die erste Nachricht davon, und Fretteville, welcher zu gleicher Zeit von dem Grafen von la Motte abgeschickt wurde, meldete dem König: er habe mit eben so wenig Mühe Brügge erobert.

18.

Diese beyden, so leicht gemachten Eroberungen hätten dadurch vortheilhaft benutzt werden können, wenn man die Schelde passirt, Oudenarde abgebrannt, den Feinden das Land versperrt, und ihnen ihren Unterhalt erschwert hätte. Wir hätten für unsere Armee

Lebens-

Lebensmittel genug bekommen, weil sie uns zu Wasser und in guter Ordnung zugeführt werden konnten, in ein Lager, das nicht zu attakiren war.

Herr von Vendôme gab alles diß zu, und machte auch nicht eine einzige Einwendung dagegen; allein um diesen leicht thunlichen Vorschlag auszuführen, war es nothwendig, sich von der Stelle zu bewegen, und jenen Lagerplatz zu besetzen. Die einzige Schwierigkeit bey diesem Unternehmen war die persönliche Faulheit des Herrn von Vendome, welcher seiner Bequemlichkeit zu Hause pflegen, und ihrer so lange als möglich, genießen wollte. Ungeachtet den Vorstellungen des Herzogs von Bourgogne, die von der ganzen Armee, und sogar von den vertrautesten Freunden des General Vendôme's, unterstützt wurden, bestand er dennoch auf der Behauptung, diese Bewegung, von der man immer Herr bleibe, könne eben so gut noch aufgeschoben werden. Und dieser Grund blieb geltend.

Marlborough, welcher deutlich einsah, daß Vendôme nichts vortheilhafteres und wichtigeres thun konnte, als gerade dieß, sah auch eben so gut ein, wie viel daran gelegen war, zuvorzukommen und es zu verhindern. Um die nöthige Bewegung des Heers zu machen, konnte Vendôme einer geraden Linie folgen, und hatte höchstens noch 6 Meilen zu machen. Marlborough hingegen konnte ihn nur dadurch davon abhalten, daß er selbst einen Umweg von 25 Meilen machte. Die Feinde setzten sich dennoch so eilig und so geheim in Bewegung, daß sie schon 3 Eilmärsche gemacht hatten, ehe Vendôme eine Nachricht oder auch nur eine Vermuthung davon erhielt, unerachtet sie nicht weit von ihm zum Marsch aufgebrochen waren. Als er endlich davon unterrichtet wurde, verwarf er die Nachricht, nach seiner Weise; endlich überredete

redete er sich, er werde ihnen noch zuvorkommen, auch wenn er erst Morgen früh aufbreche. Vergebens drang der Herzog von Bourgogne in ihn, er möchte noch am nehmlichen Abend marschiren lassen; vergebens stellten ihm diejenigen, welche es wagen durften, vor, wie wichtig und nöthig es seye, dieß zu thun. Alles war fruchtlos. Unerachtet der wiederhohlten Nachrichten von dem feindlichen Marsch, war seine Nachlässigkeit so groß, daß man nicht einmal daran gedacht hatte, über den nahe vor dem Lager laufenden Fluß eine Brücke zu schlagen. Es hieß, man würde die ganze Nacht daran arbeiten.

Der damalige General-Lieutenant Biron, commandirte eines der Reservecorps, und stand in einiger Entfernung vor dem Lager, wo er von einer Seite mit dem Lager, von der andern mit einem etwas weiter detaschirten Corps in Communication stand. An demselben Abend bekam er Ordre, dieses am weitesten entfernte Corps zu sich stoßen zu lassen, und es, nebst dem Seinigen, zur Armee zu führen. Als er nahe beym Lager angekommen war, erhielt er den Befehl, sich über die Schelde an den Ort zu begeben, wohin die Armee, um den Fluß zu passiren, anrücken werde. Er gelangte an diesen Fluß, als man noch eben mit Errichtung der erwähnten Brücken beschäftigt war. Von Motel, dem Hauptmann der Guiden, einem sehr unterrichteten Manne, erfuhr er jetzt, welche Nachrichten sie endlich zum Ausbruch bestimmt hätten. So sehr Biron sonsther schon Vendôme's Nachlässigkeit kannte, so war es ihm dennoch dießmal über alles Erstaunen, zu sehen, daß die Brücken nicht von lange her, und auch jetzt noch nicht fertig waren, und daß auch in der ganzen Armee erst noch ein langwieriges Zurichten sich zeigte. Er eilte über den kleinen Fluß, um an die Schelde

Schelde zu kommen, wo ebenfalls die Brücken noch nicht fertig waren, auf denen er den Fluß hätte passiren können, um die jenseitigen Anhöhen zu erreichen. Dieß war Mittwochs den 11ten Juli, ungefähr Nachmittags um 2 Uhr.

Als er den Feind recognoscirt hatte, und die ganze feindliche Armee erblickte (der Nachtrab war bey Oudenarde, wo sie über die Schelde gegangen waren, und den Vortrab schon auf einem kleinen Umweg, durch welchen er Miene machte gegen ihn anzurücken); schickte er einen Adjutanten an Herrn von Vendôme, um ihn davon zu unterrichten, und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Vendôme, ärgerlich über eine Nachricht, die seinen vorhergegangenen Behauptungen so gerade widersprach, behauptete eigensinnig: es könne nicht wahr seyn! Als er eben heftig dagegen stritt, kam wieder ein von Biron abgeschickter Offizier, welcher die Nachricht bestätigte. Vendôme wurde noch ärgerlicher und beharrte auf seiner Behauptung. Eine dritte bekräftigende Nachricht von Biron machte ihn ganz wild, bewirkte aber doch endlich, daß er, wiewohl äußerst ungern, vom Tische aufstand.

Er setzte sich zu Pferd, behauptete, der Teufel müßte sie herbeygeführt haben, weil es sonst in dieser Geschwindigkeit unmöglich gewesen wäre, und schickte den zuletzt angekommenen Adjutanten an Biron zurück, mit der Ordre: er solle auf den Feind losgehen; Er selbst würde sogleich bey ihm seyn, um ihn mit Truppen zu unterstützen.

Dem Prinzen gab er auf, mit dem stärksten Theil der Armee langsam nachzufolgen, während er den Vortrab der Colonnen mit sich nehmen, und schleunigst zu Biron stoßen werde.

Biron postirte seine wenigen Truppen, so gut als es bey einem ungleichen, abgeschnittenen Terrain möglich war. Er besetzte ein Dorf und stellte seine Truppen hinter Hecken und an den Rand eines sehr tiefen, steilen Hohlgrabens. Nach diesem untersuchte er die rechte Seite, und sah die Spitze der feindlichen Armee ganz nahe vor sich. Er war entschlossen, die erhaltene Ordre zum Angriff zu befolgen, ob er gleich nicht den geringsten Erfolg von einem so höchst ungleichen Gefecht erwarten konnte, bey welchem beyde Parthien so gar in keinem Verhältniß standen. Allein ungeachtet er alle schlimme Folgen schon voraussah, wollte er es bloß thun, um sich gegen die Vorwürfe eines planlosen Generals zu decken, von welchem zu fürchten war, daß er alle Schuld auf ihn bey Hintansetzung seiner gegebenen Befehle werfen würde.

In diesem kritischen Moment kam Puysegur bey ihm an. Als dieser von den Umständen unterrichtet war, rieth er Biron drängend, er möchte sich wohl hüten, einen so gewagten Angriff zu unternehmen. Gleich nachher kam auch der Marschall von Matignon, welcher nach der Lage der Sachen, und nach dem, was er von Biron erfuhr, ihm ausdrücklich verbot, jenen Befehl zu befolgen, und davon sogar alle Verantwortlichkeit auf sich nahm. Während dieß vorging, hörte Biron ein starkes Schießen auf seiner linken Seite, jenseits des Dorfs. Er eilte hinzu, fand die Infanterie im Gefecht, und unterstützte sie mit seinen wenigen Truppen so gut er konnte, indeß die Feinde auf der linken Seite immer mehr Platz gewannen.

Der Hohlgraben, welcher schwer zu passiren war, hielt sie auf und ließ Vendôme Zeit, selbst anzukommen. Die Truppen, welche er mitbrachte, waren außer Athem. So wie sie ankamen, warfen sie sich

in Gehäge, fast alle in Colonnen, so wie sie kamen. Auf diese Art hielten sie den feindlichen Ausfall und ein Gefecht aus, welches immer hitziger wurde, ohne daß es möglich war, sie nur irgend in eine Ordnung zu stellen. So kamen denn immer nur die Spitzen der Colonnen in einem sehr beschränkten Terrain gegen den Feind zum agiren; dieser aber, welcher in Linien und in Ordnung stand, konnte die Unordnung unserer erschöpften Truppen und den leeren Raum auf beyden Seiten der zwey Colonnenspitzen benutzen, der nur nach und nach ausgefüllt wurde, so wie ebenfalls athemlose neue Truppen nachrückten. Diese mußten, sobald sie angekommen waren, einen starken Angriff aushalten und zugleich sich in eine zweyte Linie oder den andern an die Seite stellen, so daß sie dieselbe oft selbst niederwarfen. Durch ihr unordentliches Ankommen wurden sie genöthigt, sich wieder hinter andern Gehägen zu sammlen, weil die Eile, mit welcher unsere Truppen vorrückten, bey einem so abgeschnittenen Terrain, eine Verwirrung verursachte, aus der sich niemand zu helfen wußte. Hieraus entstand noch das Nachtheilige langer Zwischenräume unter ihnen; die Pelotons wurden erst weit zurückgeschlagen, ehe sie von andern unterstützt werden konnten, die dadurch, daß sie wieder in der nehmlichen Unordnung dazu kamen, die Confusion nur noch vermehrten, ohne viel dazu beyzutragen, daß die Erstern hinter ihnen sich wieder formiren und an einander anschließen konnten, um aufs Neue ins Gefecht vorzurücken. Die Cavalerie und die königlichen Haustruppen geriethen unter die Infanterie. Dadurch entstand eine solche Verwirrung, daß unsere Truppen einander nicht mehr erkannten.

Der Feind bekam indeß Zeit den Hohlgraben hinlänglich mit Faschinen auszufüllen, um darüber zu ge-

 hen,

hen, und durch den Nachtrab ihrer Armee unsern rechten Flügel umgehen, seine Spitze erreichen und ihm in die Flanken fallen zu lassen, da dieser am weitsten ausgebreitet war und noch am wenigsten gelitten hatte, weil er auf einem gleicheren Terrain stand.

Gegen diesen rechten Flügel zu waren die Prinzen, welche man lange bey der Mühle Royenghens Capel aufgehalten hatte, um erst über diese sonderbare Schlacht, von der so wenig gutes zu hoffen war, sich mehr Licht zu verschaffen. Sobald unsere Truppen sahen, daß von dieser rechten Seite her eine weit größere Anzahl auf sie herfalle und ihre Flanken attakire, wandten sie sich mit solcher Schnelligkeit nach dem linken Flügel, daß die sämmtliche Dienerschaft aus der Suite der Prinzen und ihr ganzes Gefolge in größter Bestürzung, Eile und Confusion auf die Prinzen selbst losstürzte, und diese mit vieler Unanständigkeit und Eile, blos nach dem Zufall, gerade mitten in das Gefecht der linken Seite fortriß. Die Prinzen blieben daselbst mit großer Standhaftigkeit auf den gefährlichsten Plätzen und zeigten viele angebohrne Tapferkeit und Kaltblütigkeit. In dieser mißlichen Lage sprachen sie den Truppen Muth ein, lobten die Offiziere, fragten die vornehmsten darunter, was sie zu thun für gut fänden, und eröffneten Herrn von Vendôme ihre eigene Meinung.

Nachdem die Feinde unsern rechten Flügel zurückgetrieben hatten, wurden sie selbst durch das ungleiche Terrain, auf welches sie beym Vorrücken kamen, aufgehalten. Dadurch gewann unser rechter Flügel Zeit, sich wieder zu besinnen, aneinander anschließen, und unerachtet dieser großen Erschütterung ihnen Widerstand zu zeigen. Allein diese Anstrengung konnte nicht lange dauren. Es war keiner unter ihnen, der nicht

persönlich

persönlich Gefechte ausgehalten hatte; keiner, der nicht durch Müdigkeit und Muthlosigkeit erschöpft war. Die unerhörte allgemeine mit jedem Augenblick zunehmende Verwirrung wurde endlich so groß, daß keiner seine Truppe erkannte, und kein einziges Bataillon, keine einzige Escadron mehr beysammen war.

Die königlichen Haustruppen verdankten ihre Rettung dem Versehen eines feindlichen Offiziers, welcher den rothen Truppen eine Ordre zu bringen hatte und die Unsrige dafür ansah. Er wurde gefangen genommen, und, weil er sah, daß er die Gefahr mit ihnen theilen müßte, benachrichtigte er sie, daß sie eingeschlossen würden, und zeigte ihnen den Plan dazu. Alle waren darüber bestürzt und besprachen sich noch über Mittel, den Rückzug zu machen, als der Vidame von Amiens, welcher noch nicht lange zum Marschall ernannt worden war, und daher noch wenig zu bedeuten hatte, ihnen bewies: daß sie während dieser Deliberationen wirklich eingeschlossen werden würden. Als er sie noch immer unentschlossen sah, ermahnte er sie, ihm zu folgen, wandte sich gegen die Chevaux legers von der Garde, deren Hauptmann er war, und rief ihnen, als würdiger Bruder und Nachfolger des Herzogs von Montfort, zu: Mir nach! An ihrer Spitze drang er durch eine Linie der feindlichen Reuterey, und hinter dieser durch eine Linie von Infanterie, welche Feuer auf sie gab, sich aber doch öffnete, so daß er durchkommen konnte. Die königlichen Haustruppen benutzten sogleich diese kühne Bewegung und folgten ihm nach, so wie auch die übrigen Truppen, welche dort standen. Alle diese machten ihren Rückzug in guter Ordnung bis nach Gent, immer unter Anführung des Vidame, welcher dadurch, daß er hier zur rechten Zeit mit Entschlossenheit, Klug-

 heit

heit und Muth gehandelt hatte, einen beträchtlichen Theil der Armee rettete.

Die übrigen Reste des Heers zogen sich zurück, so gut sie konnten, das heißt in solcher Confusion, daß der General Lieutenant, Chevalier dû Rozel, welcher gar keine Nachricht davon gehabt hatte, sich am Morgen des andern Tags mit hundert (?) Schwadronen gänzlich vergessen sah. Seinen Rückzug so ganz verlassen und bey Tage zu machen, war mit großen Schwierigkeiten verbunden; allein er konnte den Posten, welchen er inne hatte, nicht bis in die Nacht hinein behaupten, und war also genöthigt, sich in Marsch zu setzen. Auch Rangis, der kürzlich Feld-Marschall geworden war, bemerkte zerstreute Pelotons von Grenadieren, traf auch auf einzelne zurückgebliebene Soldaten. Aus eigenem Antrieb sammelte er von diesen bis auf 15 Compagnien, und machte auf diese Art mit diesen Grenadieren die Arriere-Garde von der Colonne des gänzlich verlassenen Chevalier dû Rozel. Die Feinde kamen durch die Hecken und über einen kleinen Fluß, um sie öfters zu attakiren. Man hielt sich immer tapfer gegen sie, ungeachtet man einen Marsch von 2 Stunden machen mußte, der ein beständiges Gefecht war. Endlich zogen sie sich durch abgelegene Wege zurück, welche dem Chevalier dû Rozel, als einem erfahrnen Krieger, bekannt waren. So kamen sie im Lager an, wo man ihretwegen seit 14 bis 15 Stunden in großer Besorgniß gewesen war, weil man gar nichts von ihnen wußte.

Der Herzog von Bourgogne passirte Gent, ohne sich dort aufzuhalten, und marschirte mit dem Vortrab der Truppen bis Lawendeghem, wo er sein Hauptquartier nahm, und sein Lager hinter dem Canal von Brügge ausdehnte, um seine Truppen in Sicherheit und

und bey reichlicher Nahrung ausruhen zu lassen, bis man weiter etwas beschließen und die Vereinigung mit Berwik machen könnte.

Ich fahre fort bloß die Thatsachen zu berichten. Herr von Vendôme kam Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, ganz von der Armee getrennt, zu Gent an. Dort fand er Truppen, welche eben in die Stadt hineinzogen, hielt einen Augenblick mit der kleinen Suite, die er bey sich hatte, still, stieg ab, zog seine Ueberhosen ab, und warf seinen Sattel auf die Seite hin, um den vorbeygehenden Truppen zuzusehen. Gleich nachher gieng er in die Stadt und legte sich, ohne auch nur zu fragen was vorgehe, zu Bette, wo er über 30 Stunden liegen blieb, um von seinen Strapazen auszuruhen. Endlich erfuhr er von seinen Leuten, die Armee stehe zu Lawendeghem; allein er nahm weiter keine Notiz davon, und war auf nichts bedacht, als sich zu Gent, wo er mehrere Tage nach einander blieb, recht wohl seyn zu lassen.

Man suchte den Verlust, welchen diese Schlacht verursacht hatte, so viel möglich, zu verbergen. 4000 Gemeine und 700 Offiziere, worunter Biron war, hatte der Feind gefangen genommen, ohne die, welche man erst nachher erfuhr; denn die Truppenzerstreuung war unglaublich.

Sobald der Herzog von Bourgogne zu Lawendeghem angekommen war, schrieb er dem König nur in wenigen Worten, und überließ dem Herzog von Vendôme den umständlichen Bericht von der Schlacht. In einem Briefe an seine Gemahlin war er weniger behutsam. Er meldete ihr: der gewöhnliche Eigensinn und die Sorglosigkeit dieses Generals, welcher sie gezwungen habe, wenigstens 2 Tage später zu marschi-

 ren,

ren, als sie gesollt hätten, seyen die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses. Ein anderer seines Gleichen würde ihm das Handwerk verbieten: ihn aber hielten ausdrückliche Befehle, denen er blind gehorchen müsse, davon zurück. Er begreife weder den Angriff, noch die Schlacht, noch den Rückzug, und sey so aufgebracht, daß er gar nichts mehr darüber sagen möge.

Der Eilbote, welcher diese Briefe brachte, hatte, da er über Gent kam, auch einen von Herrn von Vendôme mitgenommen, worin dieser den König überreden wollte, die Schlacht seye nicht nachtheilig gewesen. Nachher schickte er einen zweyten an den König, und erklärte ihm ganz kurz: Er würde, wenn man ihn unterstützt hätte, die Feinde geschlagen und noch den Tag nachher völlig gesiegt haben, wenn man nicht gegen seine Meinung den Rückzug gemacht hätte. Den umständlichen Bericht darüber überlaße er dem Herzog von Bourgogne. Da dieser immer von dem einen dem andern übertragen wurde, und also ausblieb, wurde die Neugierde noch mehr gereizt. Man suchte die Geschichte in einer Dunkelheit zu lassen, die für Vendôme vortheilhaft war, für Bourgogne aber sich damit endigte, daß er die Gnade eines erbitterten Monarchen verlor, welchem, unter einer geheuchelten Sorglosigkeit, seine Ohnmacht, den Feinden Widerstand zu leisten, mit jedem Tage fühlbarer wurde.

19.

Sogleich nach der Schlacht verabredeten sich die Prinzen mit Herrn von Vendôme, was zu thun sey. Dieser war wüthend, sich so gewaltig verrechnet zu haben, und stieß jedermann vor den Kopf. Der Herzog von Bourgogne wollte reden, allein der äusserst herrschsüchtige

tige und erzürnte Vendome gebot ihm, zu schweigen, und sagte in einem stolzen Ton, in Gegenwart aller: „Er möchte sich erinnern, daß er nur unter der Bedingung hier seye, um ihm zu gehorchen.“ Diese stolze Aeusserung, gerade zu einer Zeit, wo man die Folgen einer gegen seine Faulheit und seinen Eigensinn beobachteten Nachgiebigkeit, woraus dieses Unglück entstanden war, so schwer fühlte, empörte alle, welche zugegen waren. Der junge Prinz, an den sie gerichtet waren, gewann bey dieser Gelegenheit einen grösseren Sieg über sich selbst, als der Feind über ihn erhalten hatte. Er fühlte, daß man es entweder aufs äusserste treiben, oder ganz schweigen müsse, und war genug Herr über sich selbst, um das Letztere beobachten zu können.

Vendome fing an, über die Schlacht zu sprechen, und wollte beweisen, daß sie nicht verloren sey, die Hälfte der Armee nicht gefochten habe, und man einzig darauf denken müsse, sie den andern Morgen wieder anzufangen; daß man daher die Nacht benutzen, auf demselben Posten, wo man seye, bleiben, und sich so viel möglich noch mehr in Vortheil zu setzen suchen solle. Stumm hörten alle Anwesenden einem Manne zu, welcher keinen Widerspruch vertragen konnte, und unverschämt genug war, einen eben so unverzeihlichen, als unglaublichen Ausfall gegen den gewissen Erben der Krone zu machen, womit er deutlich bewies, was diejenigen zu erwarten hätten, welche es wagen würden, etwas anders als Beyfall gegen ihn zu äussern. Das Stillschweigen dauerte fort. Niemand konnte ein Wort hervorbringen.

Endlich unterbrach es der Graf von Evreux, durch Lobsprüche auf den Herzog von Vendome, seinen nahen Verwandten und Begünstiger. Man wunderte

 sich

sich blos deswegen darüber, weil der Redende nur Feldmarschall war. Indessen liefen von allen Orten Nachrichten ein, die Unordnung sey aufs höchste gekommen. Puysegur, welcher von den königlichen Haustruppen abgeschickt war, stattete einen Bericht hierüber ab, gegen welchen keine Einwendung möglich war, und den der Marschall von Matignon kühn unterstützte. Souternon kam von einer andern Seite her und brachte eine ähnliche Nachricht. Endlich kamen auch Cheladet und Puygüpon dazu. Alle bemühten sich insgesammt, Vendome einen Entschluß abzunöthigen. Da er so vielen überzeugenden Nachrichten nicht länger widerstehen konnte; schrie er ganz wüthend: Meine Herrn, ich sehe daß sie es alle wollen; man muß sich also zurückziehen. Auch, fügte er hinzu, indem er den Herzog von Bourgogne ansah, haben Sie, gnädiger Herr, schon lange Lust dazu gehabt. Diese unverkennbar doppelsinnige Worte, welche man in der Folge zu unterdrücken suchte, wurden wörtlich so gesprochen, wie ich sie hier einrücke, und sind mehreren von den Umstehenden, die wohl wußten, was der General damit sagen wollte, im Gedächtniß geblieben.

20.

Der Herzog von Berwik, welcher zu Douay stand, war zu spät angekommen, um die Provinz Artois von Streifereien und Contributionen befreyen zu können. Seine Gegenwart half zu nichts mehr, als daß die Feinde sich, aber in guter Ordnung, zurückziehen mußten, ohne daß man ihnen wieder etwas von ihrer Beute abjagen konnte. Sie zogen 3 Millionen, 5mal hundert tausend Livres, aus diesem unglücklichen Lande, und foderten den größten Theil dieser Contributionen an Provision; woraus man sah, daß sie im Sinne hatten eine große Belagerung zu machen.

Der

Der Prinz Eugen, welcher wieder zu seiner Armee kam, nachdem er sich lange in Brüssel aufgehalten, hatte dort Anstalten zu sehr starken Transportieren gemacht. Wenigstens 50 Wagen ausser den schweren Bagagewagen der Armee wurden leer abschickt, um sie beladen mit der nöthigen Convoyierung zurückzubringen. Als alles in Ordnung war, begleitete Prinz Eugen diese Fuhren mit seiner Armee bis zur Armee des Herzogs von Marlborough, mit unendlicher Mühe und Vorsicht.

So große Vorbereitungen, so schwere und mühselige Märsche, konnten unsrer Armee nicht unbekannt bleiben. Der Herzog von Vendome wollte die Gelegenheit benutzen, und sie mit der Hälfte seiner Armee attakiren. Der Plan war gut, und versprach einen glücklichen Erfolg. In diesem Fall wäre die Action für uns eben so rühmlich als vortheilhaft gewesen. Die Feinde hätten alle Vortheile ihres Siegs wieder verloren, da der Verlust dieser beträchtlichen Vorräthe, die uns sehr zu statten gekommnen wären, bedeutende Folgen für sie gehabt hätte, indem ihre Belagerung dadurch vernichtet gewesen wäre, und sie für den übrigen Feldzug, ohne allzugroße Schwierigkeiten, nichts mehr hätten unternehmen können. Sie hatten die Absicht, eine von den 4 Festungen (Ypern, Mons, Lille oder Tournai) zu erobern; und nichts war wichtiger als dieß zu verhindern.

Der Herzog von Bourgogne widersetzte sich dennoch dem Angriff ihrer Convoy. Seine Meynung wurde von einigen unterstützt, von einer weit größeren Anzahl aber verworfen. Herr von Vendome, welcher so sonst eigensinnig war, und so sehr auf den Gehorsam im Dienst hielt, als die Bedingung, unter welcher der Herzog von Bourgogne den Ehrentitel, als Chef

seiner Armee erhalten hatte, erinnerte sich bey dieser entscheidenden Gelegenheit nicht mehr daran. Er sagte seine Meynung, gab aber sogleich nach; und ließ die Convoy ruhig passiren. Seine Absicht war nicht, einen schönen und vortheilhaften Feldzug zu machen; sondern dem Prinzen zum unwiederbringlichen Verlust zu verhelfen. Sein Eigensinn und seine Kühnheit bey Oudenarde hatten dieselbe Wirkung, wie hier seine Nachgiebigkeit.

Herr Boufflers erhielt mit vieler Mühe die Erlaubniß vom König, sich in diejenige Festung werfen zu dürfen, welche belagert werden würde; sie gehörten alle in sein Gouvernement. Die Vertheidigung von Namur war Bürge für die, welche Boufflers nun anderswo durchführen würde. Zu Lille hatte er genug Munition und Lebensmittel, viel schweres Geschütz, drey trefliche Ingenieurs, 19 Bataillons, auch noch 2 von Invaliden, einige Cavalerie, besonders ein Regiment Dragoner. Ausserdem hatte er noch 3000 junge Leute aus der Stadt und Gegend zusammengebracht welche sich freywillig angeboten hatten, bey der Belagerung zu dienen. Die Feinde führten gleich anfänglich 110 Canonen und 50 Mörser dahin.

21.

Es war übrigens wahr, daß der größte Theil der zu Lille befindlichen Truppen Neulinge waren, die noch keinen Schuß gehört hatten; daß man nicht hinlänglich Pulver hatte, und es ausserdem noch an mancherley Dingen fehlte, denen man innerhalb der Zeit welche der Feind um diese Festung zu umgehen, nöthig hatte, wohl hätte helfen können.

Den 12ten August wurde die Festung eingeschlossen. Prinz Eugen, welcher die Belagerung commandierte,

dierte, öfnete den 21ten die Laufgräben. Der Herzog von Marlborough commandirte die Observations-Armee. Er ging über die Schelde, um die Vereinigung des Herzogs von Bourgogne mit dem Herzog von Berwik, dessen Armee immer zu Lawendeghem stand, zu hindern.

Auf wiederhohlte Befehle des Königs setzte diese sich endlich in Marsch und der Herzog von Bourgogne kam, Mittwochs den 28ten August gegen Mitternacht, mit seiner Armee zu Ninova an. Am andern Tag, den 29sten empfieng ihn der Herzog von Berwik, Morgens gegen 9 Uhr, mit einer kleinen Anzahl der Vornehmsten von seinem Corps, welches er bey Garamache gelassen hatte, und das sich den 30. bey Lessina auf ihrem Marsch mit der großen Armee vereinigte.

Nach dieser Vereinigung konnte es nicht leicht eine furchtbarere Armee geben. Sie bestand aus 198 Schwadronen, 42 von Dragonern und 130 Bataillons, ausser den Truppen welche in den Festungen und auf Posten standen, und denen die seit der Action bey Oudenarde noch nicht wieder zurückgekommen waren. Alle Corps waren von den ausgezeichnetsten größtentheils alten und auserlesenen Truppen. Sie waren mit Lebensmittel und schwerem Geschüz doppelt versehen; hatten Ueberfluß an Geld, so wie an allen übrigen Dingen. Es fehlte ihr nichts zur Bequemlichkeit; sie befand sich in einem guten Lande, nahe bey unsern Festungen. Sie hatte 23 General-Lieutenants, 25 Feld-Marschälle, 77 Brigadiere. Kurz, sie war so vollkommen, als es seit undenklichen Zeiten keine Armee gewesen war. Hiezu kam noch daß unter den Truppen eine allgemeine Begierde sich zu schlagen, herrschte.

Man sollte ein vollständiges Journal von dieser großen Belagerung schreiben, um die Wunder der Geschick-

schicklichkeit und Tapferkeit aufzuzeichnen, welche bey ihrer Vertheidigung geschahen. Man machte häufig Ausfälle; jeder Zoll Landes mußte erst erfochten werden. Endlich aber zeigte sich Mangel an Pulver.

Der Marschall von Boufflers gab öfters Nachricht, wie es bey ihm stand. Man dachte darauf, der Festung, wo möglich, etwas beyzubringen. Der Feld-Marschall, Chevalier von Luxemburg, nunmehriger Marschall von Frankreich, bekam den Auftrag hiezu. Er marschirte von Douay aus, und vollzog den Auftrag, in der Nacht vom 28ten auf den 29ten October mit möglichster Tapferkeit. Er warf sich mit 2000 zu Pferde, von denen jeder eine Flinte anstatt einer Musquete, und 60 Pfund Pulver hinter sich hatte, in die Festung. Zwey Infanterie-Regimenter, welche sich mit ihnen in die Festung werfen sollten, konnten nicht durchdringen; doch war wenig Verlust dabey.

Eine Action vom 9ten auf den 10ten October war ausserordentlich lebhaft, und seit dem Anfang der Belagerung das 15te große Gefecht.

Zugleich suchte man auf alle Art die Zufuhren für den Feind, von denen aber doch schon eine vor der Festung angelangt war, zu verhindern. La Connelaye, Hauptmann bey der Garde, welcher zu Nieuport commandirte, erhielt deswegen damals Befehl, die Schleußen zu öffnen. Man hoffte durch die Ueberschwemmung die Zufuhren, welche der Feind nur von Ostende her erhalten konnte, abzuhalten, oder sie wenigstens zu einem großen Umweg zu nöthigen, so daß die, an den Chevalier von La Motte abgeschickten Truppen, welche ihnen den Weg abschneiden sollten, Zeit gewinnen könnten, dahin zu kommen und sie abzuschneiden. Der Herzog von Berwik ging mit 40 Bataillons und

und 50 Schwadronen nach Brügge. Indessen fanden die durch die Ueberschwemmung aufgehaltene leere Wägen dennoch Mittel durchzukommen, und gelangten zu Ostende an. Nun beruhte alles auf ihrer Rückkehr. Sie machten diese mit der größten Vorsicht, suchten nur nach und nach näher zu kommeu, und als sie nahe genug waren, vollends mit offenbarer Gewalt durchzudringen. Die vornehmsten Offiziere drängen in Berwik, welcher nun nahe genug stand: er möchte selbst die Convoy attakiren; allein er brachte sie sogleich zum Schweigen, indem er ihnen die bestimmte Ordre von Hof vorwies, nach welcher diese Expedition La Motte aufgetragen war. Dieser war ein eingeschränkter Mann, und vielleicht der eigensinnigste unter den Generallieutenants. Die Feinde hatten den Posten bey Winendal verschanzt, um den Weg, welchen ihre ungeheuer starke Convoy nehmen mußte, zu decken. La Motte glaubte etwas großes zu thun, wenn er diesen Posten attakirte. Candogau vertheidigte ihn aufs Beste, trieb La Motte zurück, machte einen Ausfall auf ihn und schlug und zerstreute ihn mit halb so viel Truppen als La Motte hatte. Die Convoy kam indessen im Lager des Prinzen Eugen an, wo es an allem gefehlt hatte, und nun auf einmal wieder Ueberfluß, Freude und Muth herrschte.

Der König wollte Lille durchaus zu Hülfe kommen, und hatte daher Vendôme ausdrücklichen Befehl gegeben, sich mit Marlborough in eine Schlacht einzulassen, und die Einnahme dieses so wichtigen Platzes durch das äußerste zu verhindern. Allein Vendome verfolgte nur immer seinen Vorsatz, den Herzog von Bourgogne unglücklich zu machen. Er suchte also die Ausführung der Ordre immer aufzuschieben und den König durch Hoffnungen zu unterhalten, die er zu realisiren nie im Sinne hatte.

Lille

Lille fiel, ungeachtet seiner Versprechungen. Der Feind hatte daselbst den 20. und 21. drey neue Breschen (Sturmlücken) gemacht. Es fehlte den Belagerten an Pulver und Munition. So viele unübersteigliche Hindernisse bestimmten endlich den Marschall von Boufflers, mit Beystimmung seiner ganzen braven Garnison, Schamade zu schlagen. Alles, was er verlangte wurde ihm gewährt und die Capitulation den 24ten October, nachdem die Laufgräben seit zwey Monaten geöffnet gewesen, unterzeichnet.

Es war sonderbar, daß der Herzog von Boufflers die Erlaubniß erhielt, die Capitulation erst an den Herzog von Bourgogne schicken zu dürfen, mit der Bedingung, daß sie nur, wenn dieser sie genehmigte, gültig seye. Coetquen bekam den Auftrag, sie ihm in sein Lager, unter Tournay, zu überbringen. Der Herzog von Bourgogne spielte gerade Volant, als der Offizier ankam, und war von dieser traurigen Begebenheit schon unterrichtet. Er ließ sich dadurch nicht stören, sondern endigte seine Parthie, indeß sich Coetquen entfernte, um alles zu sehen, was er wollte.

Abends den 26ten zog sich der Marschall von Boufflers in die Citadelle. Er bot den Soldaten, welche dahin bestimmt waren, an, denen den Abschied zu geben, welche nicht mit ihm hineingehen wollten. Keiner nahm es an. In der Nacht vom 29ten auf den 30ten October wurden die Laufgräben vor der Citadelle geöffnet. Den 7ten November attakirte der Feind den bedeckten Weg am Fuß des Glacis, wurde aber mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen.

Indessen wurde die Provinz Artois sehr von den Feinden beunruhigt. Cheladet marschirte mit 20 Schwadronen dahin, und nöthigte sie ihr Vorhaben aufzu-

aufzugeben und die Bassée zu verlassen, wo sich der Prinz von Auvergne verschanzt hatte. Allein es kostete dem Lande viel.

In den ersten Tagen des Dezembers hatte der Marschall nur noch 20 Milliers Pulver, wenig Munition und noch weniger Lebensmittel. Alle Pferde in der Stadt und in der Festung waren aufgezehrt. Boufflers, welcher sich nur durch Thätigkeit und Vorsicht von Andern unterscheiden wollte, aß immer selbst Pferdefleisch, so lange die übrigen zu diesem Hülfsmittel genöthigt waren.

Immer erfand er Mittel Nachrichten abschicken, und wieder welche erhalten zu können. Da der König von den Umständen unterrichtet war, schickte er ihm eigenhändig die Ordre sich zu ergeben; allein Boufflers hielt sie geheim, und suchte es, so lang als möglich, aufzuschieben.

Die Schelde war in der Gewalt des Feindes, Lille auf dem Punkt sich ergeben zu müssen, unsere nothleidende und erschöpfte Armee blieb nicht beysammen; sie wurde, zum allgemeinen Aergerniß, durch Mangel an Brod auseinander getrieben, während es nicht mehr zweifelhaft war, daß der nahe bey Gent stehende Feind im Sinne hatte, auch diese Stadt zu belagern. Unter solchen Umständen konnten die Prinzen nicht länger mit Anständigkeit in Flandern bleiben. Sie erhielten Befehl zurückzukommen. Auch Vendome wurde zurückberufen.

Als dieser dem Zeitpunkt nahe war, wo man Rechenschaft von ihm fordern würde, welcher er sonst mit Verachtung und Unverschämtheit entgegengesehen hatte, erniedrigte er sich so weit, daß er es sich als eine Gnade ausbat, den Winter an den Grenzen blei-

ben und dort commandiren zu dürfen, bis der kommende Frühling die Eröffnung des Feldzugs erlaube.

Indessen war Boufflers aufs Aeußerste gebracht, und konnte die Vollziehung der erhaltenen Ordre zur Capitulation nicht länger aufschieben. Er ließ also Schamade schlagen, und erhielt durch seine Capitulation, welche den 9ten ohne alle Einwendungen unterzeichnet wurde, alles, was er verlangte. Der Prinz Eugen überhäufte den Marschall mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen. Der König ernannte ihn zum Pair, und ertheilte seinem erst 10jährigen Sohne die Anwartschaft auf das Gouvernement von Flandern, so wie auch auf die Besoldung von dem besondern Gouvernement von Lille, welche sich auf 200,000 Livres belief. Außer dem ertheilte der König dem Marschall auch noch den Zutritt zu ihm, so wie ihn nur die ersten Cammerherrn haben, und fügte zu diesen ganz besonderen und seltenen Gnadenbezeugungen noch hinzu, ihm zu sagen: wenn er irgend noch etwas wünsche, das ihm Vergnügen machen könne, so würde er es ihm sogleich gewähren.

22.

Die Alliirten suchten den sehr glücklichen Erfolg der Belagerung und Einnahme von Lille zu benutzen, um sich immer weiter auszudehnen. Sie unternahmen die Belagerung von Gent, und öffneten die Laufgräben in der Nacht vom 24. auf den 25ten December. La Motte commandirte daselbst. Frau von Ventadour, die ihn gerne zum Marschall von Frankreich erhoben sehen wollte, hatte ihm auch noch diesen Posten zu verschaffen gewußt, wo er im Vertheidigungskrieg sich zeigen sollte. Die Festung hatte, sowohl für die Garnison, als für die Einwohner, auf 2 Monate Lebensmittel,

mittel, viele Canonen und Mörser, und 400 Milliers Pulver.

Boufflers, welcher nach Flandern zurückgekehrt war, hatte im Sinn, Gent zu befreyen, indem er die, durch Flüsse von einander getheilte feindliche Standlager überfallen wollte. Allein es blieb bey dem bloßen Vorsatz; denn er hatte nicht einmal Zeit an der Ausführung zu arbeiten. La Motte war so bestürzt, daß er den Kopf ganz verlor. Er ließ sich durch einen Schweizer-Hauptmann zur Uebergabe bereden, und capitulirte nach Verfluß von drey Tagen. Die aus 29 Bataillons und mehreren Dragoner-Regimentern bestehende Garnison zog den 29. December insgesammt aus der Festung. Sie ließen achtzig Milliers Pulver, 4000 doppelte Musketen und viele Canonen zurück.

Capres, General-Lieutenant der spanischen Truppen, ließ sich nicht zur Unterzeichnung der Capitulation bewegen, und seinem Beyspiel folgten noch viele andere. Der König, von dieser Sache unterrichtet, schickte einen Lettre de Cachet an den Grafen von La Motte, durch welchen er in seine Heimat, nahe bey Compiegne, verwiesen wurde.

23.

Der von Natur schüchterne Besons, welcher immer, entweder zu mißfallen oder nicht zu reüssiren fürchtete, versäumte seiner Seits (in Spanien) wieder die schönste Gelegenheit, die Feinde bey ihrem Uebergang über die Segre zu schlagen. Man drang in ihn, er möchte sie benutzen; er wollte es auch thun, hatte aber nicht den Muth dazu, und das Ende von allem war, daß er seine Truppen wieder nach Frankreich zurückführte.

Die Erzherzogliche Armee, welche auf dem Punct gewesen war, geschlagen zu werden, da sie nur zur Hälfte die Segre passirt hatte, wußte diese uns widrige Umstände wohl zu benutzen.

Unser Hof tadelte Besons, daß er seine Befehle allzu genau befolgt hätte; und doch waren diese sehr bestimmt gewesen. Der spanische Hof war über den Bericht seiner Generale sehr aufgebracht, und that einen auffallenden Schritt. Philipp der V. reiste plötzlich zur Armee ab. Er machte aber gar kleine Tagreisen. Die Königin begleitete ihn die ersten drey Tage, und kehrte als Regentin wieder nach Madrid zurück. Besons blieb in den Schranken der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Vernunft gegen den König, und ließ sich alles gefallen, stellte ihm aber die entstehenden Unannehmlichkeiten vor, welche auch wirklich in der Folge durch die Erfahrung bestätigt wurden. Der Fürst war ärgerlich, als er sich unfähig sah, die Sachen wieder in Ordnung zu bringen, und das Versäumte gut zu machen. Er verließ also die Armee nach 3 Wochen wieder, und reiste schneller als er angekommen war, nach Madrid zurück. Besons besorgte jetzt den Unterhalt für die Truppen, so wie die Quartiere für 26 Bataillons, die er unter Asfeld in Spanien zurückzulassen Befehl hatte. Mit seinen übrigen Truppen sollte er wieder über die Pyrenäen zurückgehen.

Dies war der letzte Feldzug, den die Franzosen in Spanien machten; denn die Truppen, welche daselbst geblieben waren, kehrten noch vor Eröffnung des folgenden Feldzugs nach Frankreich zurück. Auf diese Art vereinigten sich beyde einander entgegen arbeitende Cabalen, nachdem so vieles für und wider ihren Rückzug gestritten worden war. Der Rückzug

selbst

selbst war für Spanien sehr nachtheilig, und für Frankreich von wenigem Nutzen; die Frucht einer solchen Regierung, wie die war, welche uns seit so langer Zeit drückte.

Durch die Verheerungen, welche eine Pulvermine verursachte, genöthigt, ergab sich indessen das Schloß von Alicante, und zu Anfang des Mai folgte diesem glücklichen Erfolg ein noch beträchtlicherer. Die portugiesische Armee, 4 bis 5000 Mann stärker als die spanische, von dem Marquis von Bay commandirt, attakirte uns. Allein, sie wurde völlig geschlagen, und ihre Infanterie gieng gänzlich verloren.

Der Marquis von Aytonne, ein Grand von Spanien aus dem Hause von Moncade, welcher die spanische Infanterie anführte, zeichnete sich bey dieser Gelegenheit sehr aus; so wie der französische General-Lieutenant Fiennes, der den linken Flügel commandirte, und der Feld-Marschall Caylus unter den spanischen Truppen. Die ganze Cavalerie ergriff die Flucht, und ließ 4 englische Regimenter im Stich, die alle, nebst 8 bis 9000 Portugiesen gefangen genommen wurden. 4 bis 5000 Mann waren todt. Milord Gallowai, Anführer der Engländer, warf die ganze Schuld auf den General ihrer Armee, den Grafen von St. Jean. Die Spanier verloren sehr wenig Leute.

24.

In Roussillon ist der Gegenstand zu klein, um mich in eine umständliche Erzählung davon einzulassen. Der Herzog von Noailles hatte dort, mit wenigen Truppen, noch weniger zu thun. Er schlug den Feind, den er in seinen Quartieren überfiel, zwey mal,

und dieser unbedeutende Erfolg machte zu Versailles großes Aufsehen.

25.

Berwik hatte, in seinem Vertheidigungszustande, in der Dauphiné wenig zu thun. Der Herzog von Savoyen fieng daselbst erst spät und verzagt an, neue Bewegungen zu machen. Er war sehr unzufrieden über den Kaiser, weil dieser die ihm vom verstorbenen Kaiser versprochenen Lehngüter des Reichs in seiner Nachbarschaft ihm nicht geben wollte. Andere Verdrießlichkeiten, die über Quartiere und Unterhalt der Truppen vorkamen, machten vollends, daß der Herzog von Savoyen sich gar keine Mühe mehr gab, die in dem vorhergehenden Feldzug erreichten Vortheile für den gegenwärtigen zu benutzen. Dieser wurde mit Kleinigkeiten hingebracht, welche leicht vortheilhaft werden, und durch die Geschicklichkeit des Herzogs von Berwik glückliche Folgen hätten haben können, wenn der Mangel an Lebensmitteln ihn nicht genöthigt hätte, seine Unternehmungen aufzugeben. Er schlug dennoch den Savoyischen General Reybender, welcher den 28ten August mit 3000 Mann ein Haus, nahe bey Briançon, la Vachette genannt, attakiren wollte, welches Dillon verschanzt hatte. Dieser ließ ihren rechten und linken Flügel durch die Pikets und einige Grenadier-Regimenter angreiffen, tödtete ihnen 700 Mann, und verjagte die andern in die Gebürge.

26.

Flandern war von Anfang bis zu Ende des Feldzugs der Hauptschauplatz, um nicht zu sagen, der einzige Gegenstand aller Aufmerksamkeit und Besorgnisse. Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough

rough verfolgten mit vereinter Kraft ihr großes Vorhaben, das sie nicht einmal zu verbergen für nöthig hielten. Ihre sehr beträchtlichen Vorräthe kündigten Belagerungen an. Soll ich es sagen, daß unsere Schwäche sie wünschte, und wir nur darauf rechneten, unsere Armee zu erhalten. Es ist dennoch wahr, daß Artagnan, welcher mit 8 Bataillons von der Armee detaschirt, und durch 4 von der Garnison zu Ypern, die zu dem Ende an ihn abgeschickt waren, unterstützt wurde, Varneton mit wenig Mühe wegnahm, wo der Feind 16 hundert Mann und einige Munition hatte, in der Absicht es zu befestigen. Diese sechzehnhundert Mann, welche von einem Brigadier und 45 Offizieren commandirt wurden, ergaben sich auf Discretion. Der Marschall von Villars erhielt noch einen andern kleinen Vortheil bey einer Fouragierung. Doch dieß waren Kleinigkeiten.

Das Gewitter brach über Tournay los. Die Laufgräben wurden vom 7ten auf den 8ten Juli geöffnet. Der Marschall Villars wartete die Belagerungsanstalten ruhig ab, und machte gar keine Bewegung, sich ihnen zu widersetzen. Er war zufrieden, wenn er nur Lebensmittel hatte, und begnügte sich damit, allerhand Vorschläge zu machen. Es ist freylich wahr, daß ihm die Brodlieferungen nicht in der gehörigen Ordnung verschafft wurden, und er Geld nur nach und nach in sehr kleinen Summen erhielt, daß daher Desertion und Muthlosigkeit zu fürchten war. Sürville hielt sich nur 20 Tage, und ließ den 28. gegen Abend Schamade schlagen. Er schickte den Chevalier von Rais an den König, welcher damals zu Marly war. Dieser meldete: die aus 4500 Mann bestehende Garnison sey auf 3000 reduzirt. Um in die Citadelle zu kommen, sey schon eine dreyfache Bresche 30 Klafter breit da, durch welche eine dreyfache Attake gemacht werden könne. Das Horn-

werk der 7 Brunnen sammt der nächsten Basten und und den ravelinsörmigen Werken sey schon weggenommen und der Sturm lasse sich durch einen dreyfachen Angriff zugleich machen.

Der Chevalier von Rais war Dienstag den 1. August angekommen. Man wunderte sich sehr, als man am folgenden Tage Ravignan zur Frau von Maintenon gehen sah, wohin auch der König von Voisin begleitet kam, einige Augenblicke nachher aber auch der Marschall von Boufflers gerufen wurde. Eine so sonderbare Sendung erweckte große Neugierde. Weil man den Frieden wünschte und bedurfte, so glaubte man gerne, es werde davon die Rede seyn, um so mehr als man sehr bald erfuhr, Sürville werde, seit der Capitulation, von dem Sieger sehr freundlich behandelt, auch seyen alle Feindseligkeiten bis auf Ravignans Zurückkunft, die auf 8 Tage gesetzt war, aufgehoben.

Endlich erfuhr man das Geheimniß. Der Feind schlug auf so lange Zeit einen Waffenstillstand vor, als die Citadelle wahrscheinlich im Stande seyn könnte, sich zu vertheidigen; nach Verfluß dieser festgesetzten Zeit aber solle sie sich ergeben, ohne angegriffen zu werden. Während dieser Zeit sollten die beyden Armeen ohne alle Feindseligkeiten in einer gewissen Entfernung von einander bleiben. Dieser Vorschlag schien eben so sonderbar als neu; man wunderte sich, wie Ravignan, als ein vernünftiger Mann, der sich bey Lille, wo er zum Feld-Marschall ernannt wurde, Achtung erworben hatte, den Auftrag zu diesem Vorschlag hatte annehmen können. Ohne Aussicht zum Frieden einen Waffenstillstand schließen, und ohne Angriff eine Festung übergeben, dieß schienen unerhörte Dinge zu seyn. Das Begehren des Feindes, seine Bemühungen, sein Geld und seine Fourage zu schonen, konnte ohne Belei-

digung

digung für unsere ganze Armee nicht bewilligt werden, indem sie durch diesen Vorschlag für unfähig erklärt wurde, etwas zum Beystand der Festung unternehmen zu können und zu wollen. Sürville wurde getadelt, denselben angehört, und Ravignan, ihn überbracht zu haben.

Dieser wurde sogleich mit einer abschlägigen Antwort zurückgeschickt. Man glaubte die Vortrefflichkeit der Festung seye der Bewegungsgrund zu diesem ungewöhnlichen Vorschlag gewesen. Megrigny, der erste Ingenieur nach Vauban (ungeachtet dieser ihm in jeder Rücksicht überlegen war) hatte diese Festung, mit besonderer Vorliebe, und gleichsam wie für sich selbst gebaut, weil er Gouverneur davon war. Sie war eine von denen, welche der König am besten und regelmäßigsten hatte erbauen lassen. Sie hatte überall vortreffliche Souterrains, von erstaunlicher Höhe und großem Umfang, war unter allen Werken, bis an den Mittelwall hin gegenminirt; Ein Vortheil, der, wenn man damit umzugehen weiß, eine Belagerung sehr verlängert, die Belagerer, weil sie nirgends mit Sicherheit stehen können, in Verwirrung setzt, und die Soldaten zurückschreckt. Diese Festung stand also mit Recht in großem Ansehn. Nichts aber war für sie fruchtloser, als alle diese vortrefflichen Vorsichtsmaßregeln, sie zu erhalten, oder wenigstens sehr theuer zu verkaufen. Sie capitulirte den 2ten September, ohne daß ein Schuß geschehen war. Dieß war für jedermann unbegreiflich.

Eben so unbegreiflich war es, daß der 80jährige Megrigny, der bey allen Belagerungen der Stadt und Festung, fast nicht aus seinem Zimmer gieng, und es nicht für beschimpfend hielt, sich in seinem Alter dem Feind zu ergeben, welcher das Gouvernement der Stadt dem Grafen von Albemarle übergab; diesem un-

unglücklichen Greis aber, welcher dem Marschall bey der Vertheidigung von Namur, der ihn zum General-Lieutenant gemacht hat, beygestanden hatte, ließen sie das Gouvernement der Citadelle.

Sürville kam, um dem König seine Aufwartung zu machen, und wurde, abermal zum allgemeinen Erstaunen, nicht übel von ihm aufgenommen. Allein er wußte, daß, was er durch eine so nachlässige Vertheidigung der Festung für sich hätte verlieren müssen, besonders zu einer Zeit, wo es so wichtig war, den Feind vor einem festen Platz wenigstens lange aufzuhalten, wenn man auch nicht im Stande war, denselben zu retten, durch unbescheidene unbillige Beschuldigungen gegen den Marschall von Villars, wieder gewonnen werden konnte.

Beauveau, welcher von Bayonne zum Bisthum von Tournay befördert worden war, bewies sich während der Belagerung äußerst thätig, und verwendete mehr Geld, als ihm sein Beutel erlaubte. Er machte Sürville sogar das Anerbieten, er möchte das Silbergeräthe aus den Kirchen nehmen, und ahmte den Herrn Bischoff von Frejus durchaus nicht nach *). Man suchte ihn auf die schmeichelhafteste Art zu bewegen, dem Te Deum beyzuwohnen; allein er schlug dieses, so wie den Huldigungseyd geradezu ab, und verabschiedete sich am andern Morgen, ehe das Te Deum anfieng. Sonderbar ist es, daß er in Rücksicht auf das religiöse von dem Herzog von Marlborough besser behandelt wurde, als vom Prinzen Eugen. — Die Geschichte der militairischen Begebenheiten führt uns zu weit; ich wende mich daher wieder zu den Angelegenheiten des Hofs.

*) Der Bischoff von Frejus, nachmaliger Cardinal von Fleury, ließ in seiner Cathedralkirche das Te Deum singen, da der Herzog von Savoyen diese Stadt eroberte.

Anmer-

Anmerkungen

Zusätze und Erläuterungen

zu den Memoiren

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

VII bis IX. Buch.

I.

Brief von dem Marquis von Villars an den König.

Sire!

den 4. Dec. 1700.

Der Kaiser, welcher bey so mancherley wichtigen Vorfallenheiten, so viele Standhaftigkeit und Gleichmuth bewiesen hat, ist über das letzte Unglück seines Hauses, mehr aufgebracht, als über alles Vorhergegangene. Zwey Ursachen vermehren vorzüglich seinen Schmerz. Seine zärtliche Liebe für den Erzherzog, den man auch mit Recht einen sehr liebenswürdigen Prinzen nennen darf, indem er bey sehr guten Eigenschaften und vielem Verstand, eben so sanft und rechtschaffen ist, als sein Bruder, der römische König heftig und aufbrausend scheint. Der Kaiser wird täglich unzufriedener, einen Prinzen vor sich sehen zu müssen, dessen Lage durchaus nicht so ist, wie er sie gewünscht und beabsichtigt hatte. Der zweyte Grund ist: daß der Kaiser es wirklich bereut, seinem Kopf nicht gefolgt, und seine Truppen nicht gleich anfänglich nach Italien geschickt zu haben.

Von demselben an den König.

Sire!

den 1. Jan. 1701.

Es ist angenommen, daß ich 50 tausend Pistolen, nach meinem Gutdünken, zu vertheilen habe, um den Maasregeln

gein des Kaisers entgegen zu arbeiten. Man macht mir daher Vorschläge, die ich so beantworte, daß eine Meinung, die für den Dienst Euer Majestät nützlich seyn kann, nicht ganz zerstört werde.

Der Dänische Gesandte war gestern bey mir, und sagte: wenn ich ihm 12 tausend Thaler geben wolle, so könne er mir vielleicht einen sehr wichtigen Dienst leisten.

Euer Majestät sind gewiß versichert, daß ich ihm die 12 tausend Thaler nicht versprochen habe. Allein um einigermaßen von den Maasregeln unterrichtet zu werden, welche, wie ich Ursache habe zu glauben, der hiesige Hof seit langer Zeit mit Dänemark nimmt, habe ich ihn in der Meynung erhalten, daß ich beträchtliche Gratificationen, im Namen Euer Majestät zu machen hätte. Besagter Gesandte hat sich daher zu allen möglichen Diensten erboten; er will sogar, wenn ich diesen Hof verlasse, Euer Majestät von den wichtigsten Begebenheiten Nachricht geben. Besonders aber sagte er mir, könnte er vielleicht einen sehr großen Coup machen, wenn ich ihm die 12 tausend Thaler sogleich geben könnte, von denen er, wie er mir betheuerte, nichts für sich haben wolle. Ich schmeichelte ihm, als ob ich darauf einzugehen Lust hätte; allein ich habe nicht im Sinn nur eine Pistole dafür auszugeben. Ich bitte aber Euer Majestät, mich wissen zu lassen, ob Sie es nicht für gut finden, ihm eine, seinen Diensten angemessene jährliche Gratification zu versprechen, da Euer Majestät niemand hier haben.

Von demselben an den König.

Sire!

den 1. Februar 1701.

Ich habe dem Dänischen Gesandten gesagt, Euer Majestät hätten die Gnade gehabt, ihm für seine Dienste, zu denen er sich verbindlich gemacht hätte, eine Pension von 2000 Livres zu bewilligen, und daß Sie diese nach der Wichtigkeit seiner geleisteten Dienste erhöhen würden.

Jene andere Person, welcher Euer Majestät eine gleiche Gratification gegeben haben, ist nun reich, um im Dienst nach-

nachlässig geworden. Wenn also Euer Majestät dem Letztern zugesagt haben, was jener hatte; so werden Sie nicht mehr, wie zuvor, ausgeben, und doch besser bedient werden.

Brief vom König an den Marschall von Villars.

den 17. Februar 1701.

Herr Marquis von Villars, Ihr Schreiben, welches Sie mir den 1sten dieses Monats geschrieben haben ꝛc.

Ich schicke Ihnen hier einen Wechsel von 2000 Livres. Uebergeben Sie diese Summe dem dänischen Gesandten. Uebrigens empfehle ich Sie dem Schutz Gottes ꝛc.

Brief von dem Marquis von Villars an den Marquis von Torcy.

den 1. Februar 1701.

Mein Herr! Seit dem 29ten bin ich mit keiner Depesche von Ihnen beehrt worden. Aus der, womit Seine Majestät mich den 16ten zu beehren geruht haben, ersehe ich, daß Sie die Meinigen alle richtig erhielten. Die Vermuthung von der Ankunft der Goldtonnen, und da man weiß, daß ich überhaupt Nachrichten, die man mir giebt, gerne bezahle, hat den Secretair dessen, welcher an einer Erläuterung der kaiserlichen Rechte arbeitet, bewogen mir beykommenden Aufsatz, so bald er ihn erhalten hatte, zu überbringen. Er ist von einen Namens Tellier abgefaßt, der sich für einen Lothringer ausgibt, den ich aber für einen Franzosen halte, und gut geschrieben. Da der Aufsatz noch nicht bekannt war und schnell copirt werden mußte; so werden Sie viele Fehler darin finden, allein ich habe dennoch für nöthig gehalten, denselben Ihnen zuzuschicken, wenn er gleich ohnehin bald bekannt gemacht werden muß. Es ist übrigens doch gut, wenn man nicht erfährt, daß Sie von mir ihn bekommen haben, weil der, welcher mir sie gebracht hat, sonst Verdruß davon haben könnte.

Brief

Brief von demselben an den Marquis von Torcy.

den 30. April 1701.

Mein Herr, ich habe die Ehre gehabt an Seine Majestät einen so umständlichen Brief zu schreiben, daß ich Ihnen heute nicht viel sagen kann. Man sagt, es seyen viele vornehme Geistliche mit in die Verschwörung von Ungarn verwickelt, und unter dem Volke wird noch immer behauptet, ein aus meiner Tasche gefallener Brief habe die ersten Aufschlüsse über diesen Aufruhr gegeben. Die ersten Minister sagen, sie hätten nicht davon reden hören. Indessen fährt man noch immer fort, mich wegen schlimmer Absichten, die man gegen mich habe, sehr ernstlich zu warnen. Ich würde, in Hinsicht meines guten Gewissens, ganz ruhig darüber seyn; allein ein erbitterter Hof, welcher glauben möchte, eine Meynung, die in diesen Gegenden ausgebreitet ist, bestätigen zu müssen, läßt mich wünschen, von hier weg zu seyn.

Vor zwey Tagen, als der römische König den Stoß nach dem Kopf *) endigte, und den Pappen-Kopf wegstieß, richtete er schnell seine Blicke auf mich, und rief der Königin zu: o, wenn ich dürfte! — zugleich trieb er sein Pferd an und entfernte sich. Seine Bewegung habe ich selbst mit angesehen, und seine Worte sind mir getreulich hinterbracht worden. Sie können leicht denken, daß mein Aufenthalt, bey solchen Vorfällen, nicht angenehm seyn kann. Ich weiß nichts besonderes beyzusetzen, als was ich Ihnen schon gestern gemeldet habe.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Brief vom Marquis von Villars an den König.

Sire!

den 4. May 1701.

Als ich gestern, mit einem Edelmann, meinem Secretair, zwey Pagen und einigen Lakaien ausfuhr, um die Postchaisen zu sehen, welche man hier in dem Arsenal verschließt,

*) Eine gewisse Reiterkunst.

schließt, wie die Pariser Sattler sich hiezu der Galerien auf dem Markt von Saint Germain bedienen, wurde, so wie mein Wagen ankam, das große Thor geöffnet. Kaum aber hatten meine Pferde die Köpfe darin, als der Wächter, da er französisch reden hörte, und man ihm sagte, es seye der französische Gesandte, meine Pferde zurückstieß, und das Thor wieder zuschloß. Ich sagte ihm, daß ich gekommen sey, um die Wagen zu sehen. Er aber schrie: Franzosen werden nicht eingelassen! Wenn ich nicht aus Vorsicht sogleich wieder zurückgefahren wäre, so würde ein Auflauf entstanden seyn.

So viel ist gewiß; das Volk ist in Wuth, und wird durch das, was von der Verschwörung in Ungarn gesagt wird, noch mehr angefeuert. Der Kaiser und die ersten Minister wissen zwar wohl, daß ich keinen Antheil daran habe; allein Euer Majestät werden selbst überzeugt seyn, daß man der Meynung, sie seye von Frankreich aus eingeleitet worden, nicht entgegen zu arbeiten sucht.

Ueberdieß, Sire, ist der Haß des römischen Königs bekannt. Ich muß das, was auf der Reitbahn vorgefallen ist, noch umständlicher erzählen. Als der König den Kopf mit dem Degen genommen hatte, ritt er unter dem Balkon der Königin vorbey, und sprach mit ihr, den Degen noch immer in der Hand haltend. Im nehmlichen Augenblick sah er auf mich, gerieth in die äusserste Wuth und sagte der Königin: Wenn ich meiner Neigung folgen dürfte; so würde ich bey diesem Franzosen anfangen. So wie er dieß gesagt hatte, ritt er so schnell als möglich davon, wie wenn er sich dieser Versuchung mit Gewalt entreißen wollte.

Der Spanische Gesandte, Graf von Harrach, sagte mir vor zwey Tagen: der römische König habe ihn gefragt, weil er bey der Revüe des Savoischen Regiments ihn mit mir habe reden sehen: Was der Marquis von Villars von diesen Truppen halte? Harrach habe ihm geantwortet: Er lobt sie sehr. Hierauf hätte der König, mit seinen gewöhnlichen Beywörtern gesagt: Ich wollte nur, daß sie ihm und seiner Nation schon über den Leib gekommen wären.

Von demselben an den König.

Den 7. Mai 1701.

Sire!

Ich habe die Ehre gehabt, Eure Majestät zu melden, daß ich, wegen des unter dem Volk verbreiteten Gerüchts, das nach und nach auch bey Vornehmern Eingang fand, als ob ich an der Verschwörung von Ungarn Antheil genommen hätte, mit dem Grafen von Kauniz gesprochen habe. Dieser antwortete mir anfänglich: bey allem, was er von dieser Sache gehört habe, sey nicht einmal mein Name genannt worden; allein nach dem, was ich ihn versichere, müsse er mir allerdings glauben, und wolle diesfalls mit dem Kaiser sprechen. Es vergiengen 5 bis 6 Tage, ohne daß er mir Antwort darüber gab; und ich bemerkte sogar, daß er mich mit mehr Gleichgültigkeit behandelte als vorher. Der venetianische Gesandte, mit dem ich über diese Sache, in so fern sie mich betrifft, ganz offen sprach, hielt dieß für ein sehr schlimmes Zeichen. Gestern endlich sagte er mir: der Kaiser habe das, was er ihm meinetwegen gesagt hätte, sehr gut aufgenommen, und ihm befohlen, mir zu sagen: Er habe durchaus von niemand gehört, daß ich an dieser Verschwörung Antheil hätte, und glaube wohl, daß ich nie davon gehört habe. Auch hoffe er, daß Eure Majestät, um so mehr, da der Friede nicht gebrochen sey, solchen schlechten Gesinnungen einiger seiner Unterthanen nicht Gehör geben werden.

Ich habe dem Grafen von Kauniz gesagt, daß man mich vor der Wut des Volks gewarnt hätte. Selbst der Graf von Jerger, dessen Vater Statthalter zu Wien ist, und also von diesen Dingen genauer unterrichtet seyn kann, hat meine Besorgnisse bestätigt. Er hat mir gesagt: glücklicherweise seyen unter dem Volk, das sich zusammen gerottet hatte, um mein Haus zu attakiren, 2 oder 3 Personen gewesen, von denen die einen gesagt hätten: Wir müssen den Tag abwarten; die andern aber: wer wird es uns danken! wir werden gehenkt werden! Hierauf seye der Haufen weiter gegangen, was ich auch selbst gesehen habe. Da der Kaiser in der Stadt und mir eine doppelte Wache, jede zu 50 Mann

Mann bestimmt sey; so können sie dadurch abgeschreckt werden. — Da ich, nach aller Wahrscheinlichkeit, gegen die Gefahr, verhaftet zu werden, die ich am ersten besorgte, gesichert bin, so werde ich suchen, mich auch gegen die andere sicher zu stellen.

Ich glaube Euer Majestät, meine Unterhaltung mit diesem Mann weiter erklären zu müssen. Ich werde weder Mühe noch Kosten sparen, um ihn wieder zu finden. Wenn die Winke, welche er mir in Rücksicht des Königs von Spanien gegeben hat, gegründet sind; so war er ein Engel, den mir Gott zusandte, und der wieder verschwunden ist. An dem, was mich angeht, fange ich an, zu zweifeln. Er trat bey einbrechender Nacht, mit verdecktem Gesicht, in mein Zimmer, und schien mir ein wenig bestürzt zu seyn, wie einer, der eine gefährliche Sache unternimmt. Zuerst sagte er mir: Wenn er gleich über das, was er mir sagen werde, meiner Verschwiegenheit gewiß seyn könne; fordere er doch noch mein Ehrenwort darauf. Ich versprach es ihm. Als er mir sagte, er sey der Secretair von dem Grafen von Kaunitz, und habe mir wichtige Dinge zu eröffnen; versicherte ich ihn, daß dieses einzige Wort mich schon zur Verschwiegenheit gegen ihn verpflichte, und er in dieser Rücksicht gar nichts zu fürchten hätte. Er fieng damit an, mir das zu sagen, was Eure Majestät auf der, durch einen Eilboten an den Grafen Zinzendorf ergangenen, ihn abrufenden Ordre gesehen haben, und versicherte mir, daß man sehr schlimme Absichten gegen mich habe, daß ich nicht nur verhaftet werden würde, sondern daß man auch durch allerhand harte Behandlungen, sogar durch meinen Tod, die Ueberzeugung zu erhalten suchen wolle, ich seye der Urheber von dem Aufruhr und der Verschwörung in Ungarn. Hierauf antwortete ich ihm: ich halte den Kaiser für zu gerecht, als daß er, gegen seine Ueberzeugung und das Völkerrecht, einen Minister könnte mißhandeln und ums Leben bringen lassen; im Gegentheil, wenn man Ursache haben sollte, mit meinem Betragen unzufrieden zu seyn, erwarte ich die Ordre zu meiner Abreise. Hierauf antwortete er mir: Man will Sie verhaften, in ein Schloß nach Ungarn schicken, und mit den Schuldigen confrontiren.

So viel Gefahren Sie mich auch fürchten lassen, sagte ich ihm, so wissen Sie ja selbst, daß ein Minister, ohne Be-

fehl von seinem Herrn nicht abreisen darf. Ich werde daher alles ruhig abwarten. Endlich sagte er mir das, was Ew. Majestät schon aus meinen letzten Depeschen bekannt ist. . . .

Da er mich in Rücksicht auf das, was mich persönlich angeht, standhaft sah, eröffnete er mir die zweyte Nachricht, die ich Euer Majestät schon gemeldet habe. Auf meine Frage: Wann ich ihn wiedersehen würde? sagte er mir, er habe einen kleinen stummen Husaren, diesen werde er in der Nacht, das heißt, zu einer bestimmten Stunde der Nacht zu mir schicken; ich dürfte ihm alsdann nur ein Zeichen geben, so werde er zu mir kommen. Ich mißrieth ihm, sich diesem Stummen anzuvertrauen, und machte ihm dagegen den Vorschlag: er möchte sich in zwey oder drey Tagen in dem ersten Vorzimmer des Kaisers einfinden. Wenn ich alsdann meine Stirne berühren würde, so sollte er genau Abends um 9 Uhr an meinem Hause vorbeygehen; ich würde an meinem Fenster seyn, und ihn in ein Zimmer führen, wohin man kommen konnte, ohne von jemand bemerkt zu werden.

Nach einer zweystündigen Unterhaltung trennten wir uns. Ich habe erst drey Tage nach diesem Vorfall meinen Eilboten abgeschickt, weil ich erst gewiß erfahren wollte, ob dieser Mann auch wirklich der sey, für den er sich bey mir ausgab. Ein junger Mensch, den mein Secretair von der Straße wegrief, und mit einer Bestellung ausschickte, bloß um zu erfahren, wie der Secretair des Grafen von Kauniz aussehe, machte uns eine Beschreibung, die ganz mit jenem Mann übereinkam, und auf einen, der sich Rupelly nennt, zutrifft. Mehr konnte ich nicht herausbringen, und weil ich glaubte, in so wichtigen Dingen seye es besser, wenn ich Ihnen schnell davon Nachricht gäbe, wenn man auch gleich den Verdacht haben könnte, daß sie falsch seyn möchte, so wollte ich es nicht länger aufschieben.

Ich habe indeß viel über diese Begebenheit nachgedacht; allein ich weiß noch nicht bestimmt, welchen Zweck man dabey haben konnte. Wenn die ganze Nachricht falsch ist; so muß einer der ersten Minister geglaubt haben, wenn er mich dadurch in Furcht setze, so werde ich abreisen; alsdann könne man mich, entweder wegen meiner heimlichen Abreise arretiren, und dadurch meine Theilnahme an dem Aufruhr der

Unge

Ungern beweisen, oder auch bloß meine Entweichung als einen Beweis dafür gebrauchen. Vielleicht hat man dem bewußten Menschen gesagt: wenn ich über das, was mich persönlich betreffe, nicht bestürzt seyn sollte; so möchte er mein Zutrauen dadurch zu gewinnen suchen, daß er sich das Ansehen gebe, als wenn er mir Geheimnisse von großer Wichtigkeit entdecken wolle.

Ich kann dem Grafen von Kauniz solche hinterlistige Feinheiten kaum zutrauen; doch muß derjenige, welcher ihn an mich abgeschickt hat, versichert gewesen seyn, daß ich den italienischen Secretair von Kauniz nie gesehen habe. Mannsfeld könnte ich eines solchen Anschlags fähig denken; allein ich weiß in der That nicht, was ich glauben soll.

Ich habe die Bedienten des Hauses in der Vorstadt, gewonnen, in welchem er ein Zimmer hat. Sie thun alles mögliche, um ihn ausfindig zu machen, und haben mir gesagt: jener habe am nämlichen Tag, wo er mit mir gesprochen, 4 Stunden allein in diesem Zimmer zugebracht. Er scheint von allem unterrichtet zu seyn, hat viel Verstand und Klugheit, und wünscht nichts mehr als den Untergang seiner Familie zu rächen. Er sagte mir: Wer nicht sich zu rächen vermag, ist unwürdig zu leben. Wenn diese Hoffnung mich nicht erhielte, so wäre ich schon vor 10 Jahren ein Mönch geworden.

Was mir auffiel, war, daß dieser Grand von Spanien, den er mir genannt hat, eine der wichtigsten Stellen bey dem Hause Sr. catholischen Majestät bekleidet, und für solche gefährliche Unternehmungen viel zu alt scheint, doch gerade einer von denen ist, welchen der hiesige spanische Gesandte, wegen seiner engen Verbindung mit Portugal, am wenigsten zu trauen scheint. Man glaubte damals, Portugal sey dem König von England mehr ergeben, was nach seinem letzten Tractat nicht mehr zu fürchten ist.

Vorgestern Morgen erhielt der Resident von Mentua Ordre vom Kaiser, in 24 Stunden Wien, und in 8 Tagen die kaiserlichen Staaten zu räumen. Es wurde ihm zugleich aufgetragen, seinem Herrn zu melden: Sein Verbrechen werde nicht unbestraft bleiben, und der Kaiser werde früher oder später eine hohe Rache nehmen.

 Als

Als der Resident von Mantua von mir Abschied nahm, hat er mich wieder versichert, daß zwischen dem Savoyischen Gesandten und diesem Hof gewiß etwas verhandelt werde. Auch ist dieser noch nie so viel und vertraut mit den ersten Ministern des Kaisers umgegangen als gegenwärtig. Er besucht noch immer alle Capellen. Die Gesandtin hat Abschied genommen, denkt aber nicht daran, abzureisen.

Brief vom König an den Marquis von Villars.

Versailles den 9. Mai 1701.

Herr Marquis von Villars. Ihre Briefe vom 27. und 29. des vergangenen Monats sind mir durch den von Ihnen abgeschickten Eilboten überbracht worden. Ich erhielt zu gleicher Zeit mit der gewöhnlichen Post Ihr Schreiben vom 23. Beyde haben mich von den ersten Bewegungen unterrichtet, die man in Ungarn entdekt zu haben behauptet, so wie von den Befehlen, welche der Kaiser gegeben hat, um sie zu unterdrücken, und auf welche Art diese vollzogen worden sind. Ihr Betragen, seit Sie sich in Wien aufhalten, muß in der That hinlänglich beweisen, daß Sie an den Absichten der Ungern keinen Antheil haben. Schon dieß allein wäre ein überzeugender Beweis, selbst wenn man auch an meiner Abneigung gegen rebellische Unterthanen, die sich der Macht ihres rechtmäßigen Monarchen widersetzen, zweifeln könnte. Ich habe Ursache zu glauben, daß der Kaiser, in dieser Rücksicht, nicht an meinen Gesinnungen zweifeln kann.

Allein es scheint mir auch, als wenn seine Minister, das Volk in seinem Verdacht zu bestärken wünschen, und ihrem Herrn dadurch einen wichtigen Dienst zu leisten glauben, wenn sie, unter den gegenwärtigen Umständen, den Verdacht einer wirklichen, oder vielleicht zu leicht geglaubten Verschwörung auf Sie wälzen. Da es ihnen an einem Vorwand fehlt, um diese Sache durchsetzen zu können, und da Ihre bisherige Aufführung Sie gegen allen Verdacht schützt, scheint es, als wünschten jene, daß Sie durch einen verdächtigen Schritt dazu Anlaß geben möchten. Ich glaube gewiß, daß man Ihnen nur in dieser Absicht jene Nachrichten gegeben hat, mit denen Sie mich, in einem Ihrem Brief vom 27. beygelegten Aufsatz, bekannt machen. Denn es ist nicht wahr=

wahrscheinlich, daß ein Mann, der jenen als Vertrauter dient, ihre Geheimnisse verrathen, und sein Leben aufs Spiel setzen werde. Viel wahrscheinlicher hingegen ist es, daß diese Nachrichten Ihnen auf Befehl der Kaiserlichen Minister gegeben worden sind, um Sie dadurch zu veranlassen, Wien heimlich zu verlassen, und durch Ihre Entweichung zu beweisen, Sie hätten an der Verschwörung in Ungarn Antheil gehabt, und fürchteten, da nun die ganze Verschwörung entdeckt sey, verhaftet zu werden. Durch Ihre Entweichung würden Sie also die falschen Beschuldigungen, welche man dem Publicum von Ihnen glauben machen will, selbst bestätigen.

Da es dem guten Erfolg meiner Angelegenheiten ganz entgegen wäre, durch einen übereilten Schritt jene listigen Anschläge zu unterstützen, so schicke ich Ihnen den Eilboten sogleich wieder zurück, um Ihnen, so schnell als möglich, meine Gesinnung hierüber zu sagen.

Diese ist: daß Sie in Wien bleiben, bis ich Ihnen ausdrücklichen Befehl zu Ihrer Abreise gebe. Wenn der Krieg erklärt wird; so werden Sie noch frühe genug zurückkommen, um mir bey der Armee dienen zu können, wozu ich Sie bestimmt habe. Wenn Sie auch nicht sogleich bey dem Anfang des Feldzugs seyn können, werde ich die Dienste, welche Sie mir anderwärts leisten, eben so gut anzurechnen wissen.

Sollten Sie Wien schon verlassen haben, ehe Sie diese Depesche erhalten, so haben Sie unmittelbar nach Empfang meines Briefs wieder dahin zurückzugehen, weil ich voraussehe, daß Sie sich nur unter dem Vorwand einer kleinen Reise, von der Sie schnell wieder zurückkommen würden, entfernt haben werden. Ich habe indessen die nöthigen Befehle gegeben, um zu verhindern, daß der Graf von Zinzendorf *) nicht ohne mein Vorwissen abreise. Sie können

 darauf

*) Der kaiserliche Minister zu Paris, dessen statistische Relation über den damaligen Zustand Frankreichs und des französischen Hofs wir deswegen als Beylage zum Anfang der Memoiren von St. Simon geliefert haben.

Der Herausg.

darauf zählen, daß er für Sie haften muß. Auch lasse ich dem Herzog von Savoyen sagen: wenn er für seinen Gesandten etwas fürchte; so möchte es besser seyn, ihn sogleich zurückzuberufen, als die Erklärung des Kriegs erst abzuwarten.

In Betreff der andern Ihnen gegebenen Nachricht ist es sehr wichtig, ihr, so viel möglich, auf den Grund zu kommen. Manche Umstände lassen mich indeß an der Wahrheit derselben zweifeln. Der Herzog von Medina-Sidonia hat Ursache zufrieden zu seyn, und scheint es auch wirklich. Ich werde zur Verhaftung des Mannes, welchen man Ihnen genannt hat, vor seiner Zurückkunft nach Wien keinen Befehl geben. Fahren Sie fort, alles mögliche zur weiteren Entdeckung dieser Sache anzuwenden. Es ist weit besser, wenn sich der Spanische Gesandte in das Churfürstenthum Baiern zurückzieht, als wenn er die Befehle vom König in Spanien in den kaiserlichen Staaten erwartet, weil seine Person dort nicht in Sicherheit ist.

Ich habe Ihre Briefe vom 16. und 20. April erhalten. Da Sie mir darinn von den Bewegungen der kaiserlichen Truppen Nachricht geben, so habe ich Ihnen keine neuen Befehle zu ertheilen, als daß Sie fortfahren, mich von allem, was vorgeht, zu unterrichten.

Hiemit empfehle ich Sie, mein lieber Herr Marquis von Villars, dem Schutz Gottes 2c.

Brief von dem König an Ebendenselben.

Versailles d. 25. Mai 1701.

Herr Marquis von Villars! Ich habe Ihre Briefe vom 4. und 7. dieses Monats erhalten. Beyde überzeugen mich, daß Sie nichts unterlassen haben, um die Wahrheit der geheimen Nachrichten, den Stand und Charakter desjenigen, der Sie Ihnen gegeben hat, näher zu erfahren, und herauszubringen, ob, was er Ihnen vertraute, aufrichtig gemeint war, oder ob er von einigen kaiserlichen Ministern an Sie abgeschickt wurde, um Sie, unter den gegenwärtigen Umständen, zu einem falschen Schritt zu verleiten. Dieser Kunstgriff ist dem Charakter des Grafen von Mansfeldt

so

so angemessen, daß ich sehr geneigt bin, ihn für den Urheber davon zu halten, und zu glauben, daß derjenige, welcher Ihnen die Nachrichten mitgetheilt hat, nicht der Secretair des Grafen von Kauniz ist.

Sie haben mir schon vor langer Zeit geschrieben, Ihre Briefe würden zu Wien immer vorher entziffert, ehe sie abgiengen. Vielleicht hat also der Mann, welcher mit Ihnen gesprochen, seinem Bericht durch diesen Umstand ein Gewicht geben wollen, indem er wohl wußte, daß er Ihnen nichts entdecke, was dem Publikum nicht schon bekannt seye.

Aus dem Betragen des Grafen von Zinzendorf läßt sich noch nicht schließen, daß er Befehl bekommen habe, heimlich abzureisen.

Mit einem Wort: Ich sehe aus allem, was Sie mir melden, daß man Ihnen aus keiner andern Absicht jene Winke gegeben hat, als um Sie in Furcht zu setzen, und zu einer plötzlichen Abreise zu bestimmen, damit das, was man Ihnen in der Folge, in Betreff der Ungarischen Unruhen aufbürden wollte, desto mehr Wahrscheinlichkeit bekommen sollte. Ich glaube sogar, daß der Graf von Kauniz blos deswegen zögerte, Ihnen die Antwort vom Kaiser zu ertheilen, weil er erst abwarten wollte, welche Wirkung jene geheimen Nachrichten auf Sie machen würden. Alle diese Umstände beweisen, wie klug es von Ihnen war, daß Sie sich, weder durch jene Nachrichten, noch durch die Reden des Wiener Volks, in Furcht setzen ließen. Es ist für den Erfolg meiner Angelegenheiten vortheilhaft, wenn der Kaiser seinen Gesandten bey mir früher zurückberuft, als ich Sie. Auch haben Sie sehr wohl gethan, die Ihnen vom Grafen von Harrach angebotene Wache nicht anzunehmen. Man würde bald ausgestreut haben: der Kaiser habe ein geheimes Verständniß zwischen Ihnen und den Unzufriedenen in Ungarn entdeckt, und dieses Gerücht hätte durch die von Ihnen angenommene Wache mehr Wahrscheinlichkeit bekommen und böse Folgen nach sich gezogen.

Die Sachen können nicht mehr lange in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben; Sie können also darauf zählen, daß ich Sie bald zurückberufen werde. Nur muß ich erst

 warten,

warten, bis der Kaiser dem Grafen von Zinzendorf Befehl gibt, abzureisen, weil es unschicklich wäre, wenn ich der Erste seyn wollte, der dieß thäte.

Ich habe dem Herzog von Savoyen sagen lassen: wenn er für seinen Gesandten in Wien etwas befürchte, solle er ihn sogleich zurückberufen. Der Graf von Zinzendorf würde schwerlich Geissel für Sie und ihn zugleich seyn können.

Brief von dem Herrn Marquis von Villars, an Herrn von Chamillart.

den 1. Juni 1701.

Mein Herr! Ich sehe aus Ihrem geehrten vom 10. Mai, daß Se. Majestät glauben, der als Hauptmann bey meinem Regiment stehende Herr von Bonnaire seye noch bey mir. Er ist schon über anderthalb Jahre beym Regiment; und Sie werden selbst einsehen, wie nöthig mir, unter den gegenwärtigen Umständen, ein Mann von Kopf und Festigkeit wäre.

Ich hatte nicht Zeit, Ihnen mit dem zuletzt abgegangenen Eilboten zu schreiben, und habe deswegen den Herrn von Frejus gebeten, Ihnen mit wenigen Worten zu sagen, daß mein Haus täglich in Gefahr sey, und ich einen Mann höchst nöthig brauche, welcher nicht allein die Dienerschaft zur größten Vorsicht, sondern auch zu einer standhaften Vertheidigung anhalten könnte. Der Pöbel in Wien, welcher schon so viele Excesse begangen hat, und wüthender ist, als irgendwo, war, bey dem ersten Gerücht von der Verschwörung in Ungarn, schon im Begriff, mein Haus anzugreifen. Man hat mich benachrichtigt, daß die Canaille sich schon zusammengerottet hatte, und gegen mein Haus lief, als einer unter ihnen, durch Klugheit oder Furcht zurückgehalten, ihnen sagte: Wir müssen den Tag abwarten.

Sie werden indeß erfahren haben, daß zwey Lothringische Offiziere, beydes sehr schöne Leute, von denen der Eine Hauptmann und Adjutant bey dem Prinzen von Baden war, die in einem Wirthshause waren und französisch sprachen, von dem Volk absichtlich in einen Streit verwickelt wurden;

wurden; und ehe sie noch Zeit hatten sich zu erkennen zu geben, der Eine von Ihnen (der Adjutant) durch 30 Hiebe getödet wurde, der andere aber für todt liegen blieb. Zwey Tage nachher wurden meine Köche, welche, mit mehreren andern französischen Köchen, deren viele in Wien sind, in aller Ordnung und Ruhe Ball spielten, angegriffen, und bekamen 100 Stockschläge.

Zwar seit der Kaiser die Gnade für mich gehabt hat, mir durch den Grafen von Kauniz sagen zu lassen: Er habe noch nichts davon gehört, daß ich an der Verschwörung von Ungarn Theil hätte; halten es ehrliche Leute nicht mehr für ein Verbrechen, mit mir zu sprechen. Allein da die Kaiserlichen Minister bey den auswärtigen Höfen noch immer behaupten: ich hätte sie angezettelt; da auch alle Zeitungen und Nebenblätter davon voll sind, so werden Sie, mein Herr, leicht einsehen, daß ich noch immer von einem Volk zu fürchten habe, welches ich, vor einem Jahr das Haus des einzigen Mannes angreifen sah, welcher dem Kaiser in dem vergangenen Krieg Geld vorgestreckt, und sogar gegenwärtig die Lebensmittel in Italien und Deutschland zu liefern unternommen hat. Sein Haus stand zwischen zwey Wachepoſten, von denen die Eine dem Kaiser, und die Andere, aus 30 Mann bestehend, der Stadt gehörte. Der Kaiser war in Wien; und dennoch attakirte das Volk dieß Haus während 5 Stunden, brach auch endlich ein und plünderte es. Vor 4 Jahren, als dieser portugiesische Gesandte jene schreckliche Handlung verübte, war sein Haus schon von dem Volk umringt.

Sie werden aus allen Zeitungen sehen, daß die Ungern sich gegen die ganze Kaiserliche Familie verschworen haben sollen. Wenige glauben, daß sie so weit gegangen seyen; allein das Volk glaubt es, und daß durch einen glücklicherweise aufgefangenen Brief, den mir der letzte Türkische Gesandte hieher schrieb, alles entdeckt worden sey. Sehen Sie, solche Irrthümer haben sich verbreitet.

Sie werden mir gern zugeben, mein Herr, daß mir, wenn mein hiesiger Aufenthalt auch nicht mehr lange dauren sollte, die Gegenwart des Herrn von Bonnaire durchaus nothwendig ist; und wenn ich noch länger als Einen Monat

hier

hier bleiben solle, so würde ich sogar Se. Majestät selbst unterthänig bitten, einige zuverlässige Offiziere bey mir wohnen zu lassen.

Es wird Ihnen bekannt seyn, daß mir der Graf von Harrach, weil er dem Volk selbst nicht traute, eine Wache angeboten hat. Allein ich hielt für besser sie auszuschlagen. Denn bey der bekannten Bosheit der holländischen und deutschen Zeitungsschreiber würde, wenn sie sagten: der Minister des Königs zu Wien hat eine Wache, um gegen die Wuth des Volks geschützt zu seyn, dies eben so viel heißen, als: diese Wut des Volks ist gegründet. Der Savoyische Gesandte hat mir gesagt; Wenn ich gleich diese Wache nicht angenommen hätte, so habe man doch einige Befehle zur Sicherheit meines Hauses gegeben. Allein ich versichere Sie, seitdem ich die Unthätigkeit der Soldaten gesehen habe, als das bewußte Haus angegriffen wurde, bin ich überzeugt, daß mein Haus, wenn es sich nicht selbst vertheidigt, hundertmal geplündert und verbrannt werden kann, ehe man mir zu Hülfe kommen wird. Sie werden, wie ich nicht zweifle, den größten Theil dieser Angelegenheiten aus meinen Depeschen an Se Majestät und an Herrn von Torcy, schon wissen; und da Sie in Ihrem verehrten vom 19. die Güte gehabt haben, mir zu sagen: wenn Herr von Bonnaire mir durchaus nöthig seye; so würden Sie seinen Abschied für ihn zu erhalten suchen, so hoffe ich, daß Sie, mein Herr, diese Gefälligkeit für mich wirklich haben werden. Sobald ich in Strasburg werde angekommen seyn, will ich ihn wieder zurückschicken. Hier aber und auf meinem Wege gibt es kein Wirthshaus, wo, wenn der Krieg angefangen hat, man nicht den Beschimpfungen des Volks ausgesetzt wäre. Ich habe mich schon einmal unter ähnlichen Umständen aus Deutschland zurückgezogen. Herr von Lusignan und ich waren beysammen. Der gute Mann endigte seine Gesandtschaft mit einer halbjährigen Gefangenschaft in einem Schloß in Tirol; und ich war kaum glücklich oder schlau genug mich aus dem Spiele zu ziehen. Ich halte mich hier gegenwärtig zum Dienst Sr. Majestät für so unnöthig, daß ich immer in der Erwartung bin, bald abreisen, und nur einen Secretair hier lassen zu dürfen. Ich habe die Ehre zu seyn, mein Herr rc.

Brief

Brief von dem Marquis von Villars an den Herrn Marquis von Torcy.

den 1 Juni 1701.

Mein Herr! ich eile Ihnen eine ganz neue Begebenheit von dem römischen König, der mich so sehr haßt, zu erzählen. Einer seiner Günstlinge hat sie mir gestern mitgetheilt. Dieser sprach mit ihm über seine Maitresse, und war kühn genug, sie eine Coquette zu nennen. Im Augenblick geräth der beleidigte Liebhaber in Wut, schließt die Thüre ab, zieht den Degen und will seinen Günstling zwingen, sich zu vertheidigen, um die verletzte Ehre seiner Geliebten auf eine edle Art zu rächen. Der Günstling bittet um Verzeihung, und sagt: er wolle lieber in aller Welt bekennen, sie seye die Tugend selbst! Damit war die Geschichte zu Ende. Was denken Sie davon? Sie können hieraus den Character dieses Mannes beurtheilen.

Brief von dem Marquis von Villars an den König.

Sire!

Unerachtet aller Vorschläge vom Kaiser, der überdieß durch die Bitten zweyer Maitressen unterstützt werden, unerachtet aller Kunstgriffe der alten Gräfin von Paar, welche nur hieher gekommen ist, um den Churfürsten zu bereden, nach Wien zu gehen, wozu sie ihn auch wirklich gebracht haben würde, wenn ihn nicht eine neue Neigung, die ich ihm beygebracht habe, hier fest hielte, unerachtet alles dessen — schmeichle ich mir dennoch, die Sachen dahin zu bringen, wo Ew. Majestät sie wünschen.

Ich muß Ew. Majestät auch noch von der gegenwärtigen Liebschaft des Churfürsten Nachricht geben. Seit zwey Monaten hat er sich an eine Hofdame, Fräulein von Zinzendorf, attachirt, die ihn sehr lebhaft beschäftigt. Alle Feste werden ihretwegen gegeben. Er denkt an nichts weiter, als wie er ihr gefallen könne. Die Schwierigkeiten, welche er bey diesem Fräulein findet, die sich ziemlich anständig beträgt, feuren ihn noch mehr an, und ich sehe aus allem diesem

sem den Anfang einer heftigen Leidenschaft. Das Fräulei[n] weiß, daß sie diese Neigung vorzüglich mir zu danken hat, bedient sich zuweilen meines Raths, und wenn sie über die andere siegt, so glaube ich, ungeachtet sie mit dem Grafen von Kauniz verwandt ist, der sie zur Hofdame bey der Churfürstin gemacht hat, dennoch so viel Einfluß auf sie zu haben, daß sie mir nicht entgegen seyn wird.

Der Churfürst schreibt indessen noch immer regelmäßig an das Fräulein von Wel, und läßt ihr ein Zimmer gerade unter dem Seinigen einrichten. Dieses Geheimniß wissen nur die Minister und ich. Selbst die Piemonteser wissen nichts davon. Wird sie nur erst hier seyn, so werde ich diejenige zu gewinnen suchen, welche am meisten Einfluß haben wird.

Die Reise nach Venedig hängt blos von der Sprödigkeit oder Gunst des Fräuleins ab, welche hier ist; und hierüber ist noch alles unbestimmt.

II.

Anhang zur Geschichte der Schlacht bey Hochstätt. s. Buch VII.

Ludwig der XIV. liebte die Ehrenzeichen, die Tempel, die glorreichen Innschriften, die hohen Lobeserhebungen, welche so freygebig an ihn verschwendet wurden, wenn er eine Stadt oder eine Festung erobert hatte. Seine Feinde errichteten dagegen ihm ebenfalls von ihrer Seite Monumente, die für ihn sehr demüthigend seyn mußten. Unter diese gehört folgende Innschrift nach der Schlacht bey Hochstätt.

Kaum sollte man es glauben, daß dieser Monarch schwach genug war, sie zu bitten, man möchte sie nicht bekannt machen. Wir wollen sie als ein Denkmal aufbewahren, das Wahrheit und Freyheit hervorgebracht zu haben scheinen. Eine Warnung für alle eroberungssüchtige Monarchen! Sie ist aus den Manuscripten von Saint Simon ausgezogen.

Monu-

MONUMENTUM

AETERNAE MEMORIAE SACRUM.
ANNO 1704. DIE 13. AUGUSTI
IN HAC REGIONE
INGENTI CLADE FUSUS EST EXERCITUS
GALLO BAVARUS
DUCTUS AB EMMANUELE ELECTORE
ET FRANCIAE MARESCHALLIS
DE TALLARD ET MARSIN
QUORUM ALTER IN PRAELIO CAPTUS
CUM 40. PRAEFECTIS BELLI PRIMARIIS
100. MINORIS ORDINIS
ET 12. M. GREGARIIS
PRAETER DELETOS IN CAMPO 14. M.
ET 4. M. IN FLUMEN PRAECIPITATOS.

EXERCITUI CUM IMMORTALI GLORIA
IMPERAVIT
JOANNES DUX DE MARLBOROUGH ANGLUS QUI
SUB AUSPICIIS ANNAE REGINAE
ET FOEDERATI BELGII ORDINUM
STRENUUM MILITEM
A TAMISI ET MOSA AD DANUBIUM EDUXERAT
UT GERMANIAE PERICLITANTI SUCCURRERET.
QUAM EXPEDITIONEM
JUNCTIS CUM LUDOVICO MARCHIONE BADENSI
COPIIS
EXPUGNATO AD DONAVERTAM MONTE
VALLO ET AGGERE MUNITISSIMO
SUMMA CUM FORTITUDINE INCEPIT
ET POST
SOCIATIS ITERUM ARMIS CUM
EUGENIO SABAUDAE PRINCIPE
DECRETORIO CONFLICTU
IN CAMPO INTER BLENHEIM ET HÖCHSTEDT
PARI CONSTANTIA ET FELICITATE PERFECIT.
ERAT ADVERSA ACIES
ET NUMERO ET LOCI SITU SUPERIOR
NEQUE ALIUS AD VICTORIAM PATEBAT QUAM
PER PALUDES ADITUS.
SCIANT FOEDERATI DUCES
VIAM VIRTUTI NULLAM ESSE INVIAM.
DISCANT PROCERES
CONJURATIONEM CUM PATRIAE HOSTIBUS RARO
ESSE IMPUNEM.
AGNOSCAT TANDEM LUDOVICUS XIV.
NEMINEM ANTE OBITUM DEBERE AUT FELICEM
AUT MAGNVM PRAEDICARI.

III.

In Beziehung auf den Einfluß, welche Frau von Maintenon auf die Spanischen Angelegenheiten gehabt, und auf die Correspondenz zwischen der Prinzessin von Ursini und der Frau von Maintenon.

Die Prinzessin von Ursini bittet Frau von Maintenon in einem Brief vom 6. Januar 1706. daß die Königin in Abwesenheit des Königin die Regierungsgeschäfte zu führen, und der Gesandte Amelot bey ihr zu bleiben habe, um ihr mit seinen Rath beyzustehen; zu einer Zeit wo der Aufruhr in Castilien eben so sehr zu fürchten sey, als in den übrigen Provinzen, indem die Mönche die Kühnheit hätten, überall zu Gunsten des Oesterreichischen Hauses zu predigen.

den 20. Januar 1706.

Wenn der Herzog von Noailles ihr Neffe ist, so ist er nach dem in Bretagne angenommenen Gebrauch auch der Meinige ... Die Königin sagt: sie werde sich in ihm einen soliden Freund erwerben.

7. October.

Sie haben die Gefahren richtig vorausgesehen, welchen sich der Herzog von Orleans zu Turin aussetzen würde. Sein Muth und Verstand machen seine Thaten bewundernswürdig; er hat sich als einen tapfren Helden und großen Krieger gezeigt. Es ist ein großes Unglück, daß der arme General Marsin und Seine Königliche Hoheit bey diesem Vorfall nicht gleicher Meynung waren. Wer hätte dies von einem talentvollen und erfahrenen General erwartet.

3. November.

Es ist ein großes Glück, daß der Herzog von Orleans seine Gesundheit wieder erlangt hat.

Die Generale liebten die Vergnügungen, mehr als den Ruhm, und suchten, um jene zu genießen, auch Se. König-

liche

lichel Hoheit (zu Paris) da hinein zu ziehen. Dieser Prinz ist zwar dafür nicht unempfänglich, allein er weiß sie dennoch dem Ruhm und allgemeinem Wohl nachzusetzen.

Was thun nicht die, welche man Jansenisten nennt und die ihnen entgegengesetzte Partey, um zu verhindern, daß nicht Personen nach Rom geschickt werden, welche für oder wider ihre Meynung sind? Spricht man noch von allem diesem dort, wo Sie sind, Madame? Mir dünkt, die Leute sollten alle ihre Streitigkeiten beylegen, bis der allgemeine Friede gemacht wäre, und alsdann erst wieder ihren innern Krieg anfangen, um sich, wenn sie Lust haben, die Mützen vom Kopf zu reißen. Gegenwärtig haben wir in der That ernsthaftere Dinge vor uns. Was mich betrifft, bin ich gegen beyde Partheyen immer so gleichgültig gewesen, daß ich nicht einmal darüber reden hören möchte; ich suche mir immer Beichtväter, die weder Freundschaft noch Haß gegen sie haben.

Sie haben mich hieher versetzt. Ich werde ferner Ihre Achtung und die Ehre Ihrer Freundschaft zu verdienen suchen.

IV.

Ueber die Schlacht von Almanza. Gesinnungen der Prinzessin von Ursini. Folgen ihres Briefwechsels mit der Frau von Maintenon.

Zu Buch IX.

(2. May 1707.)

Der Sieg von Almanza ist noch wichtiger, als man glaubte. Die ganze feindliche Infanterie ist getödtet oder gefangen. Der Herzog von Orleans und der Marschall von Berwik haben den klugen Vorsatz gefaßt, diesen Sieg zu benutzen. Sie rücken gegenwärtig in das Königreich Valencia ein, und werden es wahrscheinlich schnell erobern. Auch Arragonien wird ohne Zweifel dieses Schicksal haben. Ich glaube nicht, daß der Erzherzog mit diesem Verlust wegkommen wird, wenn das Glück die guten Absichten Sr Königlichen Hoheit unterstützen sollte.

den 7. ebendesselb. Monats.

Ich glaube nicht, daß Seine königliche Hoheit sich lange an diesem Hof aufhalten werden. Da Sie das Unglück ge-

habt haben, nicht bey der Schlacht gewesen zu seyn, so werden sie eilen, bey einer andern Gelegenheit sich Ruhm zu erwerben.

V.

Ueber die Gesinnungen der Prinzessin von Ursini, gegen den Herzog von Orleans, ehe sie sich entzweit hatten.

Als Fortsetzung und Zusatz zum IX. Buch.

(den 30. August 1706.)

Wir wissen nichts umständliches von dem, was bey der Schlacht von Turin vorgefallen ist, als daß der Herzog von Orleans als Held gefochten hat, und verwundet worden ist; doch nicht gefährlich; und daß der arme Marschall von Marsin daselbst getödtet wurde.

Man hat gewiß alle Geschicklichkeit und allen Eifer nöthig, welchen der Prinz von Vaudemont bey allen möglichen Gelegenheiten sonst anwendet, um jetzt den Unternehmungen zu widerstehen, die der Prinz Eugen in dem Lande macht, das er inne hat. Vergessen Sie nicht, ich bitte Sie, wie sehr man diesem Gouverneur durch Argwohn unrecht gethan hat. Ich erinnere mich wohl, daß, als Seine catholische Majestät zu Barcelona war, es an unserm Hofe auf dem Punkt war, den König von Spanien zur Absetzung desselben zu überreden.

(d. 16. Sept. 1706.)

An dem guten Willen des Marschalls von Berwik läßt sich gar nicht zweifeln. Ungeachtet die Spanier nicht für ihn sind, hört man doch nichts schlimmes über ihn; und diesen zu gefallen ist schwer.

Wenn dort (bey Turin) eine Action vorfallen sollte; so müßte man für die Person des Herzogs von Orleans besorgt seyn, indem dieser junge Prinz einen unerschütterlich kühnen Muth hat.

Burgos den 23. Sept.

Herr von Vendome versicherte, la Feuillade werde Turin erobern, ehe der Prinz Eugen Zeit haben würde, zu dem Herzog von Savoyen zu stoßen.

VI.

VI.

Ueber die Feldzüge des Herzogs von Orleans (nachherigen Regenten von Frankreich) in Spanien. Schätzbarer Briefwechsel über diesen Gegenstand, zwischen der Prinzessin von Ursini, und Frau von Maintenon. Betragen des Herzogs von Orleans in Spanien.

Zusatz zum IX. Buch.

(den 16. May 1707.)

Der Herzog von Orleans ist gestern nach Arragonien abgereist, nachdem er sich nur zwey Tage hier aufgehalten. Er kam von Valenzia, das er wieder zur Unterwürfigkeit gegen den König gebracht hat.

Ich wundere mich nicht, daß er so viel gutes von dem König und der Königin gerühmt hat. Er hat Ihnen nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber für mich bin ich ihm sehr verbunden, daß er so von mir spricht, wie Seine königliche Hoheit die Gnade gehabt haben es zu thun.

(den 30. May 1707.)

Der Herzog von Orleans hat sich der Stadt Sarragossa bemächtigt, wird aber nicht Lust haben dort zu bleiben. Fassen Sie also Muth, Madame, denn nach aller Wahrscheinlichkeit werden Seine Königliche Hoheit noch mehr Eroberungen machen.

(den 5. Juni.)

Ich wundere mich nicht, Madame, daß man zu Versailles von dem Prinzen von Vaudemont bezaubert ist.

(24. Juni.)

Es kömmt alles darauf an, daß Seine Königliche Hoheit, und der Marschall von Berwik, die Zeit benutzen, und daß sie alles, was sie bedürfen, schnell genug erhalten, um Lerida einnehmen zu können, welches für uns die nöthigste Festung ist, um die Catalonier und Arragonier im Zaum zu halten.

halten. Allein alles, was man von Frankreich her erwartete, ging gar zu langsam, und es wird Ihnen, Madame, wohl bekannt seyn, daß das Geld eben so rar ist, als die Artillerie. Dadurch wird die Absicht des Herzogs von Orleans, gegen Portugal vorzurücken, verzögert. Er hat indessen nie dahin sich ziehen wollen, ohne den Ort, wo er ist, gut zu besetzen, und für den Erzherzog unzugänglich zu machen. Die Prinzessin von Conti, deren Mutter genannt war, ist die Einzige gewesen, die wegen der Frau von Montespan Trauer anlegte.

(7. July 1707.)

In einer Stelle über den Marschall von Tessé, welcher glaubte, der Herzog von Savoyen werde in Frankreich einfallen, schreibt U. Ich muß sagen, daß man nicht gern einen Mann als Anführer einer Armee sieht, der den Feind sogar sehr fürchtet.

(d. 21. Julii 1707.)

Madame, wenn ich unwillig darüber war, daß der Herzog von Orleans das, was er zur Belagerung von Lerida nöthig hatte, und was ihm versprochen war, nicht auf die bestimmte Zeit erhalten hatte, so bin ich desto gelehriger über die von ihm zurück verlangten Truppen, welche auch schon nach Provence abgegangen sind, indem ich vollkommen einsehe, wie wichtig es für Frankreich und Spanien ist, zu verhindern, daß der Herzog von Savoyen in dieser Provinz nicht Fuß fasse, daß er vielmehr genöthigt werde, seinen Plan darauf, sobald wie möglich, wieder aufzugeben.

Der Marschall von Berwik hatte Befehl bekommen, nach der Provence zu marschieren. Auf diese Art hat nun der Herzog von Orleans völlige Freyheit, alles zu unternehmen, was ihm seine Kräfte erlauben. Wenn es wahr ist, daß Seine Königliche Hoheit und dieser Mylord, nicht völlig mit einander einverstanden sind, so kann ich wenigstens Ihnen nicht verhehlen, daß man ihn in diesem Lande davon nicht hat überreden wollen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß jeder von ihnen andere Personen, die zur Erhaltung der Armee nöthig sind, zu Günstlingen habe, oder ob vielmehr besondere Ursachen, vielleicht Nacheiferung oder Ruhmsucht zum Grunde liegen. Wie dem auch seyn mag;

da

da ich nicht gerade die Quellen, noch die Thatsache weiß, so habe ich mich nicht entschließen können, Ihnen, Madame, darüber zu schreiben ..... Ich kann nicht glauben, daß Herr von Nancré an dem angeblichen Mißverständniß, zwischen seinem Prinzen und dem Marschall, schuld seye, wenigstens sind seine Aeusserungen, und sogar sein Interesse dieser Meynung ganz entgegen, und da er Verstand hat, so ist das was man in dieser Rücksicht von ihm sagt, ohne Wahrscheinlichkeit. Der Gesandte, mit dem ich noch gestern sprach, und der viel mit ihm umgeht, weil er bey ihm logirt, ist hierin auch meiner Meynung.

Graf von Caylus reist von Madrid ab, um sich zu Sr Königlichen Hoheit nach Arragonien zu begeben. Ich wünschte, daß alle junge Leute, welche die Ehre haben können ihm den Hof zu machen, eben so klug wären als dieser.

(den 18. Julii 1707.)

Der Herzog von Orleans hat Lerida nicht angreifen können, weil, die ihm aus Frankreich versprochene Artillerie nicht angekommen ist. Seine Königliche Hoheit kann sich also nicht so zeigen, wie für den König von Spanien zu wünschen wäre. Man erwartete in diesem Lande, nach einem so großen Sieg werde man die Feinde nicht zu Athem kommen lassen. Indessen muß ich Ihnen, nach meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit sagen, daß alles dieß allzu langsam geht. Ich glaube, Seine Königliche Hoheit ist darüber in Verzweiflung, und sieht nur zu gut ein, wie ihn überall Unglück verfolgt. Er scheint entschlossen zu seyn, Tortosa wegzunehmen, das immer ein wichtiger Platz bleibt, wenn gleich nicht so bedeutend als Lerida. Allein diese Unternehmung kann nicht angefangen werden, ehe Denia in unsern Händen ist, weil man Artillerie nöthig hat.

(d. 25. Julii 1707.)

Die Armee des Herzogs von Orleans und des Marschalls von Berwik, hat fast nichts gethan, seit sie in Arragonien ist. Daran ist die strenge Jahrszeit und der Mangel an Fourage schuld, worüber die Truppen sehr mißmuthig sind. Es thut mir sehr leid, daß ein Prinz, der die Ehre hat, ein Neffe des Königs zu seyn, seinen Durst nach Heldenthaten nicht befriedigen kann, und daß Se. Königliche

 Hoheit

Hoheit sich noch nicht in einer solchen Stellung zeigen konnte, als ihm in mancher Rücksicht gebührt.

(d. 4. September 1707.)

Herr von Nancré ist diesen Morgen zu Sr. Königlichen Hoheit nach Arragonien abgereist. Da der Herzog von Orleans nun allein und unumschränkter Herr ist, so liegen alle Sorgen auf ihm. Es wird sehr rühmlich für ihn seyn, wenn er zwischen den beyden Nationen, die er commandirt, eine gute Kriegszucht wird einführen können, und wenn die Leute, welche den Unterhalt der Truppen zu besorgen haben, ihre Schuldigkeit thun werden.

(Nach der Nachricht, daß der König von Spanien dem Marschall von Berwik ein in dem Königreich Valenzia gelegenes Landgut, das ziemlich große Einkünfte trägt, geschenkt habe, fährt die Prinzeßin fort:) Es werde zu einem Herzogthum erhoben, auf dem die Würde eines Grand von Spanien ruht. Diese Grandezza geht, wenn er will, auf den zweyten Sohn des Marschalls von Berwik über, und zwar für immer. Es wird Herzogthum von Liria genannt.

Das Detaschement aus Arragonien, welches der König nach der Provence hatte marschiren lassen, und welches Milord Berwik uns zurückbringt, wird dem Herzog von Orleans eine große Hülfe seyn. Es wäre ein großer wichtiger Schlag, wenn Se Königliche Hoheit die Festungen eroberten, die sie im Sinn haben anzugreifen. Es fehlte nur um zwey Stunden, so hätte dieser Prinz auf die feindliche Cavalerie einfallen können. Diese Action war gut berechnet und eingeleitet; allein die Zeit fehlte ihm. Er ist unter keinem glücklichen Planeten gebohren.

(18. September 1707.)

Es freut mich unendlich, daß Sie an den Catholischen Majestäten so viel Antheil nehmen, welche eben so gut Ihre Kinder sind, als die, welche Sie täglich um sich haben. Sie sind viel nachgiebiger, Madame, als ich, daß Sie sich entschließen, mit Narren, undankbaren und boshaften Menschen

schen zu leben, mit denen, wie Sie sagen, die Höfe angefüllt sind.

Milord Berwik hat mir von Sarragossa geschrieben und versichert, daß er in wenig Tagen bey dem Herzog von Orleans seyn werde.

Herr von Nancré wünscht mehr als jemand, daß sein Prinz die beste Parthey ergreifen möge, weil er für die Handlungen seines Herrn haften muß. Er ist in einer Lage, die ich mir nicht wünschen möchte; denn das Schicksal hat Se. Königliche Hoheit bis jetzt immer auf dornigten Pfaden geführt.

(26. September.)

(Von den Grandes von Spanien.)

Wenn Se. Majestät einige davon streng bestraft hätte, so wäre die Ligue bald aufgelößt gewesen. Je mehr man sie für gefährlich hält, desto kühner werden sie. Man kann ihre Verwegenheit durch nichts so sehr unterdrücken, als wenn man ihnen zu erkennen gibt, daß sie durchaus nicht furchtbar sind. Dieß ist das einzige Mittel, sie auch bey dem Feinde in Mißcredit zu bringen. So lange man andere Grundsätze haben wird; so lange wird man sich betrügen. Sie schmeicheln sich, an Ihrem Hof eine Zuflucht zu haben, und durch die Protection des Königs alle mögliche Aemter erhalten zu können (wie es auch wirklich wahr ist). Zur Dankbarkeit dafür machen sie überall bekannt, ihr König sey nur ein Schatten, und Ludwig XIV. beherrsche allein diese Monarchie.

Der Herzog von Orleans, welcher sehr gütig gegen mich ist, hat mir den Wunsch entdeckt, daß er einem gewissen Fräulein, die ihm nicht gleichgültig war, gerne eine Art von Auszeichnung verschaffen möchte. Sie werden leicht errathen können, daß ich von dem Fräulein von Sery spreche. Se. Königliche Hoheit sind in Verlegenheit, wie dieß zu machen sey, und sind auf den Einfall gekommen, der simple Titel als Hofdame der Königin von Spanien, ohne allen Gehalt, würde angemessen seyn. . . . Er wünschte Ihnen, Madame, die Verbindlichkeit zu haben, daß der König seine Absichten nicht mißbilligte; denn der Beyfall Sr. Majestät würde den

 König

König und die Königin von Spanien hinreichender Grund seyn, dem Herzog von Orleans, der noch größere Gnadenbezeugungen verdient, dieses Vergnügen zu machen, und Ihre Majestäten würden es gerne thun. Es wird gewiß keine üble Folgen haben; im Gegentheil würde jeder Castilianer sehr damit zufrieden seyn, und selbst so handeln. Ueberdieß, Madame, sind dergleichen Dinge nichts neues. Ich schmeichle mir von Ihnen eine günstige Antwort darüber zu erhalten, für die ich Ihnen sehr verbunden seyn werde.

(den 2. Otober 1707.)

(Die Prinzessin von England betreffend.)

Ich freue mich, wenn ich sie loben höre, und wünschte sie einst als Herzogin von Berri zu sehen.

(10. October.)

Der Herzog von Orleans ist über seine Fortschritte von Lerida sehr vergnügt. Zwischen ihm und dem Milord wird keine Verschiedenheit der Gesinnungen statt finden, weil sie beyde nur die Absicht haben, mit Treue zu dienen.

(den 17. October 1707.)

Endlich wird das Glück dem Herzog von Orleans günstig; er hat die Stadt von Lerida erobert, und hofft dasselbe von dem Schloß. Es sind nur sehr wenige getödtet oder verwundet worden. Er schreibt dem König von Spanien, nichts davon erfahren zu haben, daß der Feind eine Verstärkung erhalten werde. Nach der Einnahme dieses Schlosses wolle er sich von Tortosa Meister zu machen suchen, alsdann werde er das Vergnügen haben, Ihren Majestäten in Madrid seine Aufwartung zu machen. Man wird aus mancherley Ursachen sehr froh seyn, wenn er auf eine so rühmliche Art wieder dahin zurückkehrt.

(23. October.)

Sie haben mir ehemals, mit jenem unbekümmerten Wesen, das Sie zuweilen annehmen, eine Prophezeyung gemacht. Sie sagten mir, Madame, Ihre Anstrengungen werden je länger je mehr zunehmen. Sie werden weder zum Essen,

Essen, noch zum Schlafen, noch zum Ausruhen mehr Zeit haben. Ihr Geist und Körper wird in beständiger Unruhe seyn, und dieser Zustand wird bey weitem länger dauren, als Sie glauben. Diesem Fürsten (dem König von Spanien) fehlt nichts, als das Talent seine großen Eigenschaften zu erkennen zu geben; denn er besitzt gewiß alle, die ihm Liebe und Achtung erwerben könnten, allein er hat zu wenig Selbstvertrauen. Ich hoffe, die Zeit werde auch diesen Fehler verbessern, weil sein Mißtrauen gegen sich selbst ehmals noch weit größer war.

Auf alles, was Sie mir, die Wünsche Seiner Königlichen Hoheit betreffend, die Güte gehabt haben, zu antworten, habe ich kein Wort zu sagen, und werde ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachten. So hoffe ich wird dadurch, daß ich mich dem Willen des Königs gänzlich unterwerfe, mein einziges Vergehen gegen Sie, aus Ihrer Erinnerung verwischt werden.

(13. November 1707.)

Man schreibt uns täglich von der Armee, Se. Königliche Hoheit thue Wunder. Sein Beyspiel würke unglaublich auf alle Truppen. Er hat viele Neigung und Talent zum Kriegswesen, ist ruhmbegierig, liebt und verehrt den König über alles, und ist ein warmer Vaterlands-Freund. Wenn er bey so vielen wesentlichen Vorzügen auch zuweilen etwas versieht, so muß man es ihm verzeihen, und hoffen, daß er durch reiferes Nachdenken über dergleichen Schwachheiten siegen werde.

(den 19. November 1707.)

Nun ist also die Unglücksperiode des Herzogs von Orleans vorüber. Er hat den Ruhm, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu melden, diese wichtige Festung erobert zu haben, wovon er sich durch keines der Hindernisse abschrecken ließ, die sich seinem Vorhaben entgegen setzten.

(27. Nov.)

Man sagt, wenn der Herzog von Orleans nicht alles habe, was er zur Belagerung von Tortosa bedürfe, so würde

de er, nach dem Taufactus, auf zwey Monate nach Frankreich gehen.

(2. Dezember.)

Ich erfahre eben von Sr. königlichen Hoheit, man habe ihm hinterbracht, wir beyde, Sie und ich, seyen mit einander einverstanden gewesen, um zu hindern, daß ihm die Eroberung von Lerida nicht gelänge. Da wir es nicht haben verhindern können, so halte ich für gut, wenn wir ihm ins Künftige nichts mehr in den Weg legen.

(12. Dezember.)

Wenn Herr von Chamillard die französischen Truppen in Zukunft eben so im Elend läßt, wie bisher, so wird alles verloren seyn. Se. königliche Hoheit werden Ihnen diese Wahrheit nur zu sehr bestätigen. Er versichert, seine Reise werde sehr kurz seyn, worüber ich recht froh bin; ich würde es noch mehr seyn, wenn er befriedigt von Ihnen zurückkäme; Er verdient in der That, daß man Rücksicht auf ihn nimmt. Er wird nicht der erste Prinz seyn, welcher wünscht, daß man gewisse Personen auszeichne, die im Grunde die Fürsten weder achtungswürdiger, noch tadelswerther machen.

(18. Dezember.)

Obgleich der Herzog von Orleans Ihren Majestäten versprochen hat, seine Reise werde nur sehr kurz seyn; so sahen wir ihn diesen Morgen doch ungern abreisen. Von der vorgeblichen Uneinigkeit zwischen Sr. königlichen Hoheit und dem Marschall von Berwik hat man nichts bemerkt. Sie sprachen mit einander, wie sonst. Sie sind wohl in militairischen Operationen nicht immer gleicher Meinung, wie Sie, Madame, es bey der Belagerung von Lerida bemerkt haben werden; allein die Verschiedenheit der Meinungen kann die Gesinnungen der Freundschaft nicht aufheben, besonders wenn der Niedrigere den Respect so zu beobachten weiß, wie Milord.

(d. 25. Dezember.)

Madame, es bleibt mir also nach Ihrer Meinung nichts übrig, als Vieles zu ertragen, mich von jedermann beneiden zu lassen, Gedult zu fassen, und meine Zärtlichkeit gegen Ihre Catholischen Majestäten, wo möglich noch zu erhöhen. Die Behauptung, daß wir beyde über die wichtige Eroberung Sr. königlichen Hoheit unzufrieden seyen, rührt wahrscheinlich von eben dem Zeitungsschreiber her, welcher Sie zu einer Freundin des Kaisers und mich zur Freundin der Königin Anna und des Herzogs von Savoyen machte.

Der Marschall von Berwik hat eine Reise nach Frankreich machen wollen; der König befahl ihm aber in Spanien zu bleiben. Wenn er aufrichtig hätte sagen wollen, was er davon denkt, so hätte er zugeben müssen, daß seine Gegenwart zu Valenzia und Arragonien, wo Se. Catholische Majestät ihm eine unumschränkte Gewalt gegeben hat, durchaus nothwendig ist.

VII.

Angelegenheiten von Spanien und Frankreich. Der Herzog von Orleans und die Prinzessin Ursini.

Zur Ergänzung des IX. Buchs.

(den 22. Oct. 1708.)

Der Gouverneur von Port-Mahon hat den Platz aus Feigheit oder durch Verrätherey verloren. Er ist aber dennoch eben so unbefangen nach Carthagena gekommen, als ob er in Spanien gut aufgenommen werden würde.

(29. October.)

Ich werde die Ehre haben, Ihnen Madame, alles zu melden, was Sie, den Herzog von Orleans betreffend, zu wissen verlangen. Allein es kann dieß noch nicht mit der gegenwärtigen Post geschehen, weil man erst wissen muß, was Se. Königliche Hoheit Ihren Catholischen Majestäten und mir

mir antwortet, um Ihnen hierüber mehr Aufschluß geben zu können. Ich kann Ihnen zum Voraus sagen, daß ich glaube, Se. königliche Hoheit werden mit meinem Betragen zufrieden seyn, indem ich alles gethan habe, ihm gefällig zu seyn, und ihm meine Achtung und Zuneigung zu beweisen. Auch der König und die Königin haben ihm von ihrer Seite alle mögliche Beweise ihrer Freundschaft und Dankbarkeit gegeben. Es wäre sehr unangenehm, wenn der Prinz, nach allem diesem, doch Ursache zu haben glaubte, darüber unzufrieden zu seyn.

Nichts ist treffender, als das, was die Herzogin von Bourgogne Monseigneur geantwortet hat. Sie zittere vor Furcht, der Herzog van Bourgogne möchte dem Feind entgegen rücken, und eben so sehr dafür, daß er es unterlassen möchte.

(12. Nov.)

Ueber die Einnahme von Lille.

Die Uneinigkeit unter den Generalen war schuld, daß alle gute Anordnungen zu spät gemacht wurden. Man kann sich nicht enthalten, zu sagen, daß einem darüber das Herz blute. Unsere Nation hat sich so ganz verändert, daß man sie gar nicht mehr erkennt. Ehemals handelte sie nur aus Ruhmbegierde, und gegenwärtig scheint sie gar keinen Sinn mehr dafür zu haben, nur ein unthätiges Leben zu wünschen, oder mit Vergnügungen sich zu beschäftigen, die ihren Pflichten ganz entgegen sind. Der König hat an Philipp den V. geschrieben, der Vorfall bey Lille würde den Frieden entfernen, und sie beyde würden neue Kräfte aufbieten müssen, um den Krieg fortzusetzen, und die Krone von Spanien zu befestigen.

Se. Catholische Majestät werden über die Aufrichtigkeit dieser Erklärung sich keinen Verdacht erlauben, als ob etwa der König Sie bloß dadurch hinhalte, um nachher einen Tractat zu schließen, wie der von Mailand war, von welchem er, wie es Ihnen, Madame, bekannt ist, durchaus nichts wußte. —

Wir wissen noch nicht, ob der Herzog von Orleans nach Madrid kommen wird, ehe er nach Frankreich zurückgeht.

Da

Da Sie mir aufgegeben haben, Ihnen zu melden, wie Se. Königliche Hoheit mit Ihro Majestät, oder wie wir alle mit Sr. Königlichen Hoheit stehen, so habe ich geglaubt Ihren Auftrag nicht besser erfüllen zu können, als wenn ich Ihnen diesen Aufsatz zuschicke. Herr Amelot ist Verfasser davon. Er hat ihn dem König vorgelesen, der ihn durchaus gut hieß, sich an alles, was darinn vorkam, genau erinnerte, und erklärte, es seye alles, bis auf den kleinsten Umstand wahr. Se. Majestät sind die Wahrheit selbst; man darf auf Ihr Wort bauen. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, Madame, daß der König, die Königin, der Herr Gesandte und ich, uns in Rücksicht auf Ihre Königliche Hoheit nicht vorzuwerfen haben, daß man ihm öffentlich, und im besondern alle mögliche Lobeserhebungen gemacht hat, die man ihm schuldig ist, und man auf alle Art ihm gefällig zu seyn suchte. Sie wissen, was ich bey verschiedenen Vorfällen Ihnen über ihn gemeldet habe, und wie gerne ich das für diesen Prinzen zu erlangen suchte, was er wünscht. Ich habe mir die Freyheit genommen, ihm, als er zu Madrid, und auch seit er bey der Armee war, das zu melden, was zu wissen ich ihm für gut hielt. Ich habe keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, wodurch ich ihm meine Achtung und Anhänglichkeit beweisen konnte. Wenn es mir bey allen meinen Bemühungen doch nicht gelungen seyn sollte, mir sein Wohlwollen zu erwerben, so kann ich es nur meinem Unglück zuschreiben.

Man behauptet, der größte Theil seiner Dienerschaft seye ungerne in diesem Lande, und, da sie ihm, als einem Herrn, bey dem sie sich wohl befinden, ein langes Leben wünschen, so würden sie ihn lieber im Palais Royal, oder in der Opera, als in Gefahren sehen, denen er sich so leicht aussetzt. Man hat so eben erfahren, er werde den 15ten dieses Monats in dieser Stadt ankommen.

(den 13.)

Der Herzog von Orleans war unentschlossen, ob er vom König und der Königin Abschied nehmen, oder ob er, ohne sie vorher zu sehen, nach Frankreich gehen solle. Die Nachricht, man habe an dem Ort, wo Sie sind, gesagt, er stehe sehr schlecht mit dem König von Spanien, weil er den Lieb-

Liebhaber der Königin habe machen wollen, hat ihn davon zurückgehalten. Ich glaube nicht, daß je ein Gerücht ungegründeter und boshafter war, als dieses; dieser Prinz hat nie weder die Absicht, noch den geringsten Schein davon gehabt. Er muß bösartige Feinde haben, und man darf sich wohl hüten, das Nachtheilige, was gegen ihn gesagt werden könnte, nicht zu glauben, da man, ihm zu schaden, eine Geschichte erdichtet hat, die so durchaus falsch ist. Se. Königliche Hoheit haben sich immer mit derjenigen Achtung gegen die Königin betragen, welche sie durch ihr bescheidenes und erhabenes Wesen einflößt. Der König ist gewöhnlich in ihrem Zimmer, nebst mir, wenn dieser Prinz dahin kömmt. Er spricht mit Ihren Majestäten über ihre Angelegenheiten, zuweilen auch über unterhaltende Kleinigkeiten, immer aber mit einer anständigen Zurückhaltung und Ehrerbietigkeit. Ihre Majestäten freuen sich immer ihn zu sehen, und es scheint mir, daß auch er gerne bey Ihnen ist. Sie sehen, Madame, wie genau ich Ihnen alles berichte, was ihn betrifft. Bedenken Sie, ich bitte Sie, wie weit die Bosheit geht. Ich glaube, er wird zu Ende dieser Woche abreisen, nachdem er die für den nächsten Feldzug nöthigen Maasregeln genommen, und sich selbst überzeugt hat, daß man nichts unterlosse, was zu seiner Zufriedenheit beytragen, und ihn in den Stand setzen kann, seine Fortschritte gegen den Feind fortzusetzen, und den Krieg in Spanien glücklich zu endigen. Ich wünschte, Madame, daß alle Generale, die in Flandern sind, eben so mit diesem Hof übereinstimmten; dann würde gewiß alles besser gehen.

(26. November.)

Ich kann mich nicht enthalten Ihnen zu eröffnen, daß die den Generalen subordinirte Prinzen eine gar zu schlechte Rolle zu spielen haben, indem man ihnen nur das Schlimme, welches entsteht, und nicht auch das Gute zuschreibt. Ich habe es hier gesehen. — Es ist gewiß, Madame, daß sie sehr überflüssig sind, wenn sie nicht selbst handeln dürfen.

Der Herzog von Orleans wird, wie ich glaube, zufrieden von hier weggehen. Er hat bey sich selbst erfahren, daß wichtige Angelegenheiten nur durch Geduld und Beharrlichkeit durchgesetzt werden, deren nicht jeder fähig ist. Ihre Majestä-

Majestäten und S. Königliche Hoheit haben sich zärtlich umarmt; Auch bin ich überzeugt, daß der Herzog von Orleans mein Freund ist; wenigstens hat er mich dessen versichert.

(9. Dezember.)

Die Unverschämtheit, mit welcher man überall und auf alle Art einen so verehrungswürdigen Prinzen, wie der Herzog von Bourgogne ist, tadelt, verdiente exemplarisch bestraft zu werden, und nichts scheint mir gefährlicher, als Hofcabalen, durch welche man die Gebieter anzuschwärzen sucht. Wenn die Urheber derselben aus redlichem Eifer für den Staat und den König handelten, so würden sie es diesem mit edler Kühnheit und Standhaftigkeit sagen, wo etwas in seinem Dienste versehen wird, öffentlich aber alles unterstützen, was zu seinem Ruhm dient, anstatt daß sie nur alles tadeln, was man thut, ohne die Gründe zu wissen, welche man dafür gehabt hat.

Wie kann man gegenwärtig, wo die Rede davon ist, einen König zu entthronen, einem andern seine Macht zu nehmen, überhaupt wo die wichtigsten Dinge vorgehen, sich mit dem Herrn von Cambray, den Jesuiten, den Freydenkern und den Jansenisten beschäftigen? Es wäre besser, wenn man nur an den Krieg dächte, die Feinde zu überwinden suchte, und beherzigte, daß dadurch, wenn man eine so gerechte Sache unterstützte, der Wille Gottes befolgt würde.

(21. Dezember.)

Madame! ich freue mich sehr, daß der Herzog von Orleans mit mir zufrieden zu seyn bezeugt. Ich habe alles gethan, mir sein Wohlwollen zu verdienen, und werde auch in Zukunft eine aufrichtige Verehrerin und Anhängerin Sr. Königlichen Hoheit bleiben.

(6. Jan. 1709.)

Se. Königliche Hoheit wünschen mehr als jemals den für Fräulein von Berry verlangten Titel zu erhalten, und ich bin gewiß, der hiesige Hof könnte ihm keinen angenehmeren Beweis seiner Erkenntlichkeit geben, als wenn er sich für den Abschluß dieser Sache verwendet. Erlauben Sie mir daher, Madame,

Madame, daß ich Sie bitte, seiner Leidenschaft, sie mag seyn wie sie will, nicht entgegen zu seyn. Wir sind seinem Muth, seiner Klugheit und Standhaftigkeit die wichtigen Eroberungen von Lerida und Tortosa schuldig, und es ist für uns nöthig, daß ein neuer Eifer ihn für den nächsten Feldzug anfeuere. Diese Gründe sind sehr bedeutend, Madame! und ich glaube, unter gewissen Umständen darf man wohl den Gegenstand, auf den eine Gnade fällt, vergessen, wenn der, welcher sie erbittet, unendlich mehr verdient.

(28. Jan.)

Madame! nicht mehr über den Herzog von Bourgogne nehmen sich die Offiziere die Freyheit, loszuziehen; ihr ganzer Zorn fällt auf den Herzog von Vendome. Mir scheint, es wäre besser, wenn sie weder gegen den einen noch den andern sprächen und keine Streitigkeiten veranlaßten, indem sie Partheyen machen.

(24. Junii.)

Ueber die Absetzung des Herrn von Chamillard.

Wenn er auch weiter keinen Vorzug hätte, als seine Gutmüthigkeit, so wäre es schon genug für das, was er zu thun hatte, und um den Krieg zu führen und die Finanzen seit so vielen Jahren zu besorgen, wo die besten Köpfe kaum hätten widerstehen können, besonders zu einer so schrecklichen Zeit, wie die war, in welcher er an dem Ministerium Theil genommen hat.

(1. Julii.)

Madame! ich setze viel Zutrauen in einen General, der den Muth nicht verliert, auch wenn er an Macht zurückstehen müßte. Der Herr Marschall von Villars, welcher den Krieg und Ruhm liebt, schmeichelt sich, das Glück werde ihm eben so günstig seyn, als vielen andern, welche weniger starke Armeen commandirt, und dennoch gesiegt haben. Warum sollte dieß nicht auch geschehen können?

Herr Amelot wird heute die Veränderung, welche der König in seinem Despacho *) vorgenommen hat, umständlich beschreiben. Der Herr Gesandte ist also von mancherley Geschäften befreyt, indem er sich von dem Kriegs- und Finanzwesen gänzlich losgesagt hat. Der König und die Königin wollten, aus Rücksicht für den König, ihren Großvater, und aus Zufriedenheit über die geleisteten Dienste ihres Gesandten, daß er, so lange als er noch hier bleiben würde, immer in den Despacho gehen möchte.

(5. Juli.)

Sie haben sich die Mühe genommen, Madame! mir in Ihrem Schreiben vom 4. Junii zu sagen, daß der König den Entschluß gefaßt habe, alle seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen; allein Sie haben vergessen, mir Nachricht zu geben, daß der König diesen Entschluß wieder abgeändert hat, und 25 Batailons daselbst lassen wird, welches Se Catholische Majestät als eine Sache, die für ihn von der größten Wichtigkeit seye, von ihm begehrt hat. Unerachtet Ihres Stillschweigens kann ich doch nicht den Verdacht haben, daß Sie, Madame, mit diesem Beweis der Güte, welchen der König seinem Großsohn gegeben hat, unzufrieden seyn sollten, wenn Sie mir auch gleich versichert haben, sie wünschten ihn entthront zu sehen.

(Madrid 9. Julii.)

Der Strahl von Hoffnung für das Leben des Infanten ist schnell verschwunden. Diese Nacht bekam er Anfälle von Convulsionen, und entschlief zum ewigen Leben.

(Madrid den 11. August.)

Man rühmte in Spanien das Betragen des Marschalls von Villars und den guten Willen seiner Armee. Der Marschall von Berwik scheint die Unternehmungen des Herzogs von Savoyen nicht zu fürchten.

(Ueber die Erbitterung gegen die Prinzessin Ursini, welche sich auf die Verhaftung des Flotte und Renaud gründete.)

Mehrere

*) Cabinet, oder Rath für unmittelbare königliche Ausfertigungen.

Mehrere haben mich davon benachrichtigt; andere haben es ihren Freunden am Hof geschrieben. Ich habe das eigene Schicksal, Madame, immer der Gegenstand von der Leidenschaft derjenigen zu seyn, welche gegen Ihre Catholischen Majestäten sind. Mein Eifer für diese und für den König macht, daß sie mich für ein Hinderniß ihrer ungerechten Absichten ansehen.

VIII.

Ueber die Spanischen Mönche und Bischöffe. Fortsetzung des Briefwechsels zwischen der Prinzessin Ursini und Frau von Maintenon.

Ergänzung zum IX, Buch.

(5. Dez. 1707.)

Die Bischöffe thun gewiß ihre Schuldigkeit, und der größte Theil erfüllt das, wozu er verpflichtet ist. Wir kennen sie mehr aus ihren Handlungen als aus ihren Reden, weil sie fast immer in ihren Diöcesen wohnen, und beynahe nie am Hofe erscheinen.

Denk=

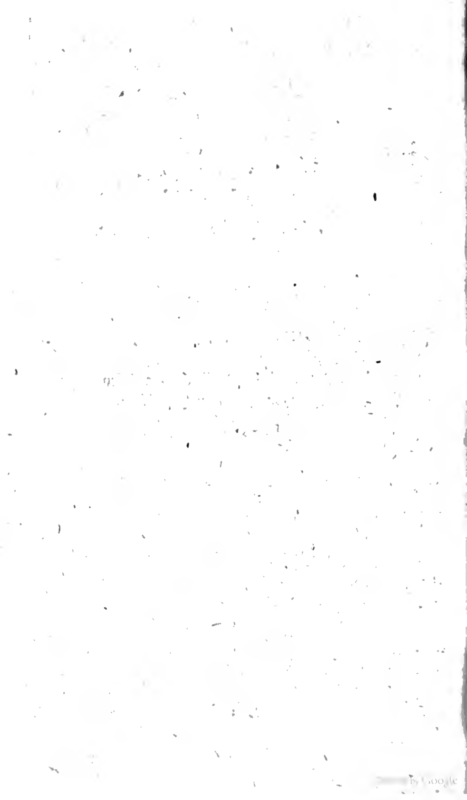
Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

X. Buch.

Des Herzogs von Orleans Absichten auf den spanischen Thron, nebst andern Hofkabalen.

1709.



Inhalt.

Fortsetzung der Intriguen bey dem Französischen und Spanischen Hof, im Jahr 1709.

I. Wiederholung der Dienste des Herzogs von Orleans. II. Ursache des Hasses der Prinzessin von Ursini und der Frau von Maintenon gegen den Herzog von Orleans. III. Besondere Anekdote. IV. Ermahnung, welche der Herzog von Saint Simon dem Herzog von Orleans gab, und dessen Plane auf Spanien, im Fall diese Krone von Philipp dem V. aufgegeben würde. X. Die Grandes von Spanien überreden den Herzog von Orleans, daß die Parthie des Königs nächstens fallen müsse und daß es sogar nothwendig seye, mit Beschleunigung seines Falls an seine Stelle zu treten. Abscheu des Prinzen vor dieser Parthie. Er willigt ein, sich, wenn der König gefallen seyn würde, auf den Thron setzen zu lassen. Seine Eröffnungen an den Herzog von Saint Simon. VI. Anekdote von dem französischen Hof aus dem Jahr 1708. VII. Madame Maintenon setzt

1.

Wir haben gezeigt, welche wichtige Dienste der Herzog von Orleans in Italien dem König geleistet. In Spanien hatte er Valenzia wieder zum Gehorsam gebracht, Saragossa unterwürfig gemacht, Lerida nebst dem Schloß, auch die Stadt Tortosa, belagert und eingenommen, und sich überall durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Er that genug, um sich den Neid der Prinzen und Großen an den beyden Höfen, Madrid und Versailles, zuzuziehen.

2.

Allein als man argwohnte, und nachher entdeckte, daß er im Sinne habe, sich des Spanischen Throns zu versichern, verwandelte sich diese Eifersucht in Haß und Wuth. Sein Vorhaben, unschuldiger als man damals glauben konnte, wurde mit den schwärzesten Farben gemahlt. Es war nur die Wirkung der Herzhaftigkeit eines Prinzen, welcher sich fähig fühlte, den Scepter zu tragen, der ein Recht auf die Spanische Krone hatte, und den man deswegen sogar zum Nachfolger vorgeschlagen hatte. Ueberdieß war Philipp der V. so weit gesunken, daß er im Begriff war, den Thron zu verlassen. Das Unglück von Frankreich und Spanien schien ihn zu zwingen, bald der Krone zu entsagen. So unschuldig also diese Absicht

sicht des Herzogs war, so wurde sie doch für diesen Prinzen die Quelle seiner nachherigen Leiden und der Bitterkeiten, die sich über sein ganzes folgendes Leben verbreiteten, auch sogar über die freyeste unbeschränkteste Periode desselben, während welcher er allein souveraine Macht hatte.

Ohne hier zu frühe etwas über seinen Character zu sagen, will ich bloß folgendes von ihm anmerken. Seine Geschäftlosigkeit verleitete ihn, häufig von Paris wegzureissen, sich aus zweckloser Neugierde mit der Chemie, sogar mit Nachforschungen über die Wahrsagerkunst zu beschäftigen. Mit frechem Leichtsinn überließ er sich, unbekümmert um den Hof, noch unbekümmerter um seine Gemahlin, seiner Maitresse, der Frau von Argenton, der Lüderlichkeit, und schlechten Gesellschaften. Dadurch hatte er sowohl bey der Welt, als bey dem König, viel von seinem Credit verloren, als die Noth den König zwang, ihn nach Italien abzuschicken, um dem Herzog von Vendome daselbst wieder aufzuhelfen. Sein Betragen bey Turin, wo er den unglücklichen Ausgang vorhergesehen, und Marchin auf alle Art zu andern Maasregeln zu bewegen gesucht hatte, nebst seinen nachherigen muthvollen Versuchen, mit der Armee wieder nach Italien zu gehen, bewogen den König, ihm, gleichsam zum Trost, das Commando der Armeen in Spanien zu übergeben.

Der König hatte ihm zu verstehen gegeben, Er wünschte, daß er mit der Prinzessin von Ursini in gutem Vernehmen bleiben, und sich in keine andere als den Krieg betreffende Angelegenheiten mischen möchte. Der Herzog von Orleans war diesen Befehlen genau nachgekommen. Die Prinzessin von Ursini hatte ihm gefällig zu seyn sich bemüht, und mir selbst Lobeserhebungen von ihm geschrieben, die nicht unbekannt

bleiben

bleiben konnten. Ich wußte die Befehle des Königs, in Rücksicht auf sie; ich war der redlichste Freund von Beyden; ich wünschte ihre Eintracht, weil ihr gegenseitiges Glück, vorzüglich aber das Glück des Herzogs von Orleans, darauf beruhte, und theilte daher diesem alles mit, was dazu beytragen konnte. Ich hatte während des kurzen Aufenthalts des Herzogs von Orleans zu Paris zwischen seinen beyden Reisen nach Spanien, diese Absichten zu unterstützen gesucht, und ihm, wegen der Verbindung der Prinzessin von Ursini mit der Königin von Spanien, so wie mit der Frau von Maintenon hier, die Wichtigkeit davon sehr nachdrücklich vor Augen gelegt.

Es gieng auch alles gut zwischen ihnen, bis zu seiner Zurückkunft von Spanien, wo er unzufrieden über die Nachlässigkeit der Anstalten für den nächsten Feldzug wurde, um den er sich vor seiner Zurückkunft so ernstlich bekümmert und so schöne Versprechungen dafür erhalten hatte. Sehr aufgebracht, daß gerade eben diese Mängel, welche ihm beym vorigen Feldzug so viel geschadet hatten, ihm auch beym nächsten großen Nachtheil bringen würden, äußerte er sich laut bey der offenen Abendtafel hierüber; wodurch er sich die Prinzessin von Ursini und Frau von Maintenon zu unversöhnlichen Feindinnen machte.

Das gute Vernehmen zwischen ihm und der Prinzessin von Ursini schien übrigens doch noch immer fortzudauren, ungeachtet seine Foderungen um Lebensmittel und andere Bedürfnisse für die Armee zu öfteren Störungen Anlaß gaben. Er bemerkte an andern kleinen Vorfällen, daß man ihm zu schaden trachtete, und er nöthig habe, mehr auf seiner Hut zu seyn. Ich benachrichtigte ihn auch sogleich warnend von dem hier verbreiteten Gerücht, welches ihn einer zweydeutigen

Neigung für die Königin von Spanien beschuldigte. Er beruhigte mich hierüber völlig, indem in Spanien gar nicht daran gedacht worden war, und er, sowohl seit dem Ende des ersten Feldzugs daselbst, als auch bey seinem nachherigen Aufenthalt in Madrid, nicht die geringste Vermuthung dazu gegeben hatte.

3.

Ich kann den Witz, wodurch sich der Herzog von Orleans den ersten Haß der Günstlingin beyder Höfe zugezogen hat, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Eines Abends, als er mit mehreren Franzosen und Spaniern aus dem Gefolge bey Tische saß, die Gesellschaft ein wenig zu lustig wurde und er vom Weine erhitzt war, nahm er, ärgerlich über die unumschränkte Herrschaft der Prinzessin von Ursini das Glas, und sagte: Meine Herrn, ich trinke Ihnen die Gesundheit des Con Capitaine und des Con Lieutenant zu. (Ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich Ihnen seine Worte so buchstäblich mittheile, allein sie leiden keine Umschreibung.) *)

Niemand, selbst der Prinz nicht, wagte eine Auslegung darüber zu machen; allein alle fiengen an zu lachen, und vergaßen die Politik. Es entstand ein schimpflicher Lermen. Kaum eine halbe Stunde nachher wurde es der Prinzessin von Ursini, die sich für den Lieutenant erkannte, gemeldet. Diese, äußerst darüber aufgebracht, theilte den Vorfall der Frau von Maintenon mit. Daher „die Zörne!" Sie konnten es dem Herzog von Orleans nie verzeihen.

Die Prinzessin von Ursini, welche alles gethan hatte, um ihm gefällig zu seyn, fand sich nicht nur em-

*) Neugierige können einen Rechtsgelehrten über das Crimen con. consultiren.

empfindlich beleidigt, sondern auch durch das einzige Wort, das nicht wieder vergessen werden konnte, vor andern beschimpft und lächerlich gemacht. Beyde Damen schworen das Verderben des Prinzen, dem er auch wirklich nicht entgehen konnte. Für dieses einzige Wort mußte er die Grausamkeit und den Haß der Frau von Maintenon bis an den Tod des Königs fühlen. Er selbst gieng seinen Weg mit der ihm eigenen Unbekümmertheit fort, ohne seinen Fehler wieder verbessern zu wollen. Oefters hat er mir nachher die Geschichte erzählt, an die er sich immer mit Vergnügen und ohne die geringste Reue erinnerte.

4.

Ich blieb indessen diesem Prinzen immer zugethan. Eines Tags sagte ich ihm; wenn Er seinen bisherigen Lebenswandel verlassen würde, an welchem, seit langer Zeit schon sogar diejenigen ein Aergerniß nähmen, welchen bloß an der äußern Ehre, nicht aber am inneren Bewußtseyn des Guten gelegen sey; so würde er dadurch alle gerechte und ungerechte Vorwürfe, die man ihm inzwischen gemacht hätte, von sich abwenden. Ich stellte ihm vor, wie wenig der, welcher sich von einer heftigen Leidenschaft beherrschen läßt, einer Ueberlegung fähig ist, und daher auch zu allem verleitet werden kann. Ich erinnerte ferner: sein Hang zur Wahrsagerey, den er nicht für so ernstlich gehalten hatte, und schon längst wieder abgelegt zu haben glaubte, seye aufs neue wieder bey ihm erwacht, und übermächtig geworden; diese Kunst werde als eines der größten Staatsverbrechen und als eine verabscheuungswürdige Gottlosigkeit angesehen; aufs nachsichtigste aber beurtheilt sey sie eine Schwachheit, durch welche alles Große und Gute, das man indeß von ihm geglaubt habe, unendlich

endlich viel verliere. Ich versicherte ihn, man halte ihn für einen Mann, der von der Sucht zu herrschen getrieben und gequält werde, zwar nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern erst durch Vorhersagungen, die ihm angegeben worden seyen, dazu verleitet. Daran nähmen gewisse Leute ein großes Aergerniß; andere dächten bloß verächtlich davon; alle aber stimmten darin überein, daß solche übermüthige Gedanken weder einem vernünftigen Mann, noch weniger aber einem guten Unterthanen gezieumten. Eben daher, sagte ich ihm, sey jenes Gerücht wegen Spanien, mit allen nachtheiligen Urtheilen und Folgerungen darüber entstanden, so wie noch manche andere Dinge, die ich ihm nicht gerne zu offenbaren auf mich nehmen möchte.

Er drang in mich, dies zu thun; und dies war es auch, was ich wünschte. Nachdem ich mich lange geweigert hatte, um seine Neugierde zu reizen, und ihn auf abscheuliche Beschuldigungen vorzubereiten, sagte ich ihm: Da er es mir befehle, und sein gegenwärtiger Zustand erfordere, daß er alles wisse, sogar das, was niemand das Herz haben würde ihm zu sagen; so eröffne ich ihm hiemit folgende Beschuldigungen gegen ihn, welche theils von boshaften Personen, theils von solchen herrühren, die wegen der Entfernung sein Gemüth gar nicht kennen.

Man behaupte: Er stehe mit dem Wiener Hof in einem Verständniß, um die verwittwete Königin von Spanien zu heurathen, deren Schätze von Geld und Edelsteinen ihm den Weg zum Spanischen Thron bahnen sollten, ohne die Alliirten zu sehr vor den Kopf zu stoßen. Um dieß zu erreichen, würde er seine Gemahlin verstoßen. Durch das Ansehn des Kaisers, der den Papst so sehr in Schrecken gesetzt hatte, und in Rom allmächtig war, wolle er seine Ehe, als entehrend

ehrend und nur aus Zwang geschlossen, auflösen lassen, und folglich seine Kinder für Bastarde erklären. Da er keine Nachkommen von der verwittweten Königin von Spanien hoffen könne; so werde er alsdann ihren Tod als eine Wohlthat der Zeit und des Alters erwarten, um die Frau von Argenton zu heurathen, welcher von den Genien eine Krone versprochen seyn solle. Um ihm nichts zu verhehlen, müsse ich noch hinzusetzen: Man halte ihn für sehr froh, daß das Leben der Herzogin von Orleans, trotz ihrer Kränklichkeit, Schwangerschaft und neulichen Niederkunft erhalten worden sey, weil dadurch seine boshaften Verläumder beschämt und zum Schweigen gebracht worden seyen, welche niederträchtig genug gewesen wären, auszustreuen, daß Er seine Gemahlin vergiftet habe und zeigen wolle, er sey nicht umsonst ein Sohn von Monsieur, werde auch seine Maitresse heurathen.

Bey dieser schrecklichen Erzählung wurde der Herzog von Orleans von einem unbeschreiblichen Abscheu und Schmerz ergriffen, sich auf eine so giftige und grausame Art verläumdet zu wissen. Er schrie mehrere male laut auf; ich ließ ihn aber nicht zum Wort kommen, um ihm alles nach einander zu sagen, und diesen bittern Kelch auf einmal auszuleeren.

Wir kommen wieder auf die Verhältnisse des Herzogs von Orleans in Spanien zurück.

Der Prinz sah bald ein, daß er nicht wohl gethan hatte, sich mit der Frau von Maintenon entzweyt zu haben, und war von der Zeit an genöthigt, seine Feindin genauer zu beobachten, um sich gegen sie vertheidigen zu können. Er kannte die Fehler, welche

die

die Prinzessin von Ursini aus Ehrgeiz und Habsucht beging, und konnte leicht merken, wie sehr sie gehaßt und gefürchtet wurde. Vielleicht brachte ihn blos Neugierde dazu, einige von den vornehmsten Mißvergnügten anzuhören. Die Fürsten wünschen mehr noch als alle andere Menschen, geliebt zu seyn.

In ganz Spanien und bis hieher erscholl das Lob seiner Tapferkeit, Fähigkeit, Pünktlichkeit, seines Fleißes, Muths und Geistes, seiner Thätigkeit, Gewandtheit, Leutseeligkeit und Sanftmuth. Ich weiß auch nicht, ob er nicht selbst die Beweise der Ehrerbietung, welche man seinem Rang und seiner Macht schuldig war, für persönliche Verehrung hielt, und wie weit ihn diese Schmeichelenen entzückten und vielleicht irre führten.

Nachdem er die kaum bemerkbaren, doch unverkennbaren Wirkungen seines unvorsichtigen Scherzes wahrgenommen hatte, war er, während seines zweyten Feldzugs und nachherigen Aufenthalts in Madrid, noch neugieriger auf das Benehmen der Prinzessin von Ursini. Auch lieh er den Klagen der Unzufriedenen ein geneigteres Ohr, jedoch ohne einen Gebrauch davon zu machen.

Stanhope, ein Vetter von dem, welcher zu einer Zeit Gesandter in Spanien, und nachheriger Staatssecretair in England war, commandirte die Engländer, und war der zweyte bey der Armee des Grafen von Staremberg, welche der des Herzogs von Orleans gegenüber stand. Dieser englische General war ehemals sehr ausschweifend gewesen. Er hatte seine Jugendzeit in Paris zugebracht, und daselbst mit dem Abbé Dubois sehr lustig und vertraut gelebt, und daher auch mit dem Herzog von Orleans

ein

ein ganzes Jahr hindurch die ausgelassensten Streiche getrieben.

Der Prinz und der General, die nun in Spanien einander als Feinde gegenüber standen, erinnerten sich jener schönen Zeiten und gaben sich, so viel als möglich war, gegenseitige Beweise ihrer alten Anhänglichkeit. Sie benutzten jede Gelegenheit, sich zu schreiben, wenn Trompeter abgingen, Pässe gegeben wurden, oder bey Auswechslung der Gefangenen, und andern ähnlichen Fällen.

Die, welche mit dem Gouvernement der Prinzessin von Ursini unzufrieden waren, versammelten sich um den Prinzen. Er machte daraus so gar kein Geheimniß, daß er, als er wieder nach Madrid kam, sich mehrerer von ihnen annahm, einige wieder in Gunst setzte, andern das erlangen half, was sie wünschten. Auf die Vorwürfe, welche ihm die Prinzessin von Ursini, in Gegenwart des Königs und der Königin hierüber machte, antwortete er: er habe auf diese Art ihnen zu dienen geglaubt, indem er diesen Menschen einen Mittelweg zwischen Madrid und Barcelona gezeigt habe, da sie gewiß ihre Wuth getrieben haben würde, sich an den letztern Ort hinzuwenden, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu ihm genommen, und er sie durch Zureden davon zurückgehalten hätte. Keines von allen Dreyen wußte ein Wort hierauf zu antworten, und als er erklärte, er wolle diesen Leuten kein Gehör mehr geben, baten sie ihn dringend, es ferner zu thun. Ebenso baten sie ihn, seine Rückkehr nach Spanien zu beschleunigen. So trennten sie sich, wie es schien, sehr mit einander zufrieden.

In dieser Absicht ließ er alle seine Geräthschaften, mit einem Namens Renaut zurück, welchen der Her-

zog von Noailles ihm in seine Dienste gegeben hatte, und den er oft als Secretair gebrauchte. Er sollte jetzt in seiner Abwesenheit die für den nächsten Feldzug erforderlichen Vorbereitungen betreiben, und ihm davon Nachricht geben, damit er mit dem Gang derjenigen Dinge bekannt bliebe, die er zu wissen wünschte.

Auch Graf von Chatillon, sein erster Cammerjunker, ein armgewordener Edelmann, Vater des Herzogs von Chatillon, welcher gegen alle seine Erwartung ein so großes Glück machte, blieb in Spanien zurück, unter dem Vorwand, sich eine Reise von 600 Meilen, die er in so kurzer Zeit machen müßte, zu ersparen, eigentlich aber um der Prinzissin von Ursini den Hof zu machen, und eine Grandezza durch sie zu erlangen.

Jener Renaut, den ich nie gesehen habe, war, wie man mir sagte, ein drolligter, aber unternehmender und thätiger Mann, dem es nicht an Kühnheit und Schlauheit fehlte. Allein man wird bald sehen, daß dieß nicht das Urtheil der Parthey war. Gegen das Ende des Winters fragte der König seinen Neffen: was an diesem Renaut sey, und warum er ihn nicht zurück gebracht hätte? es würde sehr gut seyn, setzte er hinzu, wenn Sie ihn zurückberiefen, weil es ein unternehmender Mann ist, der sich unvorsichtig unter die Feinde der Prinzessin von Ursini mischte, und sie dadurch ärgerte. Der Herzog von Orleans antwortete dem König: er werde dem Renaut aufgeben, wieder nach Frankreich zu kommen, und dieß that er auch wirklich. Renaut meldete ihm hierauf: er werde sich zur Rückreise vorbereiten, und der Herzog von Orleans dachte nicht weiter daran.

Einige

Einige Zeit nachher fragte ihn der König: ob er wohl Lust hätte, wieder nach Spanien zu gehen? Er äusserte hierauf, daß er zwar wohl wieder dienen möchte, zeigte aber eben kein besonderes Verlangen hiezu. Er bemerkte nicht, daß die Frage einen wichtigen Grund hatte. Ich tadelte seine Unbekümmertheit, und stellte ihm vor, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, seine Feldzüge nur mit dem Frieden zu endigen. Wenn er während des Kriegs aufhöre, zu dienen, so würde er den übrigen verabschiedeten Generalen gleich gesetzt, alles, was er indeß gethan vergessen seyn, er aber nur noch seines Rangs wegen geehrt werden. Wenn er hingegen bis zu Ende dieses Kriegs mit Ruhm diene; so könne es ihm nicht leicht fehlen, auch noch nach dem Frieden ein bedeutender Mann zu bleiben. Ueberdieß (denn man glaubte damals noch gewiß, Monseigneur und der Herzog von Bourgogne würden Dienste nehmen) würde er sich in keinem Lande so gut befinden als in Spanien, wo er entfernt von Neidern, Mitbewerbern und Cabinetsordren in Freyheit leben könne. In Flandern unter Monseigneur, oder in Deutschland unter dem Herzog von Bourgogne zu dienen, sey etwas ganz anderes, als eine Armee commandiren.

In Flandern würde er eine peinliche Nebenrolle an einem gefährlichen Hofe spielen, und wenn die Politik siegen sollte, würde seine Ehre auf dem Spiel stehen; wo nicht, so würde er von seinen Neidern und Feinden manche unangenehme Widersprüche zu erwarten haben, die sie alsdenn, je nachdem die Sachen gut oder schlimm ablaufen sollten, auf eine nachtheilige Art gegen ihn geltend machen würden.

In Deutschland, wo der Herzog von Harcourt und der Herzog von Hannover weiter nichts suchten,

als mit ihrer Armee sich durchzubringen, sey es mehr eine Reise als ein Feldzug.

Wenn er gar nicht mehr dienen wolle, so würde, ausser den berührten Umständen, auch noch das Unangenehme für ihn entstehen, daß man, im Fall es unglücklich gehen sollte, seine Zuflucht zu ihm nehmen, und von ihm fordern würde, Fehler wieder gut zu machen, die nicht leicht, und nicht ohne Gefahr für die Politik, in Hinsicht auf den Staat und seine eigene Ehre aber, gar nicht wieder zu verbessern seyn würden; kurz, wo es gefährlich für ihn seyn würde, den Auftrag anzunehmen, noch gefährlicher aber, ihn auszuschlagen.

Diese Gründe schienen den Herzog von Orleans zu bestimmen, seine Rückreise nach Spanien thätiger zu wünschen.

Wenige Tage nachher fragte ihn der König, wie er mit der Prinzessin von Ursini zu stehen glaube? Er antwortete ihm: er habe alle Ursache, zu glauben, daß er gut mit ihr stehe, indem er nichts gethan habe, das ihr hätte mißfallen können. Sie fürchtet sich aber dennoch vor Ihrer Zurückkunft nach Spanien, versetzte der König. Sie begehrt, daß man Sie nicht wieder dahin schicke, und beklagt sich darüber, daß, ungeachtet sie auf alle Weise Ihnen gefällig zu seyn, sich bemüht habe, Sie sich dennoch mit allen ihren Feinden verbunden hätten und daß Ihr Secretär Renaut mit jenen in einem heimlichen Verständniß stehe, wodurch sie genöthigt worden seye, seine Abrufung zu begehren, aus Furcht er möchte ihr durch den Nahmen seines Herrn Verdrüßlichkeiten zuziehen.

Der Herzog von Orleans äusserte sein Erstaunen über diese Klagen der Prinzessin, und sagte: er dem

sey dem Befehl Sr Majestät, sich in keine ander als militairische Angelegenheiten zu mischen, stets nachgekommen, und habe alles gethan, um jeden Verdacht von sich zu entfernen, auch durchaus an nichts anderem Theil genommen, um ihr zu zeigen, daß er in guter Eintracht mit ihr zu leben wünschte.

Dieß war auch wirklich der Fall gewesen. Er erzählte dem König, wie er über die angeführten Beschwerden bereits sich gegen sie erklärt habe, und daß sie mit seiner Erklärung sehr zufrieden gewesen sey, daß auch Se. catholische Majestäten selbst daber zugegen gewesen seyen, und ihn ersucht hätten: er möchte fortfahren, den Unzufriedenen Gehör zu geben, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen; auch möchte er bald wieder nach Spanien zurückkommen, das er damals eben im Begriff gewesen seye zu verlassen. Er setzte hinzu: Es seye wahr, daß ihm mancherley untreue Handlungen und gefährliche Kunstgriffe von der Prinzessin von Ursini bekannt seyen, die zu nichts anderem als zum Verderben Sr. catholischen Majestäten und ihrer Krone führen könnten, daß die Prinzessin ihn auch blos deswegen fürchte, und seine Zurückkunft nicht wünsche. Allein er habe um die Befehle Sr. Majestät pünctlich zu befolgen, noch nie hievon gesprochen, wie der König selbst wissen würde. Sogar, unerachtet es ihm oft nothwendig geschienen habe, dem König davon Nachricht zu geben, habe er doch immer geschwiegen, und würde es auch noch jetzt gethan haben, wenn ihn die Ungunst der Prinzessin von Ursini, die er eben so wenig geahndet als verdient habe, nicht dazu genöthigt hätte.

Der König besann sich einen Augenblick, und sagte darauf: da die Sachen so stünden, so halte Er für besser, ihn nicht wieder nach Spanien zu schicken.

Die Angelegenheiten seyen ihrer Entscheidung nahe, und man könne nicht wissen, zu wessen Vortheil sie ausschlagen würden. Wenn sein Enkelsohn sich ganz der Sache entziehe, so sey es nicht der Mühe wehrt, sich über die Administration mit der Prinzessin von Ursini einzulassen; wenn er aber die Krone behielte, so würde es alsdann Zeit seyn, über die Beweise davon gründlich zu sprechen. Er würde alsdann seinen Neffen gerne darüber um Rath fragen.

Der Herzog von Orleans ließ es dabey; mir erzählte er diese Unterhaltung, ohne, wie mir schien, darüber sehr betrübt zu seyn. Ich war es, wegen der dabey angegebenen Gründe, mehr als er. Er sagte mir: die ganze Geschichte seye von der Prinzessin von Ursini gerade an die Frau von Maintenon gebracht worden; dieß habe er vom König erfahren, nehmlich daß die Prinzessin von Ursini, sich in dieser Sache ohne alle weitere Vermittlung, an jene gewandt habe; auch bedurfte sie keiner Umwege, besonders bey einer gemeinschaftlichen Rache.

Kurz nachher wurde es bekannt, der Herzog von Orleans würde nicht wieder nach Spanien gehen, weil jetzt dort nichts mehr zu thun sey, als die französischen Truppen zurückzuführen, und dieses Geschäft sich nicht für ihn schicke.

Der König sagte zum Herzog von Orleans: er möchte seine Geräthschaften zurück bringen lassen. Doch, sagte er ihm ins Ohr, er möchte sie durch einen von seinen Leuten abholen lassen, der, unter den gegenwärtigen Umständen, auf allen Fall, der Ueberbringer seiner förmlichen Protestation seyn könnte, wenn Philipp V. durch einen Tractat den spanischen Thron verlassen wollte. Sein Neffe erhalte sich dadurch seine Rechte, wenn

wenn er seine Protestation auf eine gute Art einlege. Diese Unterredung hat mir wenigstens der Herzog von Orleans erzählt; ich muß aber, der Genauigkeit wegen, anführen, daß es in der Folge Wenige glauben wollen.

Der Prinz wählte zu diesem Geschäft einen gewissen Flotte, den ich eben so wenig gesehen habe, als Renaut, weil ich nicht oft ins Haus kam, und niemand daselbst kannte. Flotte war ein Mann von vielem Kopf, auch von vieler Kühnheit und Gewandheit. Als ein solcher wurde er dem Herrn von Lausün gerühmt, welcher Gebrauch davon machte, und sich seiner in seinen wichtigsten Angelegenheiten mit Mademoiselle bediente. Flotte hatte sich viele Mühe dabey gegeben, und war endlich, als das vornehmste Werkzeug von allem, was zwischen ihnen, während ihrer betrübtesten Zeiten und selbst seit der Verhaftung des Herrn von Lausün bis zu seiner Zurückkunft, und Uneinigkeit mit Mademoiselle geschehen war, endlich zu dieser übergegangen. Nach ihrem Tod trat er in Monsieur's Dienste, und nach dessen Absterben blieb er dem Herzog von Orleans, der ihn im Kriege als vertrauten Adjutanten, in Italien und Spanien gebraucht hat.

Dieser Mann, der, wie man sieht, sein ganzes Leben mit Intriguen zugebracht hatte, gieng gerade nach Madrid. Unterwegs erhielt er Briefe von Renaut, welcher immer dort geblieben war, und ihm von seiner Abreise und dem Ort, wo er ihn treffen würde, Nachricht gab. Flotte fand ihn nicht an dem angegebenen Ort; er glaubte, seine Abreise habe sich verzögert, er werde ihm erst weiterhin begegnen. Da aber auch dies nicht der Fall war, so zweifelte er nicht mehr, daß er ihn in Madrid erwarte. Aber auch dort suchte er ihn vergebens. Er sprach dort einige Personen,

und sogar einige Große, die mit ihm in Verhältniß standen: allein auch diese konnten ihm keine Nachricht von ihm geben. Ich weiß nicht, was Flotte darüber gedacht haben mag. Er blieb ziemlich lange in Madrid, und gieng nachher zur Armee, welche noch in den Winterquartieren zerstreut lag. Dort machte er dem Marschall von Besons seine Aufwartung, an den er keine Briefe hatte, und streifte drei ganzer Wochen immer von einem Quartier zum andern, ohne Besons, welcher den Grund dieses langen Aufenthalts nicht begreifen konnte, und ihn nach Frankreich zurückzugehen aufforderte, eine ordentliche bestimmte Antwort darüber zu geben. Endlich kam Flotte zum Marschall, um von ihm Abschied zu nehmen, und bat ihn um eine Eskorte, weil er in Gesellschaft eines Proviantcommissairs reisen wollte, der gerade auch über die Pyrenäen zurück gehen mußte. Er und dieser Commissair reisten Morgens aus Besons Hause in einer zweisitzigen Chaise ab, mit einer Escorte von 20 Dragoner.

Als sie vom Quartier des Marschalls entfernt waren, sah der Commissär von weitem zwey starke Schwadronen, die er für Königlich Spanische Cavallerie erkannte, langsam gegen sie anrücken. Weil die Sache ihm verdächtig vorkam, streckte er den Kopf zum Wagen hinaus, und sah, daß sie ihnen folgten. Er sagte es Flotte, der anfänglich nichts daraus machte, eine halbe Stunde nachher aber auch anfieng unruhig darüber zu werden. Sie sprachen darüber, fuhren noch zwey Meilen weiter, und verabschiedeten sich alsdann von ihrer Escorte, unter dem Vorwand, daß sie dieselbe nun nicht mehr nöthig hätten. Eigentlich aber wollten sie sehen, was es mit den beyden Schwadronen werden würde.

Die

Die Dragoner, welche Franzosen waren, wollten sie anfangs aus Höflichkeit noch weiter begleiten, nachher aber wollten sie sich wirklich von ihnen trennen. Sobald die Schwadronen dieß bemerkten, ritten sie im Trott herzu, und verhinderten die Dragoner, sich zurück zu ziehen. Der nahe Lerm machte, daß der Commissair heraussah, was es gebe. Er merkte, daß man Absicht auf sie hatte, sagte es Flotte, und fragte ihn, ob er keine Papiere bey sich habe. Flotte behielt seine Fassung; allein sogleich nachher sah er einige detaschirte Cavaleristen, die ihnen immer zur Seite ritten. Nun erst bat er den Commissair, er möchte eine Brieftasche, die er ihm heimlich zusteckte, zu sich nehmen. Es war zu spät, einer von den Cavaleristen bemerkte es, und hielt den Wagen an, der von den übrigen umringt wurde. Die Dragoner machten Miene, den Wagen vertheidigen zu wollen; allein der Anführer der Schwadronen, näherte sich dem Dragoner Lieutenant, und sagte ihm höflich: er habe seine Ordre. Ueberdieß verbiete ihm die Ungleichheit der Anzahl, sich zu widersetzen; und es würde ihm sehr leid thun, ihn entwaffnen zu müssen.

Unter diesen Umständen blieb nichts mehr zu thun übrig. Ein Gefreiter von der königlich Spanischen Leibwache, der unter dessen unbemerkt unter den Cavaleristen gestanden hatte, näherte sich dem Wagen, und legitimirte sich durch eine schriftliche Ordre. Er ließ Flotte und den Commissär aussteigen, durchsuchte erst den Wagen, hernach Flotte, und unterrichtet, wie er war, befahl er dem Commissär, diejenigen Papiere herauszugeben, welche ihm Flotte heimlich zugesteckt habe, mit der Bedrohung, daß er eine üble Behandlung zu erwarten hätte, wenn er ihn nöthige, ihn selbst zu durchsuchen. Der Commissär ließ sich dieß nicht zweymal

mal sagen, und übergab die Brieftasche, worauf ihm der Gefreyte ankündigte, er sey frey, und könne seine Reise weiter fortsetzen. Flotte wurde zu gleicher Zeit auf ein Pferd gesetzt und von Offizieren umgeben, die sich seiner Person versicherten. Er wurde zu dem Marquis von Aguilar, in das nehmliche Quartier geführt, von wo er eben abgereist war. Dieser Marquis von Aguilar, ein Grand von Spanien und Sohn des alten Trigilliana, ist derselbe, welcher nach Paris kam, um die unglückliche Belagerung von Barcelona zur Ausführung zu bringen. Er war damals Chef der Spanischen Truppen unter dem Marschall von Besons, und eine Creatur der Prinzessin von Ursini.

Sobald er von Flotte's Verhaftung Nachricht hatte, gieng er zu Besons, und entschuldigte das, was er ohne seine Erlaubniß und ohne sein Vorwissen seinen Leuten zu thun befohlen hatte, aufs demüthigste, zeigte aber zugleich eine eigenhändige Ordre vom König von Spanien, worinn es ihm aufgetragen war. So aufgebracht auch Besons war, so hörte er ihn doch an, ohne ihn zu unterbrechen, und las die vom König hiezu gegebene Ordre, worinn ausdrücklich stand, daß man ihm vorher nichts davon sagen sollte. Als er sie dem Marquis von Aguilar zurückgab, sagte er ihm: Flotte, den er als einen gescheiden Mann gekannt habe, müsse sehr schuldig seyn, da ihn der König von Spanien, ungeachtet er dem Herzog von Orleans angehöre, so hart habe behandeln lassen. Er verließ Aguilar, höchst erstaunt über diese Begebenheit, die er so klug war, dem Herzog von Orleans sogleich zu melden. Er schrieb diesem, er werde es nur mit der gewöhnlichen Post, die erst 6 Tage nach diesem eben abgeschickten Eilboten abgehen werde, dem König melden; und gab dem Curier ein Billet mit, das er dem Herzog von Orleans

ganz

ganz heimlich zu übergeben befahl. Auf diese Art erfuhr der Prinz diese Begebenheit sechs Tage früher als der König und jedermann. Er hielt es so geheim, daß er sogar mir nichts davon sagte. Ich weiß nicht welchen Gebrauch er indessen von dieser frühen Nachricht machte.

Den 12. Julius kam die Nachricht durch den gewöhnlichen Curier von der Spanischen Armee, an den König. Dieser theilte sie dem Neffen mit, welcher den Erstaunten machte, und Zeit gehabt hatte, sich dazu vorzubereiten. Er antwortete dem König: es seye sonderbar daß man auf diese Art einen von seinen Leuten arretirt habe. Da er die Ehre habe mit ihm so nahe verwandt zu seyn, so käme es Sr. Majestät zu, den Grund davon zu untersuchen, ihm aber zu erwarten, welche Gerechtigkeit und welchen Schutz der König ihm verschaffen wolle. Der König sagte ihm hierauf: es seye wahr, die Beleidigung falle mehr auf ihn; Er werde Torcy Befehl geben, deshalb nach Spanien zu schreiben.

Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehn diese Geschichte in Spanien und Frankreich machen mußte; allein so groß dies auch war, so war es doch mit dem über die Folgen davon nicht zu vergleichen. Ich sprach damals mit dem Herzog von Orleans darüber. Er schien alles von der Wirkung des Briefes vom König zu erwarten. Bey dieser Gelegenheit erkundigte ich mich nach Renaut, und erfuhr, daß er, seit seiner Antwort auf den Befehl zu seiner Zurückkunft nichts von ihm wisse, daß Flotte ihn weder unterwegs, noch in Madrid angetroffen habe, und man nicht wisse was aus ihm geworden sey.

Alles dieses schien mir verdächtig, und ich vermuthete, daß mehr hinter dieser Geschichte stecke, daß

Renaut arretirt worden., und alles dieß nicht ohne Zuthun des Königs geschehen sey.

Ich sagte dem Herzog von Orleans: schon dieß allein, daß er seit Flottes Abreise keine Nachrichten von Renaut erhalten habe, hätte ihn für diesen besorgt, und für jenen vorsichtiger machen sollen! Er gab es zu, sagte aber hernach: da Flotte blos als Ueberbringer der Königlichen Protestation zu diesem Geschäft gewählt worden seye, so habe er kein Mißtrauen gehegt, und so, wie der König mit ihm hierüber gesprochen habe, könne er auch nicht glauben, daß er selbst die Hände mit im Spiel gehabt habe. Er halte es blos für einen kühnen Streich der Prinzessin von Ursini, welche dadurch einen zweyten Theil zu der Geschichte von den Depeschen des Abt von Estrées liefere. Sie wolle ihre Neugierde befriedigen und entdecken, mit welchen Feinden sie es eigentlich zu thun habe; diese Neugierde verberge sie unter dem Vorwand einer Staatsangelegenheit, wobey der geringste Verdacht schon ein auffallendes Verfahren entschuldige.

Da mir die Kühnheit und die Kunstgriffe der Prinzessin von Ursini schon vorher bekannt waren, so wurde ich nun durch den Herzog von Orleans noch mehr in meiner Meynung bestärkt, und glaubte, es möchte gut seyn bis auf die Ankunft der Antwort aus Spanien kein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen.

Indessen suchte man, noch ehe diese ankam, die ganze Welt gegen den Herzog von Orleans aufzuhetzen.

Damals hatte die Cabale von Meudon gegen den Herzog von Bourgogne zur Hälfte fehlgeschlagen; allein durch sie verlor dieser völlig Monseigneurs Gunst. Die Gelegenheit war zu schön, als daß man sie nicht gegen den einzigen Prinzen von Geblüt, der Ansprüche machen konnte, nach ihrem ganzen Umfang hätte be-

benutzen sollen, um sich alles aus dem Wege zu schaffen.

Diese Politik wurde unterstützt durch den persönlichen Haß der Frau Herzogin, der sich auf den Unterschied des Rangs gründete, an den die Prinzen von Geblüt sich nicht gewöhnen konnten, noch mehr aber, weil sie ihre veralteten Reize zurückgesetzt sah, (eine Sünde die das weibliche Geschlecht nie vergeben kann); und endlich durch die Eifersucht über das Commando der Armeen, obgleich sie den Herzog von Orleans nicht liebte, indem er sich gar keinen Zwang anthat, und sich alles, auch das Schlimmste zu sagen und zu thun erlaubte. So wurde nun bekannt gemacht, der Herzog von Orleans habe sich einen Anhang zu machen gesucht, um sich auf den Thron von Spanien zu schwingen, und Philipp den V. unter dem Vorwand seiner Unfähigkeit, der Herrschsucht der Prinzessin von Ursini, und der Trennung von Frankreich, das seine Truppen zurückzog, herabzustürzen. Man sagt, der Herzog von Orleans habe mit Stanhope wegen Schutzes vom Erzherzog in Unterhandlungen gestanden, in der Voraussetzung, England und Holland werde nicht viel daran gelegen seyn, wenn er in Spanien regiere, vorausgesetzt daß der Erzherzog über alles, außer dem festen Lande Spaniens Herr bleibe, und daß der bloße Besitzer von Spanien ihnen angehöre, durch sie gewählt werde, von ihnen abhängig bleibe, und, von welcher Geburt er auch seyn möge, ein Feind von Frankreich oder doch wenigstens von ihm getrennt sey. Diese Behauptung fand bey dem größten Theil Eingang.

Einige aber giengen noch weiter, und behaupteten der Herzog von Orleans wolle vom Kaiser unterstützt, in Rom seine Ehe als schändlich und gezwungen, auflößen, seine Kinder folglich für Bastarde erklären lassen, um die Schwester der Kaiserin, Wittwe Carls

Carls des II. zu heurathen, welche damals noch große Schätze besaß, die ihm und ihr den Weg zum Thron öffnen könnten; obgleich er gewiß seye, keine Nachkommen von ihr zu bekommen. Nach ihrem Tode wolle er alsdenn Frau von Argenton heurathen. Endlich, um alle diese Weitläuftigkeiten abzuschneiden, hieß es, er habe den Plan die Herzogin von Orleans, mit Hülfe der Destillirkolben, der Laboratorien, der Physischen und Chemischen Versuche, und der dabey thätigen Betrüger, vergiften.

Der Herzog von Orleans war sehr froh, daß seine Gemahlin, welche schwanger war, und einen heftigen Anfall von Colik bekam, (wodurch diese abscheuliche Behauptungen noch mehr Gewicht bekamen) bald nachher glücklich entbunden wurde, und sie durch ihre Wiedergenesung widerlegte.

Die Antwort von Spanien blieb indessen aus, und der besseren Parthey am Hofe gingen nach und nach mit Schrecken die Augen auf. Der Herzog von Orleans erwartete sie noch immer. Der König, und mehr noch Monseigneur, behandelten ihn mit vieler Kälte, wodurch seine Lage sehr unangenehm wurde. Ihrem Beispiel folgten die meisten am Hofe, und zogen sich öffentlich von ihm zurück.

Ich war damals gewissermaßen in Ungnade. Ich ging nicht mehr nach Marly, und dieß konnte bey Hof nicht unbemerkt bleiben. Meine Freunde waren wegen meiner Verbindung mit dem Herzog von Orleans besorgt, und baten mich, ich möchte mich ein wenig von ihm entfernen.

Meine Erfahrung hatte mich gelehrt, was diejenige, welche mich haßten oder fürchteten zu thun im Stande waren; die Cabale von Meudon, die eigentlich von Vendome herkam, war, besonders aber der

Her-

Herzog und die Herzogin ließen mich leicht einsehen, daß meine Feinde bey meinem gegenwärtigen Verhältniß mit dem König meine Verbindung mit dem Herzog von Orleans sehr zu meinem Nachtheil benutzen konnten. Allein ich glaubte, auch bey Hofe, so wie im Kriege, müsse ein rechtschaffener Mann seinen Muth nicht verlieren, und bey einer richtigen klugen Beurtheilung allen Gefahren troß bieten. Ich hielt in meinem Fall für gut, nicht die geringste Furcht merken zu lassen, und meine alte vertraute Verbindung mit dem Herzog von Orleans, zu einer Zeit wo er von jedermann verlassen war, und sie also am meisten bedurfte, eben so fortzusetzen wie vorher.

5.

Die Antwort von Spanien war schon längst angekommen, ohne daß man davon gesprochen hatte. Der Herzog von Orleans entdeckte mir, es hätten ihn mehrere bedeutende Personen und Große von Spanien versichert, der König könne sich unmöglich auf dem Thron erhalten, und hätten ihm daher den Vorschlag gemacht, er möchte seinen Fall befördern und sich seines Thrones bemächtigen. Er habe diesen Antrag mit verdienter Verachtung ausgeschlagen; habe ihn aber in dem Fall anzunehmen versprochen, wenn Philipp der V. von selbst falle; und ihm keine Hoffnung zur Wiedererlangung seines Thrones bleibe; weil es ihm alsdann keinen Nachtheil, dem König und Frankreich aber dadurch Vortheil bringe, wenn er in seinem Haus Spanien erhalte, was für ihn eben so vortheilhaft seyn müsse, als für ihn selbst. Da dieß ohne des Königs Mitwissen geschehe, so werde er eben so wenig in Verlegenheit seyn, durch den Frieden zu entsagen, als die Feinde darüber, daß ein Prinz von dem Land selbst auf den Thron gesetzt werde, so daß er von Frankreich getrennt,

und

und der Schein von Vereinigung und Verbindung nicht so stark bleibe, als bey Philipp dem V.

Dieß Geständniß gab mir noch keine Muthmaßung über den Plan selbst; ich hatte auch gar kein Verlangen, hierüber mehr von ihm zu erfahren, vorausgesetzt daß noch mehr zu erfahren übrig war. Ich beruhigte meine Besorgnisse dadurch, daß ich ihm die Ungereimtheit eines so sinnlosen Plans vor Augen legte. Ich würde unnöthig die Zeit verlieren, wenn ich hier alles anführen wollte, was ich ihm dagegen einwendete und vorstellte. Nachher rieth ich ihm, er möchte alles anwenden um zu erfahren, wie viel dem König von dieser Sache bekannt sey, um auf die möglichst beste Art verhindern zu können, daß er, besonders in so zweydeutigen, kizlichen und gefährlichen Materien, nicht noch mehr Verdacht gegen ihn fasse.

Ich rieth ihm ferner, dem König alles zu gestehen, was er davon erfahren würde, oder wenn er schon davon unterrichtet seyn sollte, ihm alles zu entdecken, was er mir so eben erzählt hätte, ihn vorzüglich aber mit den Grenzen und der Absicht dieses Plans genau bekannt zu machen, sich seine Verzeihung zu erbitten, daß er dieß nicht schon eher gethan hätte, und sich damit zu entschuldigen daß dieser Plan weder seinem Dienst noch dem König von Spanien schaden könne; überdieß Seine Majestät, wenn Sie davon gewußt hätten, vielleicht über die Entsagung im Friedensschluß, wenn man sie damals gefordert hätte, nur in Verlegenheit gewesen seyn würde. Ausser allem diesem, zeigte ich ihm noch, wie er keine schlimmere, nachtheiligere, und zugleich thörigtere und unmöglichere Unternehmung hätte machen können, als diese, und ich es für ein großes Unglück ansehe, daß er sich dazu habe

ver-

verleiten lassen, wie es höchst nöthig seye, daß er sich durch sein Ansehn und ein kluges Betragen, so gut als noch möglich seye, wieder herauszuziehen suche, und sich zu einer Zeit wo ihn alles verlasse, und er sich ohnehin schon in einer höchst traurigen Lage befinde, nicht auch noch sich selbst verlassen möchte. Er billigte meinen Rath, sah seinen Fehler zum Theil ein, und gestand mir, daß er Renaut zu diesem Endzweck in Spanien gelassen habe, und Flotte sich daselbst mit ihm habe vereinigen sollen.

Die Prinzessin von Ursini hatte zu viele Spione aller Art; sie haßte den Herzog von Orleans zu sehr; ihr Verdacht, daß er die Unzufriedenen in Schutz genommen habe, war zu stark; das Betragen des in Spanien zurückgebliebenen Renaut, war ihr, seit sie seine Zurückberufung begehrt hatte, zu verdächtig; Flotte's Ankunft, unter dem so eiteln geringfügigen Vorwand die Geräthschaften abzuholen, während es nicht an Leuten hiezu gefehlt hätte, bestärkte sie noch mehr darinn. Kurz es lag ihr zu viel daran, die Geheimnisse des Herzogs von Orleans auszuforschen und ihm zu schaden, als daß es ihr nicht hätte gelingen sollen.

Renaut soll sich, wie ich indeß gehört habe, äusserst unklug betragen und sich durch seine Aus- und Eingänge, so wie durch seine Gesellschaft den gerechten Verdacht der Prinzessin von Ursini zugezogen haben, mit deren Feinden er umging. Dieser Mensch verlor den Kopf, aus Stolz, sich als Vertrauten und Vermittler solcher wichtigen und hohen Angelegenheiten ansehen zu dürfen. Er hielt sich für den Schiedsrichter, von dem die Belohnungen derer abhingen, welche sich zu der Parthey bekennen würden, und war so unvorsichtig sich durch seine eigene Reden zu verrathen;

woraus

worauf er kurz vor Flottes Ankunft heimlich arretirt wurde. Dieser war zwar weniger vorlaut, allein er konnte ohne Renaut sich nicht in die Sache finden, und fiel in die Schlinge. Sie hielten die Zwischenzeit von dieser gänzlichen Zurückberufung, und hernach das partielle Zurückgehen der französischen Truppen, für einen schwankenden Zeitpunkt, den man benutzen müßte. Diejenigen welche den Herzog von Orleans in Spanien zu diesem unsinnigen und unausführbaren Plan verleitet hatten, benutzten die nehmlichen Umstände, um die Parthey zu verstärken, und alle thaten es mit so wenig Vorsicht, daß ihre eben so thörichte Handluugsweise als Absicht, leicht offenbar werden mußte; wodurch alsdenn die ganze ärgerliche und schimpfliche Unordnung entstand.

Dieß war der erste Keim von dem Hasse des Spanischen Hofs gegen den Herzog von Orleans, aus dem in der Folge der Zeit so viele Begebenheiten hervorgiengen. Die Feindschaft des Hofs war so unversöhnlich, daß er nicht einmal über die Unternehmung gründlich unterrichtet seyn wollte. Ich wende mich wieder zu Begebenheiten, die auf das Ministerium von Ludwig dem XIV. und seinem Hof Bezug haben.

6.

Chamillart stand gefährlich, und ich konnte an dem möglichst bösen Willen der Frau von Maintenon und der Herzogin von Bourgogne gegen ihn nicht zweiflen; er war beständig unter den Klauen zweyer wilden Hetzhunde. Der Marschall von Boufflers war ihm nie gewogen gewesen, und klagte neuerlich wieder sehr heftig, über das was er in Lille versehen hatte. Er hatte gehört, daß er einige Wunden, die

er

er daselbst bekam, verschwiegen, und daß es der König anderswoher mit Erstaunen erfahren habe.

Sein Unvermögen in diesem oder jenen, und daß er keinen Schrecken einjagen wollte, waren noch keine Verbrechen, allein der buchstäbliche und empfindliche Marschall sah sie dafür an. Er hat es mir oft geklagt, und es ist mir nie gelungen ihn darüber zu verständigen. Ausser dem glaubte er, Chamillart seye seinen Geschäften nicht gewachsen, und aufgemuntert durch Frau von Maintenon, welche ganz für ihn durch Harcourt eingenommen war, that sich der Marschall in Rücksicht auf den Minister, wenig Zwang an, sondern schien sich gleichsam als ein guter Bürger eine Ehre daraus zu machen; so wie der Marschall von Harcourt ihn in Privatgesellschaften ganz kunstmäßig herabsetzte.

Eines Tags sprach er bey der Frau von Maintenon, welcher er dadurch nicht zu mißfallen glaubte, sehr hart gegen ihn. Sie fragte ihn: wen er denn an seine Stelle setzen würde? Herrn Fagon, antwortete er ihr ganz unbekümmert. Sie fing an zu lachen, erklärte aber, daß es gegenwärtig nicht Zeit sey zu scherzen. Ich scherze auch gar nicht Madame, versetzte er. Herr Fagon ist ein guter Arzt, aber kein Kriegsmann, eben so jener; Herr Fagon ist ein Mann von viel Verstand und Klugheit, Herrn Chamillart fehlt beydes; Herr Fagon wird aus Mangel an Erfahrung vielleicht anfänglich Fehler machen, allein sein Verstand wird sie bald wieder zu verbessern wissen. Herr Chamillart macht ebenfalls Fehler, und wird zum Verderben des Staats noch ferner welche machen, ohne im Stande zu seyn, sie je wieder zu verbessern. Ich wiederhohle ihnen daher ganz ernstlich, daß Herr Fagon seinen Plaz weit besser ausfüllen würde als er.

Es ist kaum zu begreifen, wie viel Chamillart dieser Stadt geschadet hat, der feine Normann hatte sehr richtig berechnet, daß diese auffallende gutgehaltene Zusammenstellung Chamillart lächerlich machen, und ihm unendlich nachtheilig sein mußte. Selbst der König erfuhr es, so wie noch viele andere Personen, welche eben so darüber urtheilten.

7.

Chamillart war ein sanfter, einfacher, gefälliger und Wahrheitsliebender Mann. Er arbeitete sehr viel, und liebte den König und den Staat wie seine Geliebte. Er war treu gegen seine Freunde, die er aber nicht zu beurtheilen wußte; hatte durchaus keinen Haß gegen andere, und ging unbekümmert den geraden offenen Weg, welchen er für den besseren hielt. Bey weniger Einsicht war er im höchsten Grade eigensinnig und glaubte sich nie betrügen zu können. Er hatte in allem ein unbegrenztes Selbstvertrauen, und setzte einen Stolz darein, sich als ein rechtschaffener Mann, außer der Frau von Maintenon, um niemand bekümmern zu dürfen; an der Gnade des Königs hatte er ohnehin nie gezweifelt.

Bey diesem Glauben, und seiner wenigen Kenntniß von dem Hofe, an welchem er lebte, zog er sich vollends durch die Verheurathung seines Sohns, den Unwillen desselben zu; welcher noch durch seine eigensinnige Vorliebe für Herrn von Vendôme, und die Zurücksetzung des Herzogs von Bourgogne vermehrt wurde, in welchem Fall er wie ein Blinder nur durch einen andern sah. Endlich reizte er ihn durch seine Liebe für den Staat, die Person des Königs und seinen Ruhm, wissentlich gegen sich auf, indem er den Vorschlag machte, Vendome solle Lille wieder erobern. Diese mäch-

mächtige Cabale, von der er blind geleitet, weder auf die Lage in Italien, noch weniger auf die in Flandern Rücksicht nahm, brachte ihm nachher nicht den geringsten Vortheil. Herr von Vendôme war verloren, Herr von Vaudemont ging es auch nicht viel besser, weil er zu viel verlangt hatte. Man weiß, wie Fräulein von Lillebonne dieß gegen Fräulein von Choin und ihn benutzte, eben so ihre Schwester, welche mit ihr und Herrn du Maine eines Sinnes war, und die Gunst der Frau von Maintenon zu nöthig hatte, als daß sie ihr nicht auch Chamillart noch hätte aufopfern sollen, nachdem sie ihr ihre eigene Mutter aufgeopfert hat. Chamillart hatte noch ein Unglück, das für einen Minister sehr bedeutend war. Er war mit Personen umgeben, die keinen Kopf hatten, und sich bey Hof und im gewöhnlichen Leben, nicht einmal die gemeinsten Kenntnisse erworben hatten; ferner hatten sie wie er, etwas lächerliches, und ungeschicktes in ihrem Sprechen und Betragen, was beynah eben so schlimm ist, als Mangel an soliden Kenntnissen. So waren seine beyden Brüder; auch sein leiblicher Vetter le Reboues, und Gayet der Schwager seines Bruders, den er zum Aufseher der Finanzen gemacht hatte, waren so, nur dabey noch höchst unverschämt.

Seine beyden jüngeren Brüder, waren die besten Menschen von der Welt. Die Herzogin von Lorges hatte Verstand, allein sie ließ sich von mancherley Thorheiten, und dem Hang zu Vergnügungen so sehr beherrschen, daß sie auch in ihrem Unglück sich kaum davon losmachen konnte. Die älteste Schwester war die Einzige welche Geist und Klugheit besaß, und sich zu betragen wußte. Sie erwarb sich allgemeine Liebe, Achtung und Theilnahme; aber außerdem daß sie nicht alles wußte und sah, fehlte es ihr auch noch an Kraft die

andere zurückzuhalten und zu beherrschen, und die Rathgeberin ihres Vaters zu seyn, welcher keines Raths zu bedürfen glaubte.

Frau von Chamillart brachte ihre Morgenstunden in Gesellschaft ihres Tapezierers und ihrer Näherin, den Nachmittag aber beym Spieltisch zu. Sie wußte kaum zwey Worte zu sprechen, war in allem völlig ununterrichtet, und dabey eben so selbstzufrieden als ihr Gemahl. Wenn sie höflich seyn wollte, so machte sie sich zum Gespötte, ungeachtet sie die beste Frau von der Welt war. Sie war zu dumm, um ihre Töchter in Ordnung zu halten, und ihnen nur die geringste Erziehung zu geben. Unfähig ihre ökonomische Geschäfte selbst zu besorgen, mußte sie sich ihrem Vetter, dem Abt de la Proustiere, völlig überlassen, welcher darinn eben so unerfahren war als sie, und ihre Finanzen in Unordnung brachte.

Montag früh erfuhr man, daß Frau von Maintenon gesagt habe, Chamillart sey den Abend vorher abgesetzt, und Voisin ihre Creatur an dessen Stelle ernannt worden, und dieser habe dieses Glück aus ihrer Hand empfangen. Er hat bis an den Tod des Königs eine so bedeutende Rolle gespielt, daß ich eine Schilderung von ihm und seiner Gemahlin machen werde, welcher er sein Glück zu verdanken hatte.

8.

Voisin besaß gerade die wesentlichste Eigenschaft, ohne welche niemand während der ganzen Regentschaft von Ludwig dem XIV. ins Conseil kommen konnte, und gekommen ist; nehmlich die absolute und vollkommene Gemeinheit. Nur der Herzog von Beauvilliers kann hievon ausgenommen werden; denn der Herr von Chevreuse

war

war zwar beym Conseil angestellt, aber er erschien nie daselbst, und der erste Marschall von Villeroy war nicht Minister, der andere aber war es nicht einmal ein Jahr.

Voisin war der Enkelsohn von einem ersten Commis bey der Criminal Kanzley des Parlaments; nachher wurde er Vorsteher davon, und starb in diesem Amt. Man muß nicht höher zurückgehen. Der älteste Bruder von Voisins Vater, von welchem ich rede, stand in dem Ruf eines rechtschaffenen und fähigen Mannes, und machte seine Lehrjahre durch. Er war Vorsteher der Kaufleute, und wurde ein sehr angesehener Staatsrath. Dieß war einer von den klugen und bescheidenen Magistrats-Personen von dem alten bürgerlichen Gericht; er war ein sehr guter Freund von meinem Vater, bey dem ich ihn öfters gesehen habe, und verheurathete seine Tochter und einzige Erbin an Lamoignon, der als Ober-Präsident starb. Sein Vater war erster Präsident und ältester Bruder des zu berühmten Baville. Der Vater unseres Voisin war Maitre des Requetes, und bekleidete noch mehrere Intendanzen, bis an seinen Tod.

Sein glücklicher Sohn war der einzige von drey Brüdern welcher in der Welt auftrat; eine Tochter war an Vaubourg verheurathet, welcher, nachdem er viele Intendantstellen bekleidet hatte, als Staatsrath starb. Er war der älteste Bruder von dem General Controleur Desmarets.

Voisin verheurathete sich im Jahr 1683 mit der Tochter des Zahlmeisters Trudaine; er war Maitre des Requetes, und wurde 5 Jahre nachher, ich weiß nicht durch wessen Verwendung, als Intendant nach Hainault geschickt, das er im Jahr 1694 als Staats-

 rath

rath verließ. Seine Frau hatte ein sehr angenehmes Gesicht, das keiner Kunst, und keines erborgten Reizes bedurfte. Ihre Züge waren sanft, ihr ganzes Wesen natürlich, bescheiden, zurückhaltend und abgemessen. Sie hatte viel Verstand, Klugheit, Gewandtheit und Lebensart, besonders aber besaß sie das Talent, sich auf eine ungekünstelte Art beliebt zu machen, und das Gespräch unbemerkt auf das zu lenken, was sie wollte. Niemand verstand, wenn es nöthig war, so gut wie sie, ohne Verschwendung, prächtige Gesellschaften zu geben, mit Auswahl und Anstand freygebig zu seyn, und alles aufzufassen, wodurch sie sich Freunde erwerben konnte. Die Pracht in ihrem Hause, mehr aber noch ihr anziehendes gefälliges Betragen, das sie sehr richtig nach der Verschiedenheit der Personen, welche sie vor sich hatte, abzuwägen wußte, hatte sie sehr beliebt gemacht, besonders bey den Offizieren, denen sie während der Belagerungen und nach den Actionen in Flandern unendlich viele Gefälligkeiten erwiesen hatte, indem sie auf alle Art für sie besorgt war, und sie sogar mit Geld unterstützte. Sie stand vorzüglich gut mit dem Herrn von Luxemburg, welcher alle Jahre die Armeen daselbst commandirte, so wie auch mit den ausgezeichnetsten Generalen, welche daselbst dienten, besonders mit Herrn von Harcourt, der dort beständig abgesonderte Corps hatte. Herr von Luxemburg sagte ihr schon vorher, und früh genug was sie zu thun hätte, um der Frau von Maintenon zu gefallen, wenn diese an die Grenzen käme, und sie wußte es vortrefflich zu benutzen.

Sie empfing diese zu Dinant wo sie wohnte, während der König Namur belagerte; stattete ihr ihren Glückwunsch zu ihrer Ankunft ab, sorgte für alle mögliche Bequemlichkeit, für die Einrichtung ihrer Woh-

Wohnung aufs Beste, und bekümmerte sich sogar um die geringsten von ihrer Dienerschaft. Nachdem dieß geschehen war, schloß sie sich wieder in ihr Zimmer ein, ohne weder vor ihr, noch vor ihren Hofdamen zu erscheinen, außer wenn es nöthig war. Sie befahl daß alles still und ruhig bleiben sollte, doch so daß alles besorgt würde, daß es aber so war als ob sie gar nicht im Hause wohnte.

Eine Aufnahme die so ganz nach dem Geschmack der Frau von Maintenon war, gab ihr eine günstige Meinung von ihrer Wirthin. Ihre Leute, ganz entzückt von ihr, waren sehr geschäftig ihr alles was sie bey Neerwinden für die Offiziere gethan hatte, zu erzählen, und ihre Freygebigkeit, die gute Ordnung im Hause, ihre guten Werke und ihre Frömmigkeit zu rühmen. Eine glückliche Kleinigkeit, glücklich vorausgesehen, gewann ihr vollends ganz das Herz der Frau von Maintenon. Die Witterung veränderte sich plötzlich von einer unmäßigen Hitze zu einer feuchten Kälte, die lange anhielt. Sogleich fand Frau von Maintenon in einer Ecke des Zimmers ein schönes, aber ganz einfaches Nachtkleid; ein Geschenk das ihr um so angenehmer war, da sie keine wärmern Kleider bey sich hatte, und es ihr auf eine so unerwartete und anspruchlose Weise gegeben war.

Die Zurückhaltuug der Madame Voisin gefiel unendlich. Es dauerte oft zwey Tage, ohne daß sie einen Besuch machte, auch nicht einmal im Vorbeygehen. Sie erschien nur vor ihr, wenn sie gerufen wurde, und auch dann machte sie die Mine, daß sie kaum wage sich niederzusetzen, und war immer im Begriff, sich wieder zu entfernen, aus Furcht sie möchte ihr beschwerlich fallen. Eine solche feine Aufmerksamkeit, an welche Frau von Maintenon nicht gewöhnt

 war,

war, ersetzte die größten Verdienste. Die Seltenheit der Besuche machte, daß man sie mehr wünschte, und daß Frau von Maintenon ihrer artigen Wirthin den angenehmen Vorwurf machte, sie seye die einzige Person, die sie nicht mit sich familiär habe machen können. Sie fand dagegen wirklich destomehr Geschmack an der Unterhaltung und an dem ganzen Wesen derselben. Madame Voisin mischte sich in nichts, auch nicht einmal, nachdem sie mehr eingeweiht war. Sie gefiel der Frau von Maintenon, nach dem langen Aufenthalt bey ihr, so wohl, daß sie ein ernstliches Vertrauen zu ihr faßte, und ihr befahl, sie möchte sie jedesmal besuchen, wenn sie nach Paris komme. Diesen Befehl schien sie noch mehr aus Gehorsam als aus eigenem Drang zu befolgen, und durch diese ehrerbietige Bescheidenheit gewann sie Frau von Maintenon immer gewisser.

Durch die Reise nach Flandern im Jahr 1693. erhielt diese Freundschaft einen neuen Zuwachs. Dies verschaffte Voisin im nächsten Jahr die Stelle als Staatsrath. Auch nun, da er sich beständig in Paris aufhielt, beobachtete seine Frau dieselbe Zurückhaltung gegen Frau von Maintenon, kam nur selten zu ihr, und fast nie ungefodert.

Als sie nach und nach vertrauter geworden war, kam sie zuweilen, wie aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit, von selbst, doch so selten als möglich, so daß ihr Umgang lange unbekannt, und gegen Neid, üble Erklärungen und Nachreden gesichert blieb. Auf eine eben so feine Art, nur nach den Umständen verändert, wußte sie ihre in Flandern gemachte Bekanntschaften mit den vornehmsten Offizieren, auch sogar mit Monseigneur, welcher im Jahr 1694 daselbst commandirt hatte, zu benutzen. Herr von Luxemburg der als General

neral unter ihm bey der Armee stand, hatte diesem sehr viel Gutes von ihr gerühmt, so wie indeß noch mehrere andere Personen.

Ihr Mann war inzwischen sehr emsig in seinen Geschäften, und schien sich auch weiter um nichts zu bekümmern, bis Chamillart, der mit Arbeiten überhäuft war, die Geschäfte von St. Cyr abgab, welche Frau von Maintenon an Voisin übergab. Dadurch kam auch er in ein näheres Verhältniß mit ihr. Seine Frau aber wurde immer vertrauter und beyde gefielen der Frau von Maintenon um so mehr, als sie sich weislich in den Schranken des Respekts hielten, da dieß indeß so vortheilhaft für sie gewesen war.

Damals wurden endlich doch der Welt die Augen über sie geöffnet, und Voisin ward für den Candidaten zu allen möglichen bedeutenden Stellen gehalten. Er sah, daß er wohl vergebens auf eine Stelle im Ministerium warten würde, und wünschte daher, die als erster Präsident zu erhalten; dieß war auch die Absicht der Frau von Maintenon. Ein Glück für ihn war, daß Chamillart (in Absicht auf die Präsidentschaft) so sehr für Pelletier gestimmt blieb, zum Theil war er dieß auch aus Gefälligkeit für den Herzog von Beauvilliers, der dagegen einem Sohn seines alten Freundes, Lamoignon, zu der Stelle eines Oberadvocaten (advocat général) verhalf.

Es war, wie sich aus den Ereignissen schließen läßt, für einen großen Fehler von Chamillart zu halten, daß er sich nicht einen solchen Nebenbuhler in allen seinen Stellen dadurch vom Halse schaffte, daß er diesem die Stelle als erster Präsident zukommen ließ. Allein zu Pelletiers Beförderung hatte der Credit, in welchem sich sein Vater, der erst 4 Jahre

nachher starb, beständig beym König erhalten hatte, am meisten beygetragen. Denn der König hatte ihm immer gern seine Liebe zu erkennen gegeben, und erzeigte seiner Familie, seit er sich zurückgezogen hatte, noch mehr Gnade als zuvor, so lange er Minister war.

Die Vorsehung hatte Voisin in seiner Frau eine nothwendige Stütze gegeben. Er war Maitre des Requetes geworden, ehe er Zeit gehabt hatte, in den Tribunalen zu lernen. Er wurde gleich darauf Intendant, und blieb vollkommen unwissend. Ueberdieß war er ein trockner rauher Mann, ohne Feinheit und Lebensart, und ganz verwöhnt wie die meisten Intendanten, besonders die der größeren Distriete. Er hatte nicht so viel äussere Bildung, aber eben so viel Stolz und Unverschämtheit, wie jene. Niemand war, und blieb sein ganzes Leben hindurch, von Kopf bis zu Fuß ein so vollkommener Intendant, wie er, dem die bloße rohe Autorität alles zu thun, und auf alles zu antworten, erlaubte. Diese war sein Gesetz und seine Propheten, sein Codex, seine Gewohnheit, sein Recht, mit einem Wort sein Grundprincip und sein Alles. Auch besaß er die gewöhnlichen Eigenschaften eines Intendanten in einem sehr hervorstechenden Grade. Er war oberflächlich, in seinen Geschäften zwar emsig, aber bis ins Kleinlichte weitläuftig; er sah und that alles nur durch sich selbst; ausserdem war er trotzig und so sehr ohne alle gesellschaftliche Bildung, daß er, auch als Staatsrath und hernach als Minister, unfähig war, in seinem Hause die Honneurs zu machen.

Die Hofmänner, der hohe Adel, die Generale und Privatleute, welche an die freundliche Aufnahme, an die Gesprächigkeit, an die Geduld alles anzuhören, an das sanfte abgemessene, höfliche und anständige Betragen von Chamillart gewöhnt waren, der sogar auf

zu-

zudringliche Fragen und ungegründete Klagen, in einem eben so gefälligen Ton zu antworten, als zu schreiben wußte, waren sehr verwundert, in Voisin gerade das Gegentheil von allem diesem zu finden. Dieser ließ sich selten und ungerne sehen, war in sich verschlossen, wies jedermann von sich zurück, brach das Gespräch ab, antwortete trocken, gleichgültig und kurz, und drehte den Sprechenden entweder den Rücken zu, oder brachte sie durch einige absprechende, gebieterische Worte zum Stillschweigen. Seine plumpen Briefe enthielten nur laconische und eigenmächtige Antworten, oder eine kurze Ankündigung von dem, was er als Herr befahl, mit dem jedesmaligen Beysatz: der König will es so.

Wer Geschäfte mit ihm hatte, die von andern als Intendanten-Regeln abhiengen war übel daran. So etwas setzte ihn ausser seine Sphäre; weil er seine Schwäche fühlte, brach er dann kurz ab, und wurde hitzig, um der Sache ein Ende zu machen. Uebrigens war er weder aus Vorsatz ungerecht, noch von Natur bösartig; nur kannte er nichts, als die Autorität, den König und die Frau von Maintenon, deren Wille seine Vernunft und sein höchstes Gesetz war.

Ein solcher Mann war Voisin. Im Junii 1709 wurde er zum Staatsrath und Minister und nachher, ein Jahr vor dem Tode des Königs, zum Siegelbewahrer und Kanzler von Frankreich ernannt. Dieß war der Zustand des Hofs im Jahr 1709.

9.

Der Hof zu Versailles war damals in drey Partheyen getheilt. In die vom hohen Adel, von den Ministern und von Meudon. Es waren die vornehmsten Personen darunter, von denen aber wenige offen

und

und frey auftraten, einige noch ihre besondern Schlupfwinkel und Auswege hatten.

Nur einer kleinen Anzahl unter ihnen war es wirklich um das Wohl des Staats zu thun, dessen schwankende Existenz allen zum Vorwand ihres Bestrebens dienen mußte, während der größte Theil von ihnen nur auf ihr eigenes Wohl-bedacht war. Einige suchten sich dadurch Einfluß, Ansehn und Gewalt, andere gewisse Stellen und Glücksgüter zu verschaffen. Andere, unbedeutendere, die sich mehr im verborgenen hielten, schloßen sich an eine von den drey Partheyen an, und machten die untergeordnete Classe aus, die aber doch zuweilen den Angelegenheiten den Ausschlag giebt; auf alle Fälle wußte sie den bürgerlichen Zungenkrieg zu unterhalten.

Unter dem Schutz der Frau von Maintenon vereinigte sich die erste Parthey. Die Hauptpersonen darunter wurden durch den Fall von Chamillart und Vendome, wozu sie ihr möglichstes beygetragen hatten, von einer Last befreyt. Sie standen gut mit Monseigneur, und wurden von der Herzogin von Bourgogne geschont. Sie freuten sich die öffentliche Meinung für sich zu haben, und des Glanzes, welchen sie von Boufflers erhielten. An ihn schlossen sich die übrigen an; mehr um sich durch ihn zu ehren, als um sich seiner zu bedienen. Harcourt war, sogar vom Rheinufer her, der Steuermann davon. Auch Voisin und seine Frau hielten sich an sie.

In der zweyten Reihe stand der Canzler, der äusserst unzufrieden war bey der Frau von Maintenon, in Ungnade gefallen zu seyn, und folglich auch die Gunst des Königs verlohren zu haben.

— Pontchartrain, der sich in der Ferne hielt, und so gegen alles gesichert war.

Der

— Der erste Stallmeister, welcher in Intriguen grau geworden war, die Vereinigung zwischen Harcourt und dem Canzler bewürkt hatte, übrigens aber alle betrog.

— Sein Vetter, Herr von Huxelles, dem Anschein nach ein Philosoph, Cyniker und Epicuräer, in der That ein durchaus falscher, äusserst ehrgeiziger Mann. Monseigneur hatte durch la Choin von ihm eine sehr vortheilhafte Meynung bekommen, wie letzterer sie von Beringhem, seiner Frau und Bignon angenommen hatte.

— Der Marschall von Villeroy der selbst, nachdem er in Ungnade gefallen war, doch bey der Frau von Maintenon noch immer gut stand, und den die andern deswegen, und weil ihm der König ehmals günstig gewesen war, und er durch die Verwendung der Frau von Maintenon vielleicht wieder bey ihm in Gnaden kommen konnte, zu schonen wußten.

— Der Herzog von Villeroy, welcher durch ihn wieder in Bewegung gesetzt wurde, wobey man aber mit Rocheguyon ganz andere Gänge machte, der seine ausgestellten Netze unter einem höhnischen Stillschweigen verbarg. Auch würkten auf ihn Blion und andere im Verborgenen Arbeitende, die übrigens alles wußten und bey Monseigneur von Jugend auf in gutem Credit standen. Obgleich nur von der Ferne her, hatten sie auch zu dem Verderben von Vendome und Chamillart beygetragen. Auf ihrer Seite war auch die Herzogin von Villeroy, die zwar wenig Geist, aber viel Klugheit und Verstand hatte, in Geheimnissen undurchdringlich war, und in vielen Dingen das Vertrauen der Herzogin von Bourgogne besäß, welche sie nach ihrem Gefallen zu lenken wußte. Auf einer andern Seite, mit

mit Hofnungen, welche die Geburtsvorzüge, Tugenden und Talente des Herzogs von Bourgogne nährten, sonst aber keine Unterstützung hatten, stund, aus entschiedener Zuneigung, der Herzog von Beauvilliers, der sich vor allen frey zeigte. Der Herzog von Chevreuse war die Seele und der Vereinigungspunkt. Der Erzbischof von Cambray, blieb, mitten in seiner Ungnade und Verbannung hier der Steuermann.

Die Untergeordneten dieser Partey waren Torcy und Desmarets, der Pater Tellier, die Jesuiten und die Sulpizianer, die sich sonst von den Jesuiten so entfernt hielten als diese von ihnen. Desmarets, war ein Freund von dem Marschall von Villeroy und von Hüxelles; Torcy stand sich gut mit dem Canzler, weil sie über die Angelegenheiten mit Rom gleicher Meinung, folglich auch gegen die Jesuiten und Sulpizianer waren. Dagegen konnte er mit seinen Vettern, den Herrn von Chevreuse, besonders aber mit Beauvilliers, über diese eigene Art von Angelegenheiten nicht übereinkommen, so daß dadurch oft Mißverhältnisse und Unannehmlichkeiten zwischen ihnen entstanden.

Die genannten Personen von dieser Partie waren unter sich vertrautere Freunde, durch gleiche Bedürfnisse aneinander gekettet; sie hatten beständig Gelegenheit sich zu sehen, ohne das Ansehen zu haben, als ob sie sich aufsuchten; ihre Aemter waren von der Art, daß sie mit ihren Gegnern nichts zu thun hatten, und alles unmittelbar erfahren konnten. Ihnen war möglich, den andern etwas vorzuspiegeln, und wesentliche Dinge, die schon eingeleitet waren, so bald sie es für gut hielten, wieder zu nichts zu machen. Sie waren in der glücklichen Lage, alles, was vorgieng, ganz genau wissen, und die Anschläge nach ihrem

ihrem Gefallen zerstören zu-können. Auch wollten sie sich mit niemand in ein näheres Verhältniß setzen; und wenn dieß geschah, so war es nur für den Augenblick einer dringenden Nothwendigkeit. Sie brauchten Streiche nur abzuhalten, und da sie im Besitz waren, durften sie sich nur vertheidigen, nicht aber etwas erobern. Nur die Lacher hatten sie nicht für sich. Ihre Andacht hielt sie im Zwang; sie wurde leicht lächerlich gemacht. Auf der Seite von la Choin und der Frau von Maintenon hingegen war äusserer Glanz die Mode und Beineidenswürdigkeit.

Diese beyden Cabalen hielten gleichen Schritt gegen einander. Die letztere nur gieng im Stillen; die andere aber trat mit Geräusch einher, jede Gelegenheit ergreifend um der andern zu schaden. Auf ihrer Seite war der ganze Glanz des Hofs und der Armeen, durch den Widerwillen gegen die unerträglich werdende Regierung wurde sie zahlreicher, sehr viele kluge Männer aber wurden durch Boufflers Rechtschaffenheit und Harcourts Talente angezogen.

Die dritte Parten machte d'Antin, die Frau Herzogin, die Fräulein von Lillebonne mit ihrer Schwester, und ihrem Oncle der unzertrennlich von ihnen war, und der ganze eigenthümliche Hof von Meudon. Keine der beyden andern Parteyen wollte mit dieser etwas gemein haben. Beyde fürchteten sie, und mißtrauten ihr, alle aber schonten sie wegen Monseigneur, und selbst wegen der Frau Herzogin von Bourgogne. D'Antin und die Frau Herzogin machten gleichsam eine Person aus; beyde waren gleich verschrieen; sie wurden für die Anführer dieser Partey gehalten. D'Antin war wichtig wegen seines Umgangs mit dem König, der täglich vertrauter wurde, und auf den er eben so stolz war als er ihn gut zu benutzen

wußte;

wußte; Er und die Frau Herzogin zusammen, galten wegen ihrer Verbindung mit Monseigneur. Nicht als ob nicht die beyden Lothringerinnen, und mehr noch als diese das Fräulein von Choin, sein Vertrauen noch mehr besessen hätten; sie hatten vielmehr noch einen Vortheil weiter, der aber damals und lange Zeit nachher unbekannt war; nehmlich jene schimpfliche, aber sehr fest gegründete, eben daher aber auch geheim gehaltene Verbindung mit der Frau von Maintenon. Allein sie waren noch betäubt von den beyden Schlägen, welche Vendome und Chamillart kürzlich getroffen hatten.

Boufflers, Harcourt und die vornehmsten Theilnehmer ihrer Partey verabscheuten den Stolz des Ersteren, und die Obergewalt, zu welcher er sich durch seinen Rang und seine Befehlshaber-Stelle aufgeschwungen hatte. Chevreuse, Beauvilliers und ihre Anhänger hielten sich aus diesen Gründen, noch mehr aber wegen des Herzogs von Bourgogne nicht von ihm entfernt.

Keine von diesen beyden Parteyen war geneigt, sich der dritten zu nähern. Diese dritte war eigentlich die Cabale Vendome's, die noch von dem empfangenen Schlag verwirrt, in der thörigten Hoffnung, durch Chamillarts Fall am meisten zu gewinnen, so thätig an diesem gearbeitet hatte.

Um verständlicher zu seyn wollen wir den drey Parteyen bestimmte Namen geben. Die Cabale des hohen Adels — La Cabale des Seigneurs — war die Benennung, die ihr damals gegeben wurde, die der Minister, und die von Meudon.

Diese Letztere war durch die mislungene Erprobung ihrer Kräfte mehr gedemüthigt, als durch Ven-

domes Fall. Denn sie konnte diesen, wegen der angeführten Gründe, zu nichts weiter gebrauchen, als den Herzog von Bourgogne zu verderben. Da dieser große Streich am Ende zur Hälfte fehl schlug, wußte Vendome sie wenigstens bey Monseigneur besser zu setzen. Ich sage: er schlug zur Hälfte fehl. Denn nach ihren schlauen Ränken gerieth er gänzlich bey Monseigneur. Dieser konnte nie wieder davon zu dem Herzog von Bourgogne zurückkommen, und ließ es ihn sein ganzes Leben hindurch, sehr empfindlich, fühlen.

In Rücksicht auf Chamillart sieht man, aus dem Streich, welchen Fräulein von Lillebonne ihm zweimal beym Fräulein von Choin spielte, wie wenig sie sich, nachdem beym König der Streich mißlungen war, doch um diesen bekümmerten, seit sie ihn der untergehenden Sonne gleich hielt. Sie und ihre Schwester rechnete sehr auf den Nachfolger, und zwar schon durch sich selbst, wegen Monseigneur, noch mehr aber, als sie Voisin als Chamillarts Nachfolger sahen, wegen ihrer geheimen Verbindungen mit der Frau von Maintenon. Für Vaudemont, der übrigens mit seinen Nichten nur eine Seele ausmachte, konnte nicht viel gewonnen werden; er war mit seinen zur unrechtmäßigen Erhöhung seines Standes gemachten Versuchen für immer abgewiesen; überdieß bekümmerte ihn dieß alles in seiner sonst guten Lage sehr wenig; sein ohnehin schon gesunkenes Ansehen konnte dadurch nicht mehr viel verlieren.

Herr du Maine hatte die Herzen des Königs und der Frau von Maintenon in seiner Gewalt. Er leitete alles, sorgte nur für sich selbst, suchte jedem zu schaden, wo er konnte, und war daher auch von allen, die ihn kannten, gefürchtet. Er konnte

 Voisin,

Voisin, einen blinden Anhänger der Frau von Maintenon besser gebrauchen, als Chamillart, der sich ihm überlassen hatte. Da Vendome in seiner titanischen Unternehmung zu Grund gegangen, auch die Unternehmung selbst gescheitert war; so fand sich du Maine dadurch von einem kühnen Mann befreyt, der seinen Kindern nicht hatte nachstehen wollen, und dessen würkliche Gleichheit immer für jene ein lästiger Titel war.

Der Herzog ließ alles gehen, wie es wollte; in eine menschenfeindliche Stimmung versunken, durch die er, wie eine Pulvermine, die beständig zu sprengen droht, jedermann von sich entfernte, war er nur mit den, den Tod des Prinzen betreffenden Rechtshändeln, mit seinen geheimen Vergnügungen, und seiner Gesundheit, welche anfing wankend zu werden, beschäftigt.

Der Graf von Toulouse, so wie der Herzog von Berry, nahmen an nichts Theil.

Der Herzog von Orleans wollte und konnte sich in nichts einlassen.

Der Herzog von Bourgogne, dem Gebet und der Arbeit ergeben, folgte den sanfteren und gemäßigteren Empfindungen, die ihm das Beyspiel der Herzoge von Beauvillers und Chevreuse gab. Er hatte an Vendomes und Chamillarts Fall durchaus keinen Theil gehabt, und alles, auch die für ihn dadurch entstandene Unannehmlichkeiten, dem göttlichen Willen anheim gestellt.

Die Herzogin von Bourgogne betrieb den Sturz des Einen, und that nichts, den andern zu retten; dieß, und daß sie der Frau von Maintenon ergeben

war,

war, so wie diese ihr, stimmte sie natürlich mehr für die Cabale des hohen Adels, besonders da sie Harcourt für sich eingenommen hatte, sie aber Boufflers ihre Achtung nicht versagen konnte, und eine Freundin der Herzogin von Villeroy war. Den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, welche ihr aus hundert Gründen, bey dem Herzog von Bourgogne gefährlich seyn konnten, und denen sie äußerst abgeneigt war, hatte sie sich aus Veranlassung der Angelegenheiten in Flandern wieder genähert, und da diese lange dauerten, so wurde ihre vorgefaßte ungünstige Meinung gegen jene, sowohl durch ihren Umgang mit ihnen, als auch durch Madame Levi, die sehr gut bey ihr stand, und durch eine ihrer Damen, welche Verstand genug hatte, die für ihren Vater und Oheim günstigen Augenblicke bey ihr zu benutzen, um sehr vieles vermindert, so daß sie ihnen nun nicht mehr entgegen war, und zwischen den beyden Cabalen hin und her schwankte.

Die Parthie von Meudon, welche auch die von Vendome war, hielt sich nur in soweit in Schranken, als sie vernünftiger Weise, wegen Monseigneur und gegen die legitimirte Tochter der Herzogin, mit der man persönlich nicht gut stand, nicht wohl unterlassen konnte. D'Antin war der Einzige, welchen sie, wegen des Vortheils, den sie aus den flandrischen Angelegenheiten, und wegen seines vertrauten Umgangs mit dem König, von den übrigen unterschied.

Tallard, ärgerlich, für unbrauchbar angesehen zu werden, weil man sich ihm von keiner Seite anvertraute, hing nur an Torcy, dessen Freundschaft er sich erhalten hatte, und an dem Marschall von Villeroy, seinem Verwandten und Beschützer. Er war durch dessen Unglück sehr gedrückt, ungeachtet er sich den Rohan's, welche mit dem Fräulein von Lillebonne

 und

und seiner Schwester so eng vereint waren, ergeben hatte. Auch dieß hatte ihn nichts geholfen, und vergebens gab er sich alle ersinnliche Mühe, irgendwo einen Einfluß sich zu verschaffen. Die Partey der Minister war ihm zwar weniger abgeneigt als die beyden andern; sie ließen ihn aber dennoch an nichts Theil nehmen. Er war voll Eifersucht auf die, welche ihm bey dem Commando der Armeen vorgezogen worden waren, und brannte von geheimem Neid über die glänzende Lage des Marschalls von Boufflers, benahm sich aber dennoch sehr demüthig gegen diese alle, ohne sich in irgend ein Verhältniß mit ihnen setzen zu können.

Villars verließ sich auf sich selbst, auf den König und Frau von Maintenon, wozu ihn sein unermüdetes Glück berechtigte. Er war zufrieden, hatte weder Anhänger noch Absichten, ausser allenfalls solche, die ihn persönlich betrafen. In der politischen Welt war er ein völlig unbedeutendes Wesen, und wünschte auch nichts anders zu seyn; keine der Parteyen war ihn aufzusuchen bemüht.

Berwik suchte beyden Parteyen gefällig zu seyn, so wie sie wiederum ihm. Durch die englischen Angelegenheiten hatte er sich mit Torcy, durch seinen Pietismus und den letzten Feldzug in Flandern mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, vereinigt. D'Antin war der einzige Meudonianer, mit dem er gut stand. Der Marschall von Villeroy war sein Freund und Beschützer; er selbst war ein Freund von Harcourt, dessen Gewogenheit er immer zu erhalten bemüht gewesen war.

Tesse, ein Freund von Pontchartrain, war dem hohen Adel, so wie den Ministern, verdächtig. Die Rol-

Rollen, welche er gespielt, hatten ihm weder das Vertrauen noch die Achtung von irgend jemand erwerben können. Durch sein Betragen gegen Catinat hatte er die gute Meinung aller edeldenkenden verloren; ja sogar andere scheuten sich mit ihm in Verbindung zu treten. Seine Niederträchtigkeit gegen Vaudemont, Vendome und la Feuillade, hatte ihn vollends um allen Credit gebracht, den er durch seine Gesandschaft nach Rom, und durch seine lächerlichen Briefe an den Papst, die er überall bekannt zu machen, sich nicht schämte, nicht wieder erlangen konnte. In der Cabale von Meudon wurde er also bloß geduldet, aber auch weiter nichts; von den beyden andern aber war er verworfen.

Noailles kam überall herum, und mischte sich in alles. Er wurde aus Rücksichten für seine Tante und wegen seiner Sprache allgemein gut aufgenommen; allein als einem jungen Mann, den man noch nicht hinreichend kannte, und der durch seinen großen Aufwand und seine häufigen Verbindungen, Aufmerksamkeit und Mißtrauen erregte, wagte man noch nicht ihm etwas zu vertrauen.

Die drey Cabalen hatten übrigens ihre Unterabtheilungen. Bey der vom hohen Adel war Harcourt zurückhaltend gegen die übrigen, obgleich er mit ihnen und oft durch sie wirkte. Er machte, um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit keinem gemeine Sache, ausser mit dem Canzler; dieser aber konnte ihm bloß zum Rathgeben nützen, da er gegen den König und Frau von Maintenon in dem Verhältniß stand, daß diese ihn irgend eine Sache zu leiten hinderte, ausser zuweilen in dem Conseil, wo er unmittelbar wirken konnte, wo er aber entweder eine

Nulle war, oder eine Sache mit Feuer, Gewandtheit und Feinheit durchsetzte; denn dieß war sein größtes Talent, das er aber nur bey bedeutenden Gelegenheiten geltend machte, zum Beyspiel um über den Herzog von Beauvilliers herzufallen, ohne ihn geradezu anzugreifen. Er setzte ihn in dem Vortrag, den er zu machen hatte, in Verlegenheit und suchte ihn alsdenn lächerlich zu machen.

Der Marschall von Villeroy, der unthätigste von allen, weil es ihm an Geist und natürlicher Fähigkeit fehlte, er auch durch Vendome's und Chamillarts Fall, die er persönlich haßte, zurückgesetzt war. Er war der besondere Freund von Desmarets, aber aus weiter Entfernung; wegen seiner alten Verbindungen mit Bechameil, seinem Schwiegervater, blieb er dem Chevalier von Lothringen und von Effiat, seinen Beschützern, sehr ergeben. Er hatte sich, ungeachtet er die Gnade des Königs verloren hatte, dennoch die Freundschaft, in manchen Fällen sogar das Vertrauen der Frau von Maintenon zu erhalten gewußt; mit ihr stand er in mancherley Verhältnissen, und wenn er zu Versailles war, in einem vertrauten Umgang. Dieß geschah zwar nicht oft; sie schrieben sich aber häufig. Er mußte ihr Aufsätze, die Flandrischen Angelegenheiten betreffend, zuschicken, die stets gut von ihr aufgenommen wurden. Ihre schriftlichen Unterhaltungen liefen immer durch Desmarets Hände, selten durch die der Herzogin von Villeroy. Er stand mit Torcy ziemlich gut, hatte auch mit Beauvilliers einige Berührungspuncte; was aber diese beyde weiter nicht benutzten, welche auch von la Rocheguyon und dem Herzog von Villeroy sehr gehaßt wurden. Hierinn, wie in vielen andern Dingen, und zwar in den wichtigsten, stimmte dieser (der Herzog von Villeroy) mit

mit seinem Vater nicht überein; doch vertrugen sie sich besser, seit ihre Lebensweise sich verändert hatte, und sie, da der Vater in Ungnade gefallen war, der Sohn aber ein Amt bekommen hatte, nicht an demselben Ort wohnten.

Chevreuse und Beauvilliers hatten keine Geheimnisse für einander, betrugen sich aber sehr zurückhaltend gegen ihre Anhänger. Sie waren nahe Verwandte von Torcy, allein eine Jansenistische Anwandlung hatte sie dennoch, sehr zweckwidrig, von ihm entfernt.

D'Antin und die Frau Herzogin, die an denselben Orten lebten und durch gleiche Absichten, Bedürfnisse und Laster vereinigt waren, hatten ein großes Mißtrauen gegen die beyden Lothringer, das sie aber unter dem Schein der höchsten Vertraulichkeit verbargen, den sie ihrer gegenseitigen Absichten wegen bis zum Tod des Königs beybehalten wollten. Sie warteten auf diesen Augenblick, um alsdann auf Leben und Tod mit einander um den alleinigen Besitz von Monseigneur zu kämpfen, wenn dieser König seyn würde.

Diese Cabale weiteiferte mit der vom hohen Adel, wurde aber von dieser völlig enthüllt, gehaßt und, als die ehmalige Vendomesche, gefürchtet.

Sie war der Partey der Minister völlig entgegengesetzt; ungeachtet Torcy und die Frau Herzogin, folglich auch d'Antin, gegenseitige Rücksichten wegen der Schwester von Torcy haben mußten, die zu jeder Zeit, und unter allen Umständen eine vertraute Freundin der Frau Herzogin war, welche bey einer häßlichen Gestalt doch im Umgang reizend blieb, und einen seltenen Verstand besaß.

 Dieß

Dieß sind, umständlich geschildert, die gegenseitigen Verhältnisse der drey Partheyen, in welche im Jahr 1709 der Hof zu Versailles getheilt war. Wir werfen jetzt auf den Zustand der Armeen, und Frankreichs Kriegsunglück vom folgenden Jahr unsre Blicke.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

XI. Buch.

Kriegsbegebenheiten in den Jahren
1710. 1711. 1712.

Inhalt.

Eine Reihe von Kriegsbegebenheiten.

I. Die Armee in Flandern im J. 1710, dem vorletzten des Herzogs von Marlborough. II. Einnahme von Briguela in Spanien. III. Feldzug in Deutschland im J. 1711. IV. Schlacht bey Denain 1712. V. Der Prinz Eugen hebt die Belagerung von Landrecies auf.

Prinz

Prinz Eugen und der Herzog Marlborough, die den Frieden nicht wollten, hatten sich vorgesetzt in Frankreich einzudringen; der Eine aus persönlicher Rache gegen den König und aus Ruhmsucht, der Andere aus Gewinnsucht, als ihren herrschenden Leidenschaften. Sie hatten beschlossen die Schwäche und Zerrüttung unserer Truppen und Festungen zu benutzen, um ihre Eroberungen in diesem Feldzug, so weit als möglich zu treiben.

General Lieutenant Albergotti und der Feldmarschall Dreux hatten Ordre nach Douai vorzurücken, wo sie kaum noch Zeit hatten, die nothwendigsten Befehle zu geben, als sie auch schon eingeschlossen, und die Laufgräben, vom 4. auf den 5. May, geöffnet wurden. Die dortige Garnison war zahlreich und auserlesen. Es fehlte weder an Munition noch an Lebensmitteln, und alles ließ eine glückliche Vertheidigung erwarten.

Der König, über seinen beständigen Verlust ärgerlich, wünschte eifrig einen Sieg, der den kühnen Absichten der Feinde Einhalt thun, und dem traurigen Zustand schimpflicher Unterhandlungen, wie sie zu Gertruidenburg getrieben wurden, eine andere Wendung geben sollten. Villars hatte bey seiner Ankunft eine schöne Gelegenheit sie zu schlagen, versäumt. Seine ganze Armee hatte diesen Fehler bemerkt; allein, da er dem Feind nun einmal Zeit gelassen hatte, Anordnungen zu machen

chen, und jetzt keine Schlacht mehr wagen konnte; so machte er den Unverschämten, der nach seinen gewöhnlichen Großsprechereyen die feindliche Armee zu verschlingen drohte.

Der Marschall von Villars fand die Armee unter Cambray versammelt. Sie bestand aus 57 Bataillons und 162 Schwadronen; ausserdem daß alle Plätze besetzt waren. Allein diese Truppen waren sogar an Offizieren nicht ganz vollzälig. Ihr Sold war ihnen seit einem Monat ausbezahlt worden, man gab ihnen ziemlich gutes Brod und etwas Fleisch.

Albergotti vertheidigte sich gut zu Douai. Der Herzog von Mortemart commandirte daselbst einen Ausfall, wodurch große Unordnung in den Laufgräben entstand; er tödtete viele Menschen, und verlor fast gar keine. Der Angriff war sehr ernstlich gewesen. Es wurde von beyden Seiten stark an den unterirdischen Minen gearbeitet um sie würken zu lassen. Ausser dem was zur Belagerung gehörte, war die feindliche Armee eben so stark als die Königliche, und machte einen Versuch auf Ypern. Sie glaubten einen von der Garnison bestochen zu haben, und mit seiner Hülfe die Festung überfallen zu können. Dieser aber entdeckte es dem dort commandirenden Chevilly, auf dessen Befehl die Unternehmung erfolgte. Die Feinde voll Vertrauen auf den guten Ausgang ihrer Sache, detaschirten unter dem Vorwand, ihre Besatzungen in Lille und Menin zu verstärken, 2000 Reiter oder Dragoner von ihrer Armee, von denen jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferd hatte; und der Parthey gänger marschirte ziemlich nahe an ihrer Spitze mit 12 bis 15 Mann. Er kam an die Barriere die man ihm öffnete, und die 12 oder 15 Mann wurden sogleich gefangen genommen. Das Detasche-

ment kam an, wurde aber zufälliger Weise durch einen Schuß von einem Soldaten der Landmiliz, der in den Aussenwerken war, noch frühe genug gewarnt, glaubte entdeckt zu seyn, marschirte nicht weiter, und zog sich gleich nachher wieder zurück. Es wurde von allen Seiten der Festung auf sie gefeuert, und man tödtete oder verwundete einige 50 Mann.

Einem andern unserer Parthengänger, der einige Tage nachher von Namur ausging, gelang es, sich in Lüttich einzuschleichen. Er bemächtigte sich der Leibwache am Thor, ging in die Festung, tödtete den dortigen Commandanten, nahm die ganze Wache gefangen, plünderte das Haus des kaiserlichen Ministers und eines Holländers, der in der Stadt commandirte, und kam mit einer beträchtlichen Beute, nebst 50 Gefangenen zurück, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben.

Indessen rückte die Belagerung von Douai vor; den 20 war dort eine ernstliche Action vorgefallen. Die Feinde hatten sich eines Ravelins bemächtigt. Dreux und der Herzog von Mortemart trieben sie aber wieder zurück. Sie kamen wieder und postirten sich auf der Berne, wo sich glücklich eine Pulvermine entzündete, und sie in die Luft sprengte. Sie verloren ungefähr 2000 Mann; kamen aber dennoch zum drittenmal wieder, und erreichten den Winkel dieses Werks.

Zwey Tage nachher, bemächtigten sie sich zweyer Ravelins, und da die Bresche sehr groß war, ließ Albergotti Schamade schlagen. Die Capitulation war, wie er sie wollte. Die Bresche hatte Raum für 2. Bataillons in Fronte. Der König, zufrieden über diese gute Vertheidigung, und gewohnt die Insignien

signien des h. Geist-Ordens zu prostituiren, machte Albergotti zum Ordensritter.

Als die Feinde sich nach ihrem neuen Sieg wieder erhohlt und in Stand gesetzt hatten, gingen sie gleich wieder auf neue aus. Da sie Villars für unfähig hielten, sie daran hindern zu können, marschirten sie nach Bethüne und öffneten die dortigen Laufgräben den 24. Dúpuis-Vauban cnmmandirte daselbst eine Besatzung von 4000 Mann. Er hatte nicht mehr Truppen verlangt, und war hinreichend mit Munition und Lebensmittel versehen. In der nehmlichen Nacht, wo die Laufgräben geöfnet wurden, machte er einen Ausfall, tödtete ihnen 800 Mann, und verlor sehr wenig Leute dabey. Man hielt sich sehr tapfer; allein nach einer rühmlichen Vertheidigung ließ Dúpuis-Vauban den 28 August Schamade schlagen, und erhielt eine Capitulation wie er sie verlangte.

Zu Ende dieser Belagerung wurde ein Ausfall gegen Menin unternommen. Die detaschirten Truppen wurden von dem Wegweiser schlecht geführt, und anstatt in der Nacht dort anzukommen, überfiel sie der Tag, so daß sie wieder zurückgehen mußten wie sie gekommen waren.

Der Marschall von Villars hatte in diesem Feldzug so viel Unglück gehabt, daß er den Entschluß faßte ins Bad zu gehen, und nicht nachließ bis er die Erlaubniß dazu erhielt.

Harcourt erhielt Befehl von Strasburg wegzugehen, und wurde zum Commandanten an Villars Stelle ernannt.

Als er nach Flandern kam, fand er die Desertionen bey der Armee sehr häufig, und der Feind stand zugleich

zugleich vor Air und Saint-Venant. Chevilly, der zu Ypern commandirte, und erfahren hatte, daß der Feind eine beträchtliche Convoy von Gent ausschicke, ließ den Feldmarschall Ravignan mit 2500 Mann gegen diese anrücken. Ravignan traf die Convoy zu Vive Saint Eloi. Sie bestand aus 45 mit Munition und Lebensmittel gefüllten Packwagen, welche durch 1500 Mann am Ufer hin transportirt wurden. Er griff sie kühn an, und alle wurden getödtet, ins Wasser geworfen, oder gefangen genommen. Die Cavallerie, welche noch zeitig die Flucht ergriff, verlor wenigstens die Hälfte. Ravignan ließ die 45 Wagen verbrennen, und die 1300 Päcke Pulver in die Luft sprängen, wodurch das Dorf Vive Saint-Eloi zerstört wurde.

Aire und Saint Venant hielten sich noch immer. Bey beyden Belagerungen fielen ziemlich viele beträchtliche Angriffe vor. Den 12. September waren zu Aire die Laufgräben eröffnet worden. Quebriant, ein Tochtermann von Desmarets, commandirte daselbst, und machte ernstliche Ausfälle, so wie auch der Chevalier von Selves. Endlich, nach einem langen rühmlichen Widerstand, capitulirte Quebriant den 8 November und erhielt alle Bedingungen. Er übergab auch das Fort Saint François, weil er keine Lebensmittel hineinbringen konnte. Saint Venant hatte sich schon einige Zeit vorher ergeben.

So endigte der Feldzug in Flandern, der vorletzte, welchen Marlborough gemacht hat. Die Armeen begaben sich in die Ausruhungsquartiere, und bald darauf ins Winterquartier.

Der Feldzug am Rhein war weiter nichts als daß man in aller Ruhe zu subsistiren suchte. Er endigte sich zu gleicher Zeit mit dem in Flandern.

 Der

Der Marschall von Berwik brachte den Seinigen mit Schikanen und Beobachtungen zu. Der Herzog von Savoyen wollte nicht viel thun, weil er über den Kaiser unzufrieden war, dem er sogar drohte, er werde nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht seyn. Die durch einen Theil von Mailand gemachte Belohnung war ein Gegenstand, der das Mißtrauen unterhielt, und der, um es bestimmt auszudrücken, ihn hinderte dieses Jahr viel dafür zu thun.

Dieß waren die Unternehmungen, Fortschritte, oder Unfälle der Armeen. Wir wollen nun die persönlichen Eigenschaften der Generale, und einige besondere Anecdoten vom folgenden Jahre 1711 angeben.

Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough begnügten sich, nach ihrer gewohnten Einigkeit, lange Zeit, auf Kosten der königlichen Länder zu leben, und unsre Armee in die Linien einzuschließen. Gegen das was im vorhergehenden Jahre dort vorfiel, kam sie in diesem auf eine leichte, wohlfeile, obgleich schimpfliche Weise, davon.

Dennoch schienen, die gewiß reellen Vortheile der Alliirten ihnen ihrer gewöhnlichen Feldzüge nicht würdig. Marlborough, der den höchsten Gipfel des Ruhms und Glücks erreicht hatte, den ein Krieger seiner Nation erreichen konnte, wurde von einem traurigen Unfall bedroht, dem er durch irgend einen großen Coup eine andere Wendung zu geben, um die Absichten seiner Gegner wankend zu machen, eifrigst bemüht war. Prinz Eugen, welcher mit dem Erzherzog, der seinem Bruder gefolgt war, persönlich schlecht stand, und gegen die neue Regierung des Wiener Hofs aufgebracht war, hatte mit Marlborough glei-

gleiches Interresse. Beyde wünschten die Fortsetzung des Kriegs, wodurch ihr Ansehen und ihre Gewalt erhalten, und ihre unermeßlichen Reichthümer, besonders die des eben so kargen als habsüchtigen Marlboroughs, täglich vermehrt wurden. Diese dringenden Ursachen bestimmten sie beyde zu einer Unternehmung, welche so unsinnig sie auch schien, dennoch durch ihr Glück, ihre Kühnheit, und das unbegreifliche Betragen des Marschalls von Villars, gelang. Dieser letztere deckte Bouchain.

Ausser den Festungen, die uns noch von diesen schlecht gezogenen Gränzlinien übrig waren, ist dieser Ort sehr bedeutend, weil er den Uebergang der Flüsse und den Einmarsch in ein großes Land öffnet und schließt. Um ihn zu belagern mußte man sich wegen des unvermeidlichen Uebergangs über die Schelde, allem aussetzen. Diese Unternehmung wagten die beyden feindlichen Generale mit Gefahr einer Schlacht. Als sie die Hälfte passirt hatten, oder gleich nachher, wurde Villars, der bey allen Gelegenheiten nur für sich den größten Nutzen ziehen wollte, und seine Spione schlecht bezahlte, zu spät davon benachrichtigt. Er wollte ihnen nachrücken, und wenn er geeilt hätte, würde er sie an der Schelde geschlagen haben. Er schien seinen gemachten Fehler wieder gut machen zu wollen, und kam bey guter Zeit auf einer schönen Ebene an, wo er campiren wollte. Mehrere Generale, unter diesen auch der Feldmarschall Montesquiou, meldeten ihm, daß der Feind so nahe, und in solcher Unordnung seye, daß niemand zweifle, er werde sich entschließen anzugreifen. So wäre seine kürzlich begangene Nachlässigkeit, bey dieser Gelegenheit wieder gut gemacht gewesen. Die Armee, welche bey dieser Nachricht laut jubelte, und sich freudig an den ehemaligen Muth der Franzosen er-

 innerte,

innerte, war über seine Unbekümmertheit, Trägheit, und die Schwierigkeiten, die er machte, sehr verwundert. Die dringendsten Vorstellungen, bey denen sogar die Gränzen des Wohlstands überschritten wurden, vermochten nichts über ihn. Villars blieb unbeweglich, und statt aller Antwort rühmte er kühn seinen Muth, an dem man nicht zweifelte, und sprach von Wunderthaten, die den andern Tag geschehen sollten.

Die Armee, wüthend gegen ihn, lagerte sich in Schlachtordnung, sie brach aber erst spät am andern Morgen, mit eben der Langsamkeit wieder auf. Nun konnte ihr Vorrücken nichts mehr helfen; der Feind war schon voraus, und verdankte sein Glück Villars seltener Saumseligkeit, von der man keinen Grund einsehen konnte, weil in dem Zustand, worinn die Feinde waren, sie, nach dem Geständniß beyder Armeen, unvermeidlich geschlagen worden wären. Villars hatte diese Schlacht schon durch einen Eilboten dem Hof angekündigt, der 4 Tage in der ungeduldigsten Erwartung darüber war. Endlich kam ein Courier nach Fontainebleau. Voisin brachte ihn zum König, welcher eben gute Nacht genommen hatte. Der Dauphin, schon im Begriff sich auszukleiden, zog sich wieder an, um sich nach den eingelaufenen Nachrichten zu erkundigen. Das Vorzimmer war mit Neugierigen angefüllt. Alle darinn versammelten glaubten, Voisin lese dem König den umständlichen Bericht vor, und warteten ungeduldig bis er herauskam, wo sie denn endlich erfuhren, daß keine Schlacht vorgefallen sey.

Ich komme wieder auf die Armee. Als Villars sah, daß ihm der Feind entwischt war, brach er in Vorwürfe aus. Die Offiziere sahen einander erstaunt an. Albergotti und einige erinnerten ihn, wie er ihren dringenden

genden Vorstellungen kein Gehör gegeben, und den Marsch nicht fortgesetzt habe. Montesquiou, der sich als Marschall von Frankreich am meisten beleidigt, und mehr herausnehmen zu können glaubte, antwortete ihm ziemlich derb, und wurde für diese Wahrheit geradezu von ihm für einen Lügner erklärt. Montesquiou drehte sich wild um, und entfernte sich, die Hand auf seinen Degen haltend.

Villars, stolz auf diesen Triumph, den einzigen in seinem Feldzug, nachdem er zwey so schöne Gelegenheiten versäumt hatte, fing nun an noch trotziger zu werden, da er nach diesem ungewöhnlichen Vorfall nicht mehr widersprochen zu werden befürchtete. Allein die von der ganzen Armee anerkannte Wahrheit blieb gegen ihn, und ungeachtet Montesquiou nicht sehr geliebt war, lief die Armee dennoch schaarenweise zu ihm. Als Villars sich wieder gefaßt hatte, war er in großer Verlegenheit und wünschte sich wieder mit ihm zu versöhnen. Bey den Armeen so wie bey Hof, fehlt es nicht an gefälligen Personen, die sich in dergleichen Fällen mit Vergnügen brauchen lassen; und so fanden sich bald auch hier welche, die eine Versöhnung der beyden Marschälle in Stand zu bringen bemüht waren. Montesquiou, der nicht recht wußte, wie er eine so plumpe und öffentliche Beleidigung seines Vorgesetzten rächen sollte, war froh, sich, bey so betrübten Umständen, unter dem Schein des allgemeinen Wohls herausziehen zu können, und war um so mehr dazu geneigt, da der entschiedene Ruhm seiner Tapferkeit, und das Bewußtseyn, daß die ganze Armee von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugt war, ihn vollkommen beruhigen konnte. Es konnte, um die Sache kurz abzuschneiden, nicht von Erklärungen, die gar nicht statt fanden, noch von Entschuldigungen,

die alles nur verschlimmern mußten, die Rede seyn. Der einzige und klügste Weg schien der zu seyn, die Sache gänzlich zu vergessen und als nicht geschehen anzusehen. Schon am andern Tag erschien Montesquiou wieder bey Villars, und nach und nach sahen sie sich täglich wieder.

2.

Während Villars vergebens in die feindlichen Verschanzungen vor Douay einzudringen versuchte, bereitete sich der Herzog von Vendome, der seit seinen Zwistigkeiten mit dem Herzog von Bourgogne in Ungnade gewesen war, die neuen Armeen zu commandiren. Zweymal griff er in Spanien Briguela an, und beyde mal wurde er zurückgeschlagen. Als der dritte Ausfall geschah, machte sich der Graf von Saint Estevan de Gormas, ein Großer von Spanien, und Generalcapitain von Andalusien zu den vordersten Grenadieren. Der Hauptmann, erstaunt, daß ein so ausgezeichneter Mann mit ihm marschiren wollte, stellte ihm vor, daß dieser Posten unter seiner Würde sey. Saint Estevan de Gormas antwortete ihm kalt: Er wisse wohl was er ihm dagegen sagen könne, allein sein Vater, der Herzog von Escalona, (mehr unter dem Nahmen Marquis von Villena bekannt), seye schon seit langer Zeit in kaiserlicher Gefangenschaft und werde zu Pizzighitone in Fesseln unwürdig behandelt, ohne daß man ein Lösegeld für ihn habe annehmen wollen. In Briguela befänden sich vornehme kaiserliche und englische Generale, und er seye entschlossen, entweder in der Unternehmung umzukommen, oder sie gefangen zu nehmen, um dadurch seinen Vater zu befreyen. Er rückte mit diesem Detaschement gegen die Festung, that Wunder, und nahm selbst einige dieser Generale gefangen. Kurz darauf wurde sein Vater, der zu Gatte als Vice König

nig von Neapel mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden war, gegen diese ausgewechselt.

3.

Die Rhein- und Alpen-Armeen brachten beyde den Feldzug mit Beobachten zu, und suchten bloß zu subsistiren. Besons welcher Harcourt sehr unterstützte, lebte auf Kosten der Feinde jenseits des Rheins, während Harcourt mit dem stärksten Theil der Armee in unsern Linien bey Weißenburg blieb, und nachher als die weggenommenen Lebensmittel aufgezehrt waren, sich wieder mit Besons vereinigte. Der übrige Theil des Feldzugs vergieng ruhig, bis in die Mitte des Octobers, wo sie Harcourt, weil er nichts mehr zu fürchten hatte, in die Ausruhungs-Quartiere schickte. Er selbst begab sich nach Bourbonne, um die Brunnencur zu gebrauchen.

Berwik wurde bey einem schwachen Vertheidigungs-Zustand dennoch wenig beunruhigt, indem es an Truppen und Mitteln hiezu fehlte. Der Herzog von Savoyen, welcher seine Armee commandirte, hätte ihn mehrere male mit Vortheil angreifen können; allein Mistrauen, und mehr noch Unzufriedenheit, hatten ihn davon abgehalten. Frankreichs geschwächter Zustand, welcher der Sache einen großen Ausschlag gab, erweckte bey ihm Verdacht, und die neue Wiener Regierung wollte ihm weder das, was die vorige bey Abtretung der Lombardey zu seinem Vortheil versprochen hatte, halten, noch ihm die dorther gezogenen Gelder, die man ihm für seine Dienste schuldig war, auszahlen. Ueberdieß hatte Frankreich die Präliminarien zu einem Friedens-Tractat im October 1711 unterzeichnet.

 4.

4.

Ungeachtet derselben hatte Prinz Eugen zu Anfang des Juli Landreci belagern lassen. Der König, ärgerlich über die Vortheile, die er auch noch ohne den Beystand der Engländer erfocht, fand es gar nicht gut, daß Villars Festungen auf der äussersten Grenze vom Feind belagern ließ, ohne durch eine Schlacht ihn daran zu verhindern. Villars erhielt wiederhohlte Befehle dazu. Er berichtete zwar viele Prahlereyen, die er auch öffentlich bekannt machte, that aber nichts ernstliches, sondern ging immer einen Schritt vorwärts und wieder einen zurück. So verfehlte er mehrere Gelegenheiten, wo er dem Prinz Eugen die Spitze bieten konnte, von denen einige so augenscheinlich vortheilhaft waren, daß die ganze Armee öffentlich darüber murrte. Er seye, sagte er, auf Mittel bedacht, die Belagerung von Landreci aufzuheben, und der König erwartete mit großer Ungeduld täglich Curiere aus Flandern. Montesquiou der wohl sah, daß man zu einer vortheilhaften Schlacht keine Aussicht hatte, war dem König schon dadurch bekannt, weil er lange Zeit Major bey der Garde, Inspector, und nachher Director von der Infanterie war, noch mehr aber durch seine enge Verbindungen mit den vertrauteren Dienern des Königs. Er schickte heimlich einen Eilboten mit einem von ihm entworfenen Plan ab, worin er bemerkte, daß er nicht gebilligt werden würde, und zugleich vorstellte wie nöthig es doch sey, daß man die gegenwärtigen Umstände benutze. Er erhielt eine schleunige Antwort, und Befehl, seinen Plan sogar gegen Villars Willen, jedoch mit einiger Rücksicht auf ihn auszuführen.

Die schlechte Meinung, welche der Prinz Eugen von Villars hatte, machte daß er einen großen Fehler be-

begieng; nehmlich den, sich von Manchiennes und sogar von Denain, wo seine stärksten Magazine waren, zu entfernen, um hinter der Escaillon, die sich nahe bey Denain in die Schelde ergießt, bequemer zu subsistiren. Er hatte Denain verschanzt, und 18 Bataillons, nebst einiger Cavalerie daselbst gelassen. Als man hievon Nachricht erhalten hatte, drang Montesquiou in Villars, dahin zu marschiren. Während dem Marsch suchte Montesquiou voraus zu kommen. Er hatte 4 General Lieutenants, 4 Feldmarschälle unter sich, und schickte Broglio, nachherigen Marschall von Frankreich, mit der Reserve, welche er anführte, ab, um der feindlichen Armee 500 Brodwägen zu entreißen. Dieß wurde vor dem Angriff von Denain glücklich ausgeführt.

Montesquiou eilte mit diesem Vortrab der Armee so schnell als möglich nach Denain, machte dort in aller Geschwindigkeit seine Dispositionen, und griff sogleich die Verschanzungen an. Villars rückte mit dem größten Theil der Armee langsam nach, und war schon ärgerlich, daß ein Theil derselben ohne seine Ordre mit Montesquiou voraus war, noch ärgerlicher aber, als er hörte, daß das Schießen schon angefangen hatte. Er schickte eine Ordre nach der andern an ihn ab, und ließ ihm sagen, er solle nicht angreifen, sondern warten, und so wenig als möglich eilen, weil er keine Schlacht wolle. Sein Mitbruder schickte ihm seine Adjutanten wieder zurück und ließ ihm sagen, der Wein seye angestochen, und müsse nun getrunken werden. Er machte seinen Angriff so gut, daß er die Verschanzungen wegnahm, in Denain eindrang, und sich der ganzen Artillerie und der Magazine bemächtigte. Er tödtete daselbst viele Leute, und trieb viele, die sich zu retten suchten, ins Wasser, worun-

ter auch der dort commandirende Graf von Dohna war. Montesquiou, der nun von Denain Herr war, setzte sich in die Lage seinen Posten behaupten zu können, wenn es etwa dem Prinzen Eugen einfallen sollte, ihn dort anzugreifen.

Eugen, der mit seiner Armee von der andern Seite des Flusses herkam, war Zeuge dieser Expedition; er nahm die Fliehenden auf, und rückte nicht weiter vor, weil er, da Denain mit so viel Erfolg weggenommen war, keine Attake für möglich hielt.

Indessen war Tingry, der nachherige Marschall von Montmorency, der schon zum Voraus von Montesquiou benachrichtigt war, von Valenciennes ausgerückt, und hatte eine kleine Brücke (die für den Prinz Eugen der kürzere Weg war, um auf den Marschall von Montesquiou einzufallen) so gut vertheidigt, daß er sie nicht passiren konnte, und gezwungen wurde, den großen Umweg von der andern Seite des Flusses zu nehmen, auf welchem er, wie ich eben gesagt, zu spät ankam.

Villars, der mit dem übrigen Theil der Armee ankam als alles schon geschehen war, drückte stolz seinen Hut in den Kopf, und rief den Getödteten, und den disseits des Wassers sich befindlichen Feinden, die sich zurückzogen, viele Prahlereyen zu.

Die Feinde hatten in dieser Schlacht ausserordentlich viel, der Marschall von Montesquiou sehr wenig Leute verloren. Villars, ganz betäubt über die gegen seinen Willen geschehene Action, wollte es nun dabey bewenden lassen; allein Montesquiou, dem der Beyfall des Königs gewiß war, spottete seiner, und schickte Broglio an demselben Abend der Schlacht, Sonntags den 24. Julius, mit 12 Bataillons nach

Mar-

Marchiennes ab, wo der übrige Theil der Feinde, und der größte Theil ihrer Magazine war, und folgte ihm mit 18 andern Bataillons und einiger Cavalerie selbst nach, ohne daß Villars, nach dem was vorgefallen war, es wagen durfte, sich ihm hierinn förmlich zu widersetzen.

Im Vorbeygehen nahm er Saint Amand nebst 800, und die Abtey Hannon nebst 200 Mann weg.

Montags den 1sten August, Nachmittags um 1 Uhr kam Artagnan zu Fontainebleau an, und brachte die Nachricht von Montesquiou seinem Oheim, daß er Marchiennes erobert, und alle dortigen Truppen gefangen genommen habe.

In der Festung waren 6 Bataillons, ein Detaschement von 500 Mann von der Besatzung von Douay, und das ganze Regiment Waldek, das zu der Armee vom Prinz Eugen stoßen sollte, und dort eingeschlossen war; 60 Canonen, und außer dem was an Munition und Lebensmitteln in den Magazinen war, noch 150 mit Munition und Lebensmittel beladene Fahrzeuge die auf dem Fluß waren; 6 derselben enthielten zweyhundert Milliers Pulver. Bey allem diesem waren sehr wenige Leute bey der Belagerung umgekommen.

Montesquiou hatte sich durch diese zwey glücklichen Actionen bey Hof so wie bey der Armee, großen Ruhm erworben. Dadurch wurde gleichsam ein feindseliges Verhängniß, das über uns waltete, aufgehoben, und man betrachtete es als ein Wunder der Vorsehung, das unserm Unglück eine Gränze setzte. Montesquiou war so klug und bescheiden, Villars Großsprechereyen, durch die er sich selbst lächerlich machte, nicht zu rügen, die öffentliche Protektion der Frau von Maintenon zu respectiren, und sich mit seinem allgemein anerkannten Ruhm zu begnügen.

5.

Dem Prinzen Eugen fehlte es an Brod und andern Bedürfnissen, er ließ deswegen gleich nachher die Belagerung von Landerci aufheben. Bey seinen Truppen war eine erstaunliche Desertion eingerissen. Zu gleicher Zeit gab der König Befehl, Sonnabends den 10. September die Belagerung von Douay anzufangen.

Aubigni, der vorgebliche Vetter von Frau von Maintenon, welcher Brigadier und Obrister beym königlichen Regiment war, und kürzlich das Gouvernement von Saumur erhalten hatte, kam mit der Nachricht nach Fontainebleau, daß Douay den 8. Schamade geschlagen, und die ganze dortige Garnison sich als Kriegsgefangene ergeben hätte.

Prinz Eugen hielt sich mit einer Armee, die nichts unternehmen konnte, beständig in der Nähe von Mons und die königliche rückte aus, um die Belagerung von Quesnoi zu machen.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Ludwig von St. Simon.

XII. Buch.

Schilderungen des Hofs 1711.

Inhalt.

Zustand des Hofs von Frankreich 1711.

9. Hof-

I.

I.

Monseigneur war mehr groß als klein, sehr dick, aber nicht übel gestaltet. Er hatte ein sehr edles vornehmes Ansehen, das nichts rohes verrieth, und würde ein sehr angenehme Bildung gehabt haben, wenn nicht der letzt verstorbene Prinz Conti durch einen unglücklichen Zufall, da sie als Kinder mit einander spielten, ihm die Nase entzwey geschlagen hätte. Er war ein schöner Blondin; sein Gesicht durchaus bräunlich roth, und sehr voll, hatte aber beynahe gar keine Züge. Seine Beine waren so schön, als man sie nur haben kann; dabey hatte er ausserordentlich kleine und magere Vorderfüße. Er tappte immer im Gehen, setzte den Fuß zweymal auf, und fürchtete beständig zu fallen; weswegen er sich auch, wenn der Weg nicht vollkommen gut und eben war, halten ließ. Zu Pferd, nahm er sich sehr gut aus, und hatte etwas großes, aber nichts keckes. Auf der Jagd mußte Casau immer vor ihm her seyn, und wenn er diesen aus dem Gesicht verlor, hielt er sich für verloren. Er ritt selten anders als im kurzen Galopp, wartete oft unter einem Baum, wie es mit der Jagd gehen würde, suchte sie alsdann langsam auf, und kam wieder zurück. Vom Essen war er ein großer Freund, doch ohne sich bey Tafel eine Unanständigkeit zu erlauben. Seit jener großen Indigestion, die anfänglich für einen apoplekti-

schen Anfall gehalten wurde, nahm er mehr nicht, als eine vollständige Mahlzeit, ungeachtet er ein starker Esser war, wie alle vom königlichen Haus.

Seine Portraits waren ihm beynahe alle sehr ähnlich. Er hatte gar keinen Charakter, ziemlich viel Verstand, aber durchaus keinen Geist, wie man aus der Geschichte des spanischen Testaments sieht. Er hatte etwas erhabenes, und eine angeborne Würde, wozu sein starker Körperbau und die Nachahmung des Königs beytrug. Er war gränzenlos eigensinnig und sein ganzes Leben ein Gewebe von Beschäftigungen mit gesuchten Kleinlichkeiten.

Aus Faulheit oder aus einer gewissen Stupidität war er sanftmüthig, und, so hart er im Grunde war, verband er eine äussere Gutmüthigkeit damit, die sich aber nur auf seine Untergebene und Bediente erstreckte, und sich durch gemeine Fragen und Gespräche und die höchste Vertraulichkeit mit diesen ausdrückte. Er war gefühllos bey dem Leiden anderer, vielleicht mehr aus Unbekümmertheit und Angewöhnung, als aus angebohrner Hartherzigkeit.

Er sprach unglaublich wenig, und war folglich sehr verschwiegen; man glaubte sogar, er habe mit Fräulein la Choin nie über Staatsangelegenheiten gesprochen, vielleicht weil beyde nichts davon verstunden. Er betrug sich mit einer beyspiellosen Zurückhaltung, die zum Theil aus Unbehülflichkeit, zum Theil aus Furchtsamkeit entstand. Dabey war er äusserst ruhmsüchtig und ehrgeizig (was bey einem Dauphin sehr lächerlich ist) und fast, bey allen Gelegenheiten nur für das aufmerksam und empfindlich, was man ihm schuldig war.

Er sagte einmal zu der Choin, die ihn um die Ursache seines Stillschweigens befragte: Bey

Personen von seinem Rang hätten die Worte ein großes Gewicht, und verbänden also auch, wenn sie nicht abgemessen seyen, zu großen Leistungen; deswegen schweige er sehr oft lieber, als er spreche. Dieß war auch seiner Faulheit und völligen Sorglosigkeit mehr angemessen. Jene vortreffliche Maxime, die er aber sehr übertrieb, mag wahrscheinlich eine von den Verhaltungsregeln des Königs oder des Herzogs von Montausier gewesen seyn, die er am pünktlichsten befolgte.

Seine Privatangelegenheiten beschäftigten ihn sehr. Er schrieb selbst alle Ausgaben auf, die er machte, und wußte, was die unbedeutendsten Sachen kosteten, ungeachtet er für Gebäude, Meubles und Lustbarkeiten aller Art, für Reisen nach Meudon, und für Jagdgeräthschaften, viel Geld verwendete. Man hatte ihn nämlich beredet, er finde Vergnügen an der Jagd.

Er war sonst ein großer Spieler gewesen. Seit er aber angefangen hatte zu bauen, erlaubte er sich nur wohlfeile Spiele. Uebrigens war er niederträchtig geizig, sehr seltene Fälle ausgenommen, wo er seinen Bedienten eine Pension bewilligte; den Capuzinern von Meudon aber und dem Pfarrer gab er ziemlich viele Allmosen.

Es ist unbegreiflich, wie wenig er der Choin, seiner „Hochgeliebten„ gab. Es war nie mehr, als vierteljährig vierhundert Louisd'or in Gold, in welchem Werth sie auch standen, jährlich also 16 hundert Louisd'or. Er übergab sie ihr mit eigner Hand, ohne etwas dabey zu sprechen, und verzählte sich nie auch nur um eine Pistole. Höchstens machte er ihr

 auf-

ausserdem jährlich zweymal ein Geschenk mit einem Schmuckkästchen; dieß aber war schon sehr viel.

Man muß diesem Mädchen Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß man nicht leicht uneigennütziger seyn konnte, als sie es war; entweder weil sie es bey diesem Prinzen für nöthig hielt, oder weil ihr die Uneigennützigkeit angeboren war, wie dies nach ihrem ganzen Lebenslauf der Fall gewesen zu seyn scheint.

2.

Es ist ein Problem, ob sie mit Monseigneur getraut war. Alle, die am meisten in ihre Geheimnisse eingeweiht waren, versicherten sehr ernstlich, daß dieß nicht gewesen seye.

Die Choin war eine dicke, stumpfnasigte Brünette, die bey allen Annehmlichkeiten ihres Gesichts und ihres Geistes doch immer einer Magd ähnlich sah. Lange vor diesem Ereigniß war sie schon ausserordentlich fett und übelriechend geworden. Sie nahm sich ganz sonderbar aus, wenn sie in dem „Parvulo„ zu Meudon in einem Lehnstuhl vor Monseigneur saß, und dieß in Gegenwart der ganzen Hofversammlung, selbst der Herzogin von Berry, und der von Bourgogne, welche nur auf Taburets saßen. Von diesen sprach sie in diesen Cirkeln nur schlechtweg als der Herzogin von Bourgogne, Herzogin von Berry, dem Herzog von Berry u. dgl.; den beyden Töchtern vom Hause antwortete sie trocken, machte ihnen zuweilen Verbesserungen, und erlaubte sich an ihrem Anzug, ihrem Aussehen und Betragen etwas zu tadeln. Man wird durch dergleichen Dinge leicht veranlaßt, zu glauben, daß sie sich als Stiefmutter betrachtete, und erinnert sich an die Aehnlichkeit mit Frau von Maintenon.

Sie

Sie sagte aber nicht Mignonne, wenn sie mit der Herzogin von Bourgogne sprach, und diese nannte sie Fräulein (Mademoiselle), nicht aber, wie die Frau von Maintenon, meine Tante. Darinn bestand auch der ganze Unterschied im Betragen der Herzogin gegen sie und der Frau von Maintenon. Ueberdieß waren sie auch nie auf einander so nahe gekommen. Die Frau Herzogin, die beyden Lillebonne, und dieser ganze vertraute Zirkel, fand es anstößig, und die furchtsame Herzogin von Bourgogne, welche dies im Stillen fühlte, war deswegen zu Meudon auch immer verlegen und im Zwang, da sie beym König und der Frau von Maintenon aller möglichen Freyheit und Wohlbehaglichkeit genoß.

Eben so sonderbar war es, daß Monseigneur zu Meudon, wo er gefährlich krank lag, täglich mehrere male von Fräulein Choin besucht wurde. Der König wußte dieß nicht nur, sondern er fragte auch Frau von Maintenon darüber, die zu Meudon, so wie an andern Orten, niemand sah, und auch Monseigneur vielleicht nicht zweymal besucht hat, ob sie die Choin nicht dort gesehen hätte. Er fand es sogar nicht gut, daß sie sie nicht gesehen hatte, anstatt daß er dieselbe, wie es sonst in solchen Fällen zu geschehen pflegte, aus dem Schloß hätte verweisen sollen. Dieß ist ein Beweis, daß sie wirklich getraut waren, um so mehr, da Frau von Maintenon, die es ebenfalls war, und so viel Sittsamkeit und Frömmigkeit zu zeigen suchte, eben so wenig als der König, ihres eigenen Verhältnisses wegen so viele Schonung anzuwenden nöthig gehabt hätten, wenn jene nicht auch wirklich ehelich verbunden gewesen wären. Auch fand man, daß die Gegenwart der Choin zu keiner Zeit Verlegenheit verursachte. Dieses unbegreifliche Verhältniß war

 dem

dem des Königs so völlig gleich, daß sogar die Gegenstände ihrer Neigung an Gestalt einander gleich kamen. Vielleicht der einzige Punkt, in welchem der Sohn eine Aehnlichkeit mit dem Vater hatte.

Monseigneur hatte, nach seinen Geistesanlagen, die vortreffliche Bildung, welche er von dem Herzog von Montausier, von Bossuet und Flechier, den Bischöffen von Meaux und Nimes erhalten hatte, nicht benutzen können. Im Gegentheil wurde sein schwaches Fünkchen Geist durch eine strenge und harte Erziehung vollends ganz erstickt, seine angeborne Schüchternheit aber und sein Widerwille nicht nur gegen Arbeit und Studien, sondern auch gegen jede Geistesbeschäftigung aufs höchste vermehrt; so daß er nach seinem eigenen Geständniß, von dem Augenblick an, wo er keine Lehrer mehr hatte, nichts mehr als die Paris betreffende Artikel in der französischen Zeitung las, blos um Todesfälle und Heurathen zu erfahren. Seine angeborne Furchtsamkeit, seine strenge Erziehung, seine völlige Unwissenheit und Mangel an Einsichten, alles dieses trug dazu bey, daß er immer vor dem König zitterte; und dieser unterließ nichts, um jene Furcht sein ganzes Leben hindurch bey ihm zu erhalten.

3.

Der König blieb also immer König gegen ihn, ging wenig mit ihm um, und wenn er auch je von väterlichen Gefühlen etwas gegen ihn äusserte, so war es doch nie rein, nie, auch in den vertrautesten Momenten nie so, daß er den König darüber vergaß. Auch traf es sich selten, daß er Augenblicke mit ihm allein war; fast immer waren seine legitimirten Kinder und vertrauteren Diener dabey, und der Prinz befand sich daher immer in einer peinlichen, unbehaglichen

lichen, zwangvollen Lage, in der er nichts wagen durfte, das nur einigermaßen gegen das Ceremoniel seyn konnte, während er sehen mußte, daß der Herzog von du Maine und die Herzogin von Bourgogne, sich täglich dergleichen Freyheiten mit Erfolg herausnehmen durften. Dieser letztern war es ohnehin zu allen Zeiten erlaubt, mit dem König aufs vertraulichste, und oft auf eine ausgelassene Weise zu scherzen.

Monseigneur fühlte zwar darüber einen geheimen Neid gegen sie, durch den aber weiter nichts bewürkt wurde. Sein Geist gab ihm keine Mittel, wie dem Herzog von du Maine, der ausserdem nur ein Sohn von der Person des Königs, nicht aber von ihm als König war, und dem Rang nach so weit unter ihm stand, daß er sich nicht vor ihm in Acht zu nehmen hatte. Ueberdieß war Monseigneur viel älter als die Herzogin von Bourgogne, der man ihre Kindereyen, aus Gewohnheit, und weil sie viele Liebenswürdigkeit damit verband, gerne nachsah. Monseigneur hatte also nichts für sich, als daß er Sohn und Nachfolger war; und eben deswegen war der König gegen ihn um so aufmerksamer, und hielt ihn unter dem Joch. Er galt beym König gar nichts. Wem Monseigneur geneigt war, den ließ der König sein Mißfallen darüber auf eine nachtheilige Weise fühlen. Auch suchte der König auf alle Art zu zeigen, daß er nichts über ihn vermöge, und that für alle, welche ihm ergeben waren, und besondere Aufmerksamkeit bewiesen, nicht das geringste, selbst nicht einmal für die adelichen Kinder, die mit ihm erzogen wurden, und vom König dazu gewählt und ernannt waren, und mit denen er sehr unzufrieden darüber war, daß sie nicht häufiger um Monseigneur sich zeigten.

D'Antin allein, der überhaupt mit andern nicht zu vergleichen war, machte hierinn eine Ausnahme, und Dangeau; doch war dieser nur ein scheinbarer Anhänger von Monseigneur, denn sonst stand er sehr gut mit dem König, und seine Frau war eine innige Vertraute der Frau von Maintenon.

Die Minister durften sich Monseigneur nicht nähern, auch hatte er nicht den Muth, sie über etwas zu befragen. Wenn einer von den bedeutenderen Männern am Hofe, z. B. der Canzler, Harcourt, der Marschall von Hurelles, gut mit ihm standen; so suchten sie es aufs sorgfältigste zu verbergen, und Monseigneur ließ sich dieß gerne gefallen. Wenn es der König entdeckte, wurde es als eine Cabale angesehen; man wurde ihm verdächtig, und fiel ganz bey ihm. Dieß war auch der Grund seiner ausgezeichneten Abneigung gegen Herrn von Luxemburg, der sich nie wieder bey ihm in Gunst setzen konnte, ungeachtet er wegen seiner Stelle häufig bey dem König allein seyn mußte, ihm als Anführer der Armeen so nothwendig war, und so vorzügliche Dienste leistete, auch ihn durch alle mögliche Schmeicheleyen und Unterwürfigkeiten wieder zu gewinnen gesucht hatte. Wenn Monseigneur von jemand um seine Verwendung gebeten wurde, erklärte er ganz offenherzig: dieß sey gerade der Weg, alles zu verderben. Zuweilen entschlüpften ihm abgerissene bittere Klagworte darüber, daß ihm der König alles so kalt abschlug, besonders das letzte mal, als er nach Meudon gieng, von wo er nicht wieder zurück kam. Er kam dahin, als ihm der König gerade eine Kleinigkeit für Casau, der es mir selbst erzählte, verweigert hatte, und war so wüthend darüber, daß er ihm betheuerte, er werde sich nie wieder wegen irgend jemand aussetzen, und ihn aus Ver-

druß

druß mit der Hoffnung günstigerer Zeiten, die wohl noch dem Lauf der Natur kommen würden, tröstete.

Ich muß hier im Vorbeygehen anmerken, daß Monsieur und Monseigneur, beyde zu einer Zeit starben, wo sie gegen den König sehr aufgebracht waren.

Der ganze Antheil, welchen Monseigneur seit vielen Jahren an den Staats-Geheimnissen hatte, war nie von dem geringsten Einfluß auf die Angelegenheiten. Er wußte sie; allein dieß war auch alles. Diese Zurücksetzung, vielleicht auch sein Mangel an Verstand, machten, daß er sich so viel als möglich davon zurück zog. Doch erschien er häufig im Staats-Conseil, fast nie aber im dem Finanz-Conseil, und bey auswärtigen Angelegenheiten, wo er ebenfalls Zutritt hatte.

An Arbeiten bey dem König selbst durfte er auch nicht den geringsten Antheil nehmen; und ausser den auffallendsten Nachrichten durfte ihm kein Minister etwas eröffnen. Noch viel weniger die Generale bey den Armeen, oder die welche auswärts angestellt, und zurückgekommen waren.

Bey dieser wenigen Achtung gegen Monseigneur, bey dieser Abhängigkeit, die bis an seinen Tod fortdauerte, in einer so eingeschränkten Lage, wo er keinen Schritt ausser die Hofcirkel thun durfte, ohne es dem König vorher zu sagen, oder eigentlich seine Erlaubniß zu erbitten, mußte er sich natürlich sehr schlecht befinden. Er erfüllte seine Pflichten als Sohn und Hofmann mit der strengsten Pünktlichkeit: dabey blieb es aber auch immer. Sein Betragen war ehrerbietiger und abgemessener als irgend eines Untergebenen. Alles dieses machte, daß er Meudon und die dort herrschende Freyheit entzückend fand; und ob er gleich

merken konnte, daß der König seine häufigen Abwesenheiten an sich schon, aber auch in Rücksicht auf den Hof, der im Sommer, wegen des Kriegs nicht zahlreich war, gar nicht gut fand; so that er doch immer, als ob er dies nicht merkte, und machte eben so lange und häufige Reisen dahin. Zu Versailles war er sehr wenig, und unterbrach den dortigen Aufenthalt durch Zwischenreisen nach Marly und Meudon, wenn er ihm zu lang dauerte, öfters.

Aus allem diesem kann man wohl schließen, daß er nicht viele herzliche Zärtlichkeit haben konnte. Allein seine Ehrerbietung, Verehrung, Bewunderung und Nachahmung gegen den König ging, so weit seine Kräfte reichten, und war sehr sichtbar. Diese Eigenschaften fehlten nie bey ihm, eben so wenig wie die Furcht und Eingeschränktheit.

Man hat behauptet, er habe eine große Angst gehabt, den König zu verlieren. Es ist wohl glaublich, daß er solche Empfindungen geäussert habe; allein nach dem eben von ihm angegebenen kann man nicht wohl glauben, daß es ihm Ernst damit gewesen seye. Folgender Vorfall hingegen, der sich wenige Monate vor seinem Tode zutrug, ist gewiß. Die Frau Herzogin von Bourgogne kam, ihn zu besuchen, nach Meudon; sie trat in Begleitung der Frau von Nogaret, welcher durch Biron und auch durch sie selbst, ein vertrauter Zutritt verstattet war, in das Heiligthum seines obern Zimmers. Dort fanden sie Monseigneur, die Choin, die Frau Herzogin, und die beyden Lillebonne an einem Tische, worauf ein großes Kupfer-Buch von den Krönungsceremonien lag, sehr beschäftigt. Monseigneur war eifrig, alles zu betrachten und der Gesellschaft zu erklären, und hörte das, was ihm in Beziehung darauf gesagt wurde, mit Wohlgefallen

fallen. Es gieng so weit, daß sie ihm sagten: dieser wird Ihnen also die Sporen anziehen, dieser Andere den königlichen Mantel umlegen; dies sind die Pairs, welche Ihnen die Krone aufs Haupt setzen werden. Und so sprachen sie noch lange fort. Ich erfuhr dies zwey Tage nachher von der Frau von Nogaret, die besonders darüber sehr verwundert war, daß sogar die Ankunft der Herzogin von Bourgogne diese sonderbare Unterhaltung, die eben keine große Furcht vor dem Verlust des Königs und der Möglichkeit König zu werden, verrieth, nicht unterbrochen hatte.

Monseigneur hatte die Frau von Maintenon nie lieben, auch nie soviel über sich gewinnen können, ihre Vermittlung zu erbitten. Er besuchte sie einen Augenblick, als er von seinen kurzen Feldzügen zurück kam; ausserdem geschah es nur bey seltenen Gelegenheiten, und nie ließ er sich in ein besonderes Gespräch mit ihr ein. Zuweilen gieng er kurz vor der Abendtafel zu ihr, um alsdenn den König dahin zu begleiten. Sie benahm sich ziemlich kalt gegen ihn, und ließ es ihn genug fühlen, daß sie ihn für nichts achtete. Der gemeinschaftliche Haß der beyden Sultaninnen gegen Chamillart und das Bedürfniß, ihn zu stürzen, soll sie, wie man behauptete, einander näher gebracht, und das Wunder bewirkt haben, daß Monseigneur dabey kräftig mitwürkte. Allein er würde auch dieß nie gewagt haben, ohne den allmächtigen Antrieb der Choin, und ohne den gewissen Schutz der Frau von Maintenon, und anderer, welche daran Theil hatten. Allein auch diese Annäherung hinderte nicht, daß er sich nachher wieder entfernte und kälter wurde.

Nach dem Fräulein Choin besaß Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, die mit ihrer Schwe-

Schwester sehr eng verbunden war, sein größtes Vertrauen. Bey der Ersten trank er fast alle Morgen seine Schocolade. Dieß war die Stunde ihrer Geheimnisse, während welcher niemand, als einzig der Frau von Epinoy, der Zutritt erlaubt war. Diese wußte die abnehmende Achtung und den verminderten Umgang des Prinzen mit der Prinzessin von Conti noch so hinzuhalten, sogar aber auch die Freundschaft gegen die Frau Herzogin, welche sich durch die angenehmen Zerstreuungen, die man bey ihr fand, hielt. Daher noch der Vorzug, welchen der Herzog von Vendome vor dem Prinzen Conti hatte, bey dessen Tod Monseigneur sich bis zur Unanständigkeit gleichgültig betrug. Soviel Verdienst, und so anerkannt bey einem Prinzen von Geblüt, verbunden mit einer fast gemeinschaftlichen Erziehung und zusammen angewöhnten Lebensweise würde, wenn Monseigneur auf den Thron gekommen wäre, zu viel Einfluß auf ihn gehabt haben, wenn die erste Freundschaft sich erhalten hätte; deswegen suchten die beyden Schwestern, welche gerne alsdann regieren wollten, den Prinzen nach und nach von Ihm zu entfernen.

Dieselbe Ursache soll, wie man gesagt hat, der Grund jener schrecklichen Cabale gewesen seyn, deren Wirkungen in dem Feldzug von Lille ausbrachen, und nachher sorgfältig bey Monseigneur im Andenken erhalten wurden, der ohnehin gegen den Herzog von Bourgogne wegen seiner eingeschränkten strengen Sitten eine Abneigung hatte, die durch den Haß der Herzogin von Bourgogne bei beyden erhalten wurde.

Aus den entgegengesetzten Gründen liebte er den Herzog von Berry, welchem diese Cabale günstig war, um ihn mit dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne zu entzweyen, so daß die Herzogin von Berry so-

sogleich nach ihrer Vermählung, welche, jene beyde sich so sehr widersetzt hatten, im Parvulo mit vorzüglicher Achtung aufgenommen wurde, selbst ohne darum gebeten zu haben.

Ungeachtet nach all diesem die beyden Lillebonne viel Gewalt über Monseigneur hatten, gab er doch nicht allen ihren Einfällen nach, vielleicht wegen der Choin, die, wie mir Bignon gesagt hat, zwar sehr schonend mit ihnen umgieng, sie aber dennoch kannte und ihnen nicht traute, vielleicht auch wegen der Frau Herzogin, die ihnen gewiß eben so wenig traute, und ihre Ansprüche nicht billigte.

Dieser Punct machte mich für die Zukunft besorgt. Ich bediente mich deswegen des Bischoffs von Laon, um durch die Choin zu erfahren, wie Monsigneur gegen die Herzoge und Prinzen gesinnt sey. Dieser Mann war ein Bruder von Clermont, der wegen der Choin ins Unglück gekommen war, als sie von der Prinzessin von Conti weggejagt wurde. Die beyden Brüder waren in der engsten Verbindung mit ihr geblieben. Von jenem nun erfuhr ich, daß Monseigneur zwar selten, aber doch zuweilen etwas hierüber geäussert habe, woraus man schließen könne, daß der ganze Einfluß, welchen die beiden Schwestern auf ihn hatten, doch nicht stark genug gewesen seye, um ihn in Rücksicht auf ihren Rang so günstig zu stimmen, als sie es gewünscht hatten. Vielmehr hatte er sich gegen die Choin, die ihn auf Bitte des Bischoffs hierüber noch ganz ausdrücklich ausforschte, sehr günstig für das Ansehn der Herzoge, und gegen die Ungerechtigkeiten erklärt, welche sie, nach seiner Ueberzeugung, erlitten hätten.

Monseigneur war nicht nur jeder Lüge, sondern auch jeder Verstellung unfähig; eben dieß war auch

bey

bey der Choin der Fall; besonders gegen den Bischoff, dem sie ihre verborgenen Gesinnungen über Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, eben so wenig verhehlte, als dem Bignon.

Diese Antwort des Herrn von Laon erinnerte mich an das, was Monseigneur einmal dem König sagte, der ihn in seinem hintersten Cabinet fand, gerade als ich mit Ihm aus der königlichen Audienz kam. Nachdem der König mit Zufriedenheit darüber mit Monseigneur gesprochen hatte, sagte dieser Prinz, dem ich wenigstens sehr gleichgültig war, und den auch sonst niemand gestimmt hatte: Er wisse wohl, daß ich recht hätte! Auch die Choin behauptete nach seinem Tode, (denn so lang er lebte, ließ sie nichts bekannt werden) er habe gegen die Verbindung mit dem Fräulein von Bourbon eben so vielen Widerwillen gehabt, als gegen die der Mademoiselle, weil er nicht leiden konnte, daß ein Bastardgeblüt mit dem Seinigen vermischt werde. Monseigneur zeigte einen beständigen Widerwillen gegen alle die Vorzüge, welche diese Herrn erhielten, und äusserte nie etwas bestimmtes zum Vortheil des Fräuleins von Bourbon und ihrer Vermählung mit dem Herzog von Berry. Allein die Gewalt, welche die Frau Herzogin über ihn hatte, war so unumschränkt und durch alles was ihn beherrschte, so kräftig unterstützt, auch war die ganze Cabale so sehr zum Vortheil des Fräuleins von Bourbon, und zeigte sich ihrer Sache schon so gewiß, daß man sogar ihn selbst sicher noch gewonnen haben würde, wenn, wie man so viele Ursachen hat zu glauben, man nicht schon alles für so entschieden genommen hätte. Eine Meynung, welche für Mademoiselle sehr vortheilhaft war. Fräulein Choin gestand selbst nachher, sie seye von beyden Seiten gleich sehr wegen der Bastardschaft

schaft gedrängt gewesen. Daß dieses von Seiten der Mademoiselle (de Bourbon) der Fall war, ist nicht zweifelhaft. Aus dem, was zwischen mir und Bignon vorfiel, kann man einsehen, wie sehr sie von dem Herzog von Orleans entfernt war; auf der andern Seite konnten gar wohl die Aussichten auf die Zukunft sie furchtsam genug machen, um der Frau Herzogin nicht durch diese wichtige Vereinigung mehr Credit und Macht zu geben. Allein ihre gegenwärtigen Verbindungen mit der Frau Herzogin waren, wie sie Bignon, der es mir erzählte, selbst gestanden hat, so enge, so vertraut und fest, daß es sehr zu bezweifeln ist, ob sie es hätte vermeiden können, sich nicht hineinziehen zu lassen. Da sie überdieß in dieser Sache so ganz aus der Nähe unterrichtet war, wie hätte sie (Madem. la Choin) bey dem großen Interesse der Frau Herzogin, und der beyden Lillebonne, (die für sich eben so viel Antheil daran nahmen als die Frau Herzogin selbst) endlich auch wegen d'Antin, welcher in diesem Punkt ganz für diese beyde gestimmt war, dennoch wagen können, sich dagegen zu erklären. Ohnehin würde es ihr, da sie so oft abwesend war, bey der großen Schwäche des Prinzen, der beständig mit mächtigeren Personen umgeben war, schwerlich gelungen seyn, diesem Strom zu widerstehen.

Ich darf einen schönen Zug dieses Mädchens, oder dieser sonderbaren Frau nicht übergehen Als Monseigneur im Begriff war, zur Armee nach Flandern, in dem Feldzug nach dem von Lille, abzureisen (wozu es aber nachher nicht kam), machte er ein Testament, in welchem er ihr ein beträchtliches Vermögen vermachte. Er sagte es ihr, indem er ihr zugleich einen versiegelten Brief an sie zeigte, worinn davon die Rede war, und welcher ihr gegeben werden sollte, im

im Fall ihm ein Unglück wiederfahre. Sie war, wie sich leicht denken läßt, über diesen Beweis seiner Liebe und Fürsorge sehr gerührt. Allein sie ließ nicht nach, bis er in ihrer Gegenwart das Testament sammt dem Brief verbrannte. Sie versicherte ihm: wenn sie das Unglück haben sollte, ihn zu überleben; so würden 1000 Thaler Einkünfte, die sie gesammelt hätte, noch zuviel für sie seyn. Nach diesem Vorfall ist es wirklich zu verwundern, daß sich gar keine Disposition unter Monseigneurs Papieren fand.

So streng auch Monseigneurs Erziehung gewesen war, so hatte sich doch bey ihm ein Gefühl der Freundschaft und Achtung für den berühmten Bischoff von Meaux erhalten. Auch das Andenken des Herzogs von Montausier verehrte er aufrichtig. Ein Beweis, daß die Tugend auch von denen geschätzt wird, deren Hang zur Unabhängigkeit und Freyheit mit ihr im Streite steht. Monseigneur fand sagar ein Vergnügen darinn, es dessen ganzer Familie, selbst den ältesten Dienern von ihr, die er gekannt hatte, zu beweisen. Dieß ist vielleicht auch mit ein Grund gewesen, warum sich d'Antin, in so mancherley Begebenheiten seines Lebens, bey ihm erhalten hat. Seine Frau war die Tochter der Herzogin von Uzus, der einzigen und zärtlichst geliebten Tochter des Herzogs von Montausier.

Auch bey Sainte-Maure bewies es Monseigneur, als dieser, im Begriff zu heurathen, wegen seiner Vermögensumstände in Verlegenheit war. Er erhielt von Monseigneur, ohne darum gebeten zu haben, eine Pension, mit der verbindlichen Erklärung, die in der That dem Prinzen Ehre machte: Er wisse den Nahmen und den Neffen des Herzogs von Montausier zu schätzen. Sainte-Maure zeigte sich dieser

Gna-

Gnade würdig. Seine Verbindung kam nicht zu Stande. Er verheurathete sich in der Folge gar nicht, und gab Monseigneur die Pension zurück, welche ihm nur zum Besten seiner Heurath gegeben war. Monseigneur nahm sie zurück. Ich sage ungerne, daß Er sich in diesem Fall großmüthiger hätte betragen können. Dieß war ohnehin vielleicht der einzige Mann von Stande gewesen, den er aus seinem eigenen Beutel unterstützte.

4.

Auch war er demselben durch Beweise von Vertraulichkeit verbunden, während der Zeit, da er (Monseigneur) Maitressen hatte, welche der König nicht Wurzel fassen ließ. Er mußte deswegen die Freuden dieser Art mehr verstohlen genießen, und konnte sich in förmliche Liebeshändel, auf die er sich auch schlecht verstand, nicht einlassen. Dumont und Francine, ein Tochtermann von Lulli, welche beyde lange Zeit die Direction der Oper hatten, waren ihm dabey behülflich.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, einen Zug von der Delicatesse dieses Prinzen in diesem Punct anzuführen. Er hatte an einem sehr hübschen Mädchen Gefallen gefunden. Diese wurde an dem hiezu bestimmten Tag nach Versailles gebracht, und mit einer häßlichen Begleiterin in eines der Eintritts-Cabinete geführt. Als man Monseigneur gemeldet hatte, daß sie da seyen, öffnete er die Thüre, und zog die, welche am nächsten war, zu sich herein. Sie sträubte sich, weil sie, die Häßliche, wohl wußte, daß er einen Mißgriff that. Er dagegen hielt dieß ür bloße Ziererey, drängte sie hinein und schloß ab. Die Andere lachte indessen über dieses Versehen, und über

über die Beschimpfung, welche, wie sie glaubte, ihrer Begleiterin wartete, weil jene zurückgeschickt, und sie gerufen werden würde. Bald nachher kam Dümont herein; er wunderte sich, sie hier allein zu finden, und fragte, was sie hier mache und was aus ihrer Freundin geworden sey. Sie erzählte ihm die Geschichte. Dümont eilte an der Thüre zu pochen und zu rufen: Diese ist es nicht; sie haben einen Mißgriff gethan u. dgl. Alles vergebens. Dümont rief immer stärker, erhielt aber keine Antwort. Endlich öffnet Monseigneur die Thüre und drückt die Creatur hinaus. Dümont führt ihm die andere zu und sagt: Hier ist sie! Die Sache ist abgethan, antwortete Monseigneur, diese mag für ein andermal seyn; und schloß die Thüre wieder.

Wie sehr fand sich die, welche gelacht hatte, beschämt und beleidigt. Noch mehr aber Dümont. Die Häßliche hatte den Irrthum benutzt; allein sie wagte doch nicht über jene sich lustig zu machen. Die Hübsche hingegen war so aufgebracht darüber, daß sie es allen ihren Freunden erzählte, und so die Geschichte in kurzer Zeit am ganzen Hofe bekannt ward.

La Raisin, eine berühmte, sehr schöne Schauspielerin, war die einzige unter diesen, welche sich im Stillen lange erhielt. Man hatte viel Nachsicht gegen sie; und selbst der alte Marschall von Noailles nahm, ungeachtet seiner Frömmigkeit, doch keinen Anstand sie zu besuchen, und ihr zu Fontainebleau von seiner Tafel das beste zu schicken.

Von allen diesen Creaturen hatte Monseigneur keine Kinder, ausser einer Tochter von dieser Letzteren, welche bey den Augustinerinnen zu Chaillot sehr mittelmäßig erzogen wurde. Sie wurde nach seinem Tode

de, da die Prinzessin von Conti sich ihrer annahm, an einen Edelmann verheurathet, der sie bald nachher verlor.

Die bewußte Indigestion, welche man anfänglich für einen apoplektischen Anfall hielt, machte allen diesen Liebeshändeln ein Ende.

Bey seiner Abneigung gegen unehelich erzeugte Kinder ist es wahrscheinlich, daß er nie ein Kind dieser Art anerkannt haben würde.

5.

Monseigneur konnte den Herzog du Maine nie leiden, weil er in früheren Zeiten wenig Rücksicht auf ihn nahm, was er späterhin sehr bereute. Den Grafen von Toulouse behandelte er sehr freundschaftlich; dieser hatte sich aber auch immer Mühe gegeben, sich durch Ehrerbietigkeit und Aufmerksamkeit bey ihm beliebt zu machen. Unter den Hofleuten war er mit d'Antin und dem Grafen von Mailli am vertrautesten. Dieser Letztere, welcher aber schon lange todt ist, war der Gemahl der Dame d'Atours. Diese beyden waren im Kleinen Nebenbuhler in seiner Gunst, so wie der Prinz von Conti und Vendome im Großen. Gegen die Herzoge von Luxemburg, von Villeroy und von la Rocheguyon, bezeugte er Achtung und ein gewisses Vertrauen. Sainte-Maure, der Graf von Rauey, Albergotti und Biron, waren die, welche er am meisten und sichtbarsten auszeichnete.

Unter den älteren Herrn waren Herr von la Rochefoucault, die Marschälle von Boufflers, von Duras, von Lorges und Catinat, ihm die willkommensten, welche er mit der meisten Vertraulichkeit behandelte. Der verstorbene Herr von Luxemburg und

Clermont, ein Bruder des Herrn Bischoffs von Laon, besaßen sein völliges Vertrauen. Auch der Marschall von Choiseul stand bey ihm in Achtung, und gegen sein Ende hin auch der Marschall von Huxelles, der es aber eben so zu verbergen suchte, wie Harcourt, der Canzler und der Oberstallmeister, welcher leztere ihm die Gunst des Fräuleins von Choin verschafft hatte; diese war anfänglich unerbittlich gewesen, und hatte dadurch Monseigneur in die Meynung gesetzt, jener seye zu allem möglichen der brauchbarste Mann.

Diese Choin hatte ein Hündchen, in das sie sterblich verliebt war. Demselben schickte der Marschall von Huxelles alle Tage von dem Thor Gaillon her, wo er logirte, neugebratene Kaninchensköpfe, bis nach klein Saint-Antoine, wo sie wohnte, und wo er öfters hinkam, auch mit vorzüglicher Achtung aufgenommen wurde. Den Tag nach Monseigneurs Tod, blieben die Kaninchensköpfe aus, und von dieser Zeit an sah und hörte sie nichts mehr von ihm. Endlich als sie sich wieder gefaßt hatte, bemerkte sie es und beklagte sich sogar darüber, daß ein Mann, auf den sie sich geglaubt habe, sicher verlassen zu können und dem sie die Achtung und das Zutrauen von Monseigneur verschafft hatte, sich so gegen sie betragen könne. Der Marschall erfuhr es, war aber weiter nicht darüber in Verlegenheit, und antwortete ganz kalt: er wisse nicht, was sie wolle; er habe sie nur selten und blos zufällig gesehen; Monseigneur aber habe ihn kaum gekannt. So war er ein versteckter Mann, der sich die niederträchtigsten Mittel zu seinem Vortheil erlaubte, und sich nicht gerne mit einer unnützen Dankbarkeit belastete. Die Sache wurde aber dennoch bekannt, und machte ihm keine Ehre.

6. Es

6.

Es waren nur zwey Männer am ganzen Hofe, gegen welche Monseigneur einen Widerwillen hatte, der ihm nicht blos, wie gegen Chamillart und einige Andere, anderswoher eingeflößt worden war. Jene beyden Männer waren der Marschall von Villeroy und der Herzog von Lausun. Er freute sich, wenn er Gelegenheit bekam, sich über sie lustig zu machen. Gegen den Marschall hatte er zwar mehr Nachsicht, aber doch nicht so viel, daß er ihn nicht in Verlegenheit gesetzt hätte. In Rücksicht auf den Herzog von Lausun aber konnte er sich keinen Zwang anthun; dieser hingegen bekümmerte sich nichts darum. Die Ursache seines Widerwillens ist mir unbekannt geblieben. Auch gegen die Herzoge von Chevreuse und von Beauvilliers hatte M. eine entschiedene Abneigung; allein dieß war eine Folge der Cabale, und der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Sitten.

7.

Aus dem, was ich, mich selbst betreffend, von Monseigneurs unbegreiflicher Leichtgläubigkeit gesagt habe, und wie leicht es der Frau Herzogin von Bourgogne gelang, ihn wieder so ganz abzubringen, daß er sich seiner gefaßten Meinung sogar schämte, sieht man, wie sehr es ihm an Geist und Beurtheilungskraft fehlte. Es kostete denen, die ihn umgaben, wenig Mühe, ihn zu allem zu bewegen, wozu sie wollten, folglich auch, ihn vom Herzog von Bourgogne entfernt zu halten und, aus einem schon öfters angegebenen wichtigen Interesse, immer mehr und mehr zu entfernen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie die Regierung eines solchen Prinzen, der in solchen Händen

 war,

war, ausgefallen seyn würde. Die Uneinigkeit der beyden Prinzen war dem ganzen Hofe bekannt. Die guten Sitten des Sohns, seine Frömmigkeit, sein Fleiß sich zu bilden, seine Talente, sein Geist, Vorzüge, die für einen Vater sonst so erfreulich sind, waren hier tadelnswerth, weil es zu befürchten war, er möchte einst, wenn der Vater den Werth derselben anerkannt hätte, an der Regierung Theil nehmen. Sein zunehmendes Ansehn war ein neuer Grund der Furcht, so wie die Art, womit der König anfieng ihn zu behandeln, Eifersucht erregte; alles dieß machte sie immer thätiger. Der junge Prinz betrug sich mit einer zärtlichen Gefälligkeit und Ehrerbietung, wodurch er das Herz jedes Vaters gewonnen hätte, nur nicht des Seinigen, der nur durch andere sah und fühlte. Die Frau Herzogin von Bourgogne theilte die Ungnade ihres Gemahls, und wenn sie sich auch mehr Freiheiten und Vertraulichkeiten erlaubte als er, so mußte sie dafür auch manche unfreundliche, ja oft harte Aeußerungen ertragen, wogegen der junge Prinz, durch sein vorsichtiges Benehmen, gesichert war. Er sah Monseigneur mehr wie ein Hofmann, als wie Sohn; war nie mit ihm allein, und hatte auch nie ein besonderes oder vertrauliches Gespräch mit ihm. Es war natürlich daß er also auch weiter nichts that, als was ihm seine Pflicht als Sohne gebot, und daß er Monseigneur nicht suchte, weil er sich überall besser befand als bey ihm.

Die Frau Herzogin hatte zu dieser Entfernung viel beygetragen, besonders seit der Vermählung des Herzogs von Berry. Ungeachtet Monseigneur kurz vorher schon anfieng die Frau Herzogin von Bourgogne weniger gut, und während dem Feldzug von Lille noch härter zu behandeln, besonders seit der Her-

zog

zog von Vendome aus Marly und Meudon ausgestoßen war, waren seine Maaßregeln seit der Vermählung dennoch weniger behutsam. Nicht als ob die schlaue Prinzessin nicht gegen den Strom gerudert hätte, vielmehr that sie dieß mit solchem Eifer und so vieler Gewandtheit daß sie auch einen kräftigen Widerstand entwaffnen konnte, und es ihr öfters gelang Monseigneur auf eine Zeitlang zurückzubringen; allein die Personen welche ihn beherrschten, fanden ihre allmälige Annäherung zu gefährlich für ihre Plane, als daß sie hätten zugeben können, daß die Tochter vom Hause sich wieder in Gunst setze. Daher kam es daß der Herzog von Bourgogne der Hülfe beraubt wurde, die er von dieser Seite her durch sie hatte, daß sie täglich mehr von einander entfernt wurden, und es ihnen unmöglicher gemacht ward, sich einander wieder zu nähern.

Diese Sachen wurden kurz vor Monseigneurs Tode so weit getrieben, daß eine Parthie nach der Menagerie, welche er angenommen hatte, wieder aufgehoben wurde, und die Frau Herzogin von Bourgogne endlich andere Mittel als ihre bisherige Geduld und Gefälligkeit anwenden wollte. Sie ließ die beiden Lillebonne fühlen, daß sie wegen Unannehmlichkeiten von Monseigneur sich an sie halten werde. Die ganze Cabale war durch diese Drohung in große Furcht gesetzt, nicht sowohl für die Zukunft, als für die gegenwärtige Zeit, welcher die Gesundheit des Königs Dauer versprach. Sie waren nicht darauf bedacht von ihrem Unternehmen abzustehen, von dem ihre zukünftigen Plane abhiengen, allein diese nachdrückliche Aeußerung der Ungeduld machte ihr Betragen für die Gegenwart sehr schwer. Die beiden Schwestern verlangten eine Erklärung, die ihnen abgeschlagen wurde. Die Frau

Herzogin fürchtete für sich selbst, bekümmerte sich um sich selbst, und d'Antin hatte manche üble Viertelstunde. Monseigneur suchte das Vergangene durch Aufmerksamkeiten, die man für nöthig hielt, wieder gut zu machen, allein sie hielten fest auf der Parthie, welche nicht ausgeführt wurde, und nachdem einige Zeit alles ruhig geschienen hatte, giengen die Sachen wieder ihren vorigen Gang.

8.

Das Jahr 1711. fieng mit der Feierlichkeit an, daß man den noch nicht 15jährigen Prinzen von Conti zum Ordensritter schlug. Seine Frau Mutter hatte schon seit langer Zeit alles mögliche angewandt diesen Orden für ihn zu erhalten. Das hiezu erforderliche Alter der Prinzen von Geblüt war 25 Jahr. Allein der König hatte den Orden dem Grafen von Toulouse vor dem 14ten Jahr gegeben, und konnte diesem Beyspiel, das der Herr von du Maine geltend machte, nichts entgegen halten, besonders da derselbe mit der Prinzessin von Conti, bey den Successions-Angelegenheiten des Prinzen, in eine genaue Verbindung gekommen war.

Durch die Bastarde, welche nach und nach alles umstürzten und entstellten, erhielten also die Prinzen von Geblüt den Orden eben so wie die Söhne von Frankreich; das heißt; da die Söhne der Crone und die unehlichen in Rücksicht auf das Alter ganz gleich behandelt wurden, so konnte man den Prinzen von Geblüt denselben Vorzug nicht versagen.

Die Präsentation des Prinzen von Conti geschah dabey ebenfalls auf eine ganz neue Art. Die Pathen sollen mit dem Vorgestellten gleichen Rangs seyn. Wenn es an Rittern fehlt, wie dieß im

im Jahr 1661. und 1668. der Fall war, so hat es wegen der Unmöglichkeit nichts zu bedeuten, und die Söhne von Frankreich sind alsdenn eben so gut Pathen wie alle ernannte Ritter. Allein wenn Ritter genug da sind, so bleibt man bey der stets beobachteten Regel.

Monseigneur der Prinz vou Conti sollte also von zwey Prinzen vom Geblüt präsentirt werden; allein außer Monseigneur dem Herzog war kein Prinz von Geblüt Ordensritter. Vernünftiger weise mußte man also den nächsten wählen, und dieß war der Herr Dü Maine, oder wenn sein hinkendes Bein ihn daran hinderte, der Graf von Toulouse, weil ihnen nirgends in Frankreich etwas zu dem Rang der Prinzen von Geblüt fehlte, als ganz unbedeutende Kleinigkeiten, und sogar die Kinder von Dü Maine zu dieser Würde emporgestiegen waren.

Dennoch nahm der König, wegen des damals sehr ernstlichen Grolls zwischen der Frau Herzogin und Herrn Dü Maine über die Succession von dem Prinzen, Anstand, den Herrn Dü Maine mit dem Herzog von Orleans zusammen zu stellen; allein der Rang als Enkelsohn von Frankreich, der noch ganz neu, und von dem der Prinzen von Geblüt so sehr verschieden war, vertrug sich noch weniger damit als der des Herzogs von Dü Maine.

Um alles abzuschneiden, wählte man ein Extrem, und gieng in allem von der hergebrachten Sitte ab. Man schränkte sich nicht auf die Söhne von Frankreich ein, ungeachtet kein Prinz von Geblüt neben ihnen seyn konnte; und die Präsentation geschah durch Monseigneur und durch den Herzog von Bourgogne.

9.

So war der Zustand des Hofs, bey dem Tod des vermeintlichen Thronerben. Keine Veränderung war größer und auffallender als die, welche durch den Tod des ersten Dauphins entstand. Durch die feste Gesundheit des Königs vom Thron entfernt, ohne allen Credit, und durch sich selbst nichts, war er der Mittelpunkt aller Hoffnung und aller Furcht; indem es einer furchtbaren Cabale gelungen war sich zu bilden, zu befestigen, und sich seiner gänzlich zu bemächtigen, ohne daß die Eifersucht des Königs, vor welcher alles zitterte, etwas dagegen that, weil er sich um das was nach seinem Tode vorgehen würde, nichts bekümmerte, und nicht Ursache hatte bey seinen Lebzeiten etwas zu befürchten.

10.

Man hat schon gesehen, welche verschiedene Wirkungen jener Todesfall auf den Zustand und die Denkungsart des neuen Dauphins und seiner Gemahlin, auf den Herzog und die Herzogin von Berry, so wie auch auf die Lage des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und auf die Gesinnungen der Frau von Maintenon, hatte, welche letztere aller Macsregeln für die Gegenwart überhoben, und für die Zukunft gegen alle Vorwürfe gesichert war.

Herr Du Maine theilte gutmüthig eben diese Neigungen und Gemüthsbewegungen mit seiner ehemaligen Gouvernantin, die seine eifrigste und ergebenste Beschützerin geworden war. Er hatte mit Monseigneur immer schlecht gestanden, und sah mit großer Angst, wie die verschiedenen Grade seiner Erhöhung, und zuletzt noch die seiner Kinder, von diesem Prin-

zen

zen aufgenommen wurden. Noch war er von Seiten des neuen Dauphins und seiner Gemahlin hierüber nicht beruhigt; allein eins und eins machen zwei.

Er war nun von allen Prinzen von Geblüt befreit, herangewachsen, und von der Frau von Maintenon unterstützt; Vortheile die er sehr gut zu benutzen gewußt hatte. Monseigneur hatte weniger Einfluß, und wurde von der Frau Herzogin beherrscht. Dieß gab ihm ein so großes Gewicht, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, seine große Zufriedenheit darüber zu verbergen. Er war zu scharfsichtig um nicht bemerkt zu haben, daß es der Gemalin vom Dauphin bekannt war, wie sehr er den Herzog von Vendome besonders bey dem was in Flandern vorgegangen war, protegirt hatte, und um nicht zu fühlen, was er über die Maximen des neuen Dauphins und über seine angenommene Größe denken würde, und daß es ihm schwer gelingen würde durch seine demüthige Unterwürfigkeit, diejenige zu gewinnen, welche nach aller Wahrscheinlichkeit am meisten über ihn vermögen würden. Allein die gute Gesundheit des Königs ließ ihn hoffen daß seine Verblendung für ihn noch eine lange Zeit dauren würde, während welcher er auf glückliche Zufälle hoffen konnte, die vollends sein Glück ganz begründen würden.

Die Flatterhaftigkeit des Herzogs von Orleans schien ihm für ihn mehr vortheilhaft als hinderlich zu seyn, um ihn auf die eine oder die andere Art benutzen zu können. Der Charakter des Herzogs von Berry war nicht so, daß er ihm Besorgnisse machen konnte; allein er hatte sich vorgenommen nichts zu vergessen, um in der Herzogin von Berry keine Feindin zu haben; er behandelte sie daher mit großer Aufmerksamkeit und Feinheit.

Er

Er fieng an eine süße Ruhe zu genießen, als er wenige Tage nachher zu Marly in der Nacht von einem sonderbaren Uebel befallen wurde; sein Cammerdiener hörte ihn röcheln, und fand ihn ohne Bewußtseyn. Er rief sogleich nach Hülfe. Die Herzogin von Orleans, die Herzogin und ihre Töchter kamen in Thränen herbeygelaufen, allein sie thaten dieß, so wie noch viele andere Personen, die ihm ebenfalls die Cour machten, blos des Wohlstands wegen, und in der Hoffnung, daß der König ihre theilnehmende Bemühungen erfahren würde.

Herrn Dü Maine wurde zur Ader gelassen; er ward mit Arzneymitteln überhäuft, weil keines helfen wollte. Fagon, der wegen seiner nächtlichen Schweiße über zwey Stunden brauchte um sich langsam anzuziehen, kam erst nach Verfluß von vier Stunden. Er war bey dieser Gelegenheit am nöthigsten, weil er dieß Uebel aus eigner Erfahrung kannte, wie wohl er noch nie einen so harten Anfall davon gehabt hatte. Das Aderlassen und der größte Theil der angewandten Mittel wurden von ihm sehr getadelt. Man berathschlagte ob man den König wecken sollte, und die Mehrheit der Stimmen war dagegen. Bey seinem ersten Erwachen erfuhr er was in der Nacht vorgegangen war, und daß der geliebte Sohn sich schon wieder um vieles besser befinde. So bald der König angekleidet war, besuchte er diesen Liebling. In den ersten 2 oder 3 Wochen kam er täglich zweymal, und nachher bis zu seiner gänzlichen Wiedergenesung einmal des Tags zu ihm. Die Madame Dü Maine blieb indessen ruhig zu Sceaux, wo sie alle mögliche Lustbarkeiten gab, und versicherte laut, sie würde sterben wenn sie den Herrn Dü Maine in diesem Zustand sehen sollte.

Sie

Sie wollte ihren bezauberten Pallast nicht verlassen. Herr Dû Maine, der es so gewohnt war alles, was sie that, knechtisch zu billigen, fand auch dieses Benehmen gut, und besuchte sie in Sceaux so bald er gehen konnte.

Die Prinzessin von Conti war die, welche Monseigneurs Verlust am meisten beklagte und am wenigsten dabey verlor. Sie hatte ihn lange allein und unumschränkt beherrscht. Die Fräulein von Lillebonne, welche nicht von ihrer Seite wichen, hatten zwar nach und nach seine Gunst mit ihr getheilt, doch mußten sie ihr bey weitem nachstehen. Die Herrschaft des Fräuleins von Choin verschlang nachher alles was ihrer Gebieterin noch übrig geblieben war, für welche Monseigneur nichts weiter mehr that als was der äußere Wohlstand erforderte; und selbst dieß that er ungern und mit einem Widerwillen, der durch die angenehme Unterhaltung, die er bey der Frau Herzogin fand, noch mehr vermehrt wurde.

Die Prinzessin von Conti war also seit vielen Jahren ohne allen Einfluß, und hatte noch den Kummer, zu wissen daß Monseigneur seine freien Morgenstunden allein mit Fräulein von Lillebonne, ihrer Freundin und Günstlingin theilte. Diese blieb alsdenn in ihrem Hause in einem Zimmer, das für jede andere, als Frau von Epinoy, verschlossen war, und in welchem die vertrautesten Dinge abgehandelt wurden. Fräulein von Choin, ihre untreue Dienerin, die nun Beherrscherin von Monseigneurs Herz und Gemüth geworden war, und die Frau Herzogin, welche mit ihnen wieder aufs engste liiert war, wußten von allem was zwischen ihnen und Monseigneur, der ihr öffentlich die Cour machte.

Sie

Sie mußte allen diesen Personen nachgeben, ihnen alles übersehen und zu gefallen suchen. Ungeachtet ihrer Launen, ihres Stolzes und ihres bittern Hasses, hatte sie sich dennoch dazu verstanden; und war noch so gutmüthig, daß sie aus Betrübniß über Monseigneurs Tod, zwey oder drey Nächte nachher beynah erstickte, und so übel war, daß sie dem Prediger von Marly die Beichte ablegte. Sie wohnte oben im Schloß, wo sie der König besuchte. Die Treppe dahin war unbequem, er ließ sie deswegen während seiner Reise nach Fontainebleau abbrechen, und eine größere und bequemere bauen. Schon über zehn Jahre hatte er keine Veranlassung gehabt, Marly zu betreten; und nur eine solche Gelegenheit konnte ihn veranlassen, diese neue Treppe selbst zu besteigen.

Die Prinzessin von Conti genaß auf unsere Kosten. Der zweyte Flügel gegen Marly zu, war immer für uns bestimmt; wir bewohnten den untern Theil, Herr und Frau von Lausun den obern. Er ist eben so näh am Schloß als der erste, ohne daß man von dem Geräusch so sehr beunruhigt wird. Diesen räumte man nun uns ein, um der Prinzessin von Conti und ihrer Hofdame den zweyten ganz allein zu lassen; ungeachtet sie von der Feuchtigkeit und Luft keine Freundin war, zog sie diese ihrer Wohnung im Schloß dennoch vor, weil sie wegen der Bequemlichkeit des Eingangs mehr Menschen bey sich sehen konnte. Dort gab sie indeß ihre großen Gesellschaften, die aus den ältesten des Hofs bestanden, und sich in Ermanglung von etwas besserem, und wegen des bequemen immer offenen Zutritts dieses Orts ganz dahin zogen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß die Verzweiflung und Bestürzung der mächtigen und so gut

organisirten Cabale (um den Dauphin) war, deren Kühnheit zu den angegebenen frevelhaften Unternehmungen führte, ungeachtet der von ihr gestürzte Thronerbe sich wieder erhoben, und seine Gemahlin, mit Frau von Maintenon vereinigt, sich an dem vornehmsten Urheber einer so unglaublichen Begebenheit, gerächt hatte.

Die Cabale hielt sich standhaft, sie beherrschte Monseigneur, ohne zu befürchten, daß er ihr entwischen könnte, und hielt ihn von seinem Sohn und seiner Schwägerin in der größten Entfernung. Bey dem geheimen Verdruß über Vendome's Fall, hoffte sie mit Monseigneur auf den Thron zu steigen, und unter dieser Regierung den Erben des Reichs völlig zu vernichten.

Allein die Vorsehung zerstörte ihre Absichten wie mit einem Hauch. Sie wurden gestürzt und hoffnungslos dem unterworfen, an dessen Untergang sie so rastlos gearbeitet hatten. Wie groß war ihre Wuth, und wie schnell wurden sie auseinander getrieben! Vendome knirschte in Spanien darüber, wohin er sich in der Eile begeben hatte. Er beschloß jetzt, dort einen Wohnsitz zu suchen und Frankreich zu entsagen, da seine mißlungenen Versuche ihn von dort vertrieben hatten. Der Krieg, durch welchen er sich unentbehrlich machen wollte, konnte nicht mehr lange dauren. Der Dauphin und der König von Spanien hatten sich immer zärtlich geliebt; und auch die Entfernung hatte in ihren Gesinnungen nichts verändert. Die Königin von Spanien, welche dort alles vermochte, war die Schwester und innigste Vertraute seiner Feindin. So bald er also nicht mehr unentbehrlich war, konnte seine Lage sehr traurig werden. Daher verband er sich aufs engste mit der Prinzessin von Ursini und wur-

wurde ein zärtlicher Anhänger von ihr, nachdem er für unsere Minister und unsern Hof ein Gesetzgeber gewesen war. Wir werden bald die Folgen davon sehen.

11.

Vaudemont sah damals, daß er verloren war. Seit Chamillarts Fall stand er mit dem König viel schlimmer, und hatte also keinen Beschützer mehr. Torcy hatte ihm nie getraut, und Voisin sein äusserst zuvorkommendes Betragen nur durch gleichgültige Höflichkeiten erwiedert. Mit den übrigen Ministern war er auch in keinem engen Verhältniß, und mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers stand er höchstens auf einem anständigen Fuß. Tesse, der zwar wohl geachtet, aber von der Gemahlin des Dauphins doch gekannt war; auch die Marschallin von Estrees, bey welcher er sich durch andere Umwege beliebt gemacht hatte, waren zu schwach, um ihn bey der Gemahlin des Dauphin zu halten, welche mit Recht, gegen seine Nichten und ihn, den mit Vendome und Chamillart so eng Verbundenen, aufgebracht war. Die Marschallin von Estrees war der Gemahlin des Dauphins am Ende zuwider geworden. Frau von la Valliere, die geistreichste und gefährlichste von den Noailles hatte ihre Gunst und ihr Vertrauen in Besitz genommen und diese nahm keinen Theil an einer Cabale, die unter den Fahnen der Choin gieng, die gegen alles, was mit ihrer ehemaligen Gebieterin in irgend einem Verhältniß stand, ein wachsames Auge hatte.

Vaudemont konnte demnach gar nicht mehr anders wirken, als durch den alles vermögenden Einfluß seiner Nichten auf Monseigneur. Dieß und die Rücksicht

sicht auf künftige Erwartungen gab ihm noch einiges Ansehn. Da diese Saite riß, wußte er nicht mehr, wo er sich hin wenden sollte. Das Betragen des ganz österreichisch gesinnten Herzogs von Lothringen wurde, seit Chamillart nicht mehr war, einigermaßen ihm zur Last gelegt; und wiewohl man, dem äussern Schein nach, keine Aufmerksamkeit auf die ausgezeichneten Umstände der Verschwörung in der Franchecomté richtete, die durch den Sieg des Grafen von Burg und durch die Erbeutung von Merci's Schatulle, zerstört wurde; so hatte diese Sache doch diesen Proteus noch mehr aus der Fassung gebracht.

Fräulein von Lillebonne, die ihren sowohl persönlichen als den gemeinschaftlichen Fall zu tief fühlte, über ihr Verhältniß aber mit der Gemahlin vom Dauphin, und allem, was mit dem Dauphin in genauer Verbindung stund, zu sicher war; konnte sich bey ihrem Stolz nicht entschließen, ihr Leben einsam an einem Hof zu vertrauren, wo sie beständig geherrscht hatte. Sie und ihr Oncle faßten daher den Entschluß, den Sommer in Lothringen zuzubringen, um den ersten Unruhen zu entgehen, und sich einen neuen Lebensplan zu bilden.

Das Glück kam dieser Fee zu Hülfe. Die Herzogin von Lothringen verlor mehrere Kinder nach einander an den Blattern; unter diesen auch eine Tochter von 7 oder 8 Jahren, die sie zwey Jahre vorher, nach dem Absterben der Prinzessin von Salm, zur Aebtissin von Remiremont hatte erwählen lassen. Diese Stelle schien dem Oncle und der Nichte ein Bret nach dem Schiffbruch. Es war ein würdiger, ehrenvoller Platz für ein alterndes Mädchen, ein anständiger zwangloser Zufluchtsort; eine Art von Landhaus,

wohin sie ziehen konnte, wenn sie wollte, ohne immer dort seyn zu müssen, oder von Paris und dem Hof sich ganz zu trennen, und gab doch einen guten Vorwand, sich von dort wegzubegeben, nebst 40,000 Livres Einkünften, welche willkommen waren, da sie wenig hatte, und ihr auch Monseigneurs Equipage, wie alle andere sonst gehabte Bequemlichkeiten entgangen waren. Sie hatte nur den Wunsch für diese Stelle zu äussern. So bald sie in Lothringen ankam, wurde sie dazu erwählt.

Ihre Schwester, eine sanftere und nachgiebigere Frau und Hausmutter, glaubte keine Gründe zu einer solchen Entfernung zu haben. Ihr Geschäft, als Spionin der Frau von Maintenon, gab ihr Schutz und ein Ansehn, wovon der Grund zwar unbekannt, die Sache selbst aber nicht unbemerkt blieb. Sie dachte also gar nicht daran, den Hof verlassen zu wollen, was auch ihrem Oncle und ihrer Schwester sehr lieb war. Frau von Epinoy hat nicht so wohl um die Erlaubniß nach Remiremont für ihre Schwester, sondern sie meldete es blos, und erhielt sie auf die gewöhnliche leichte Art. Fräulein von Lillebonne nahm den Nahmen von Remiremont an.

Diese Sache gieng so schnell vor sich, daß ich am nemlichen Abend, wo die Erlaubniß erfolgt war, nach der Abendtafel des Königs in den Sallon kam, ohne etwas davon zu wissen. Als ich eben aus dem Cabinet des Königs herauskam, war ich sehr verwundert, mich von der Dauphine, mit der ich keinen vertrauten Umgang hatte, und 5 oder 6 ihrer vertrautesten Hofdamen umringt zu sehen, die mich unter beständigem Lachen in eine Ecke trieben, und mir zu rathen gaben, wer Aebtissin von Remiremont seye. Ich

trat

trat immer zurück; mein Erstaunen über eine so ungewöhnliche Frage, die ich nicht zu beantworten wußte, brachte sie noch mehr zum Lachen. Endlich sagte sie mir, daß es Fräulein von Lillebonne sey, und fragte mich, was ich davon halte. Was ich davon halte, Madame, antwortete ich ihr, ich bin sehr erfreut darüber, vorausgesetzt, daß wir ihrer alsdann hier los werden; und unter dieser Bedingung möchte ich ihrer Schwester wohl dasselbe wünschen. Ich habe es wohl vermuthet, versetzte die Prinzessin, und verließ mich recht herzlich lachend.

Zwey Monate vorher, wo freylich eine solche Gelegenheit nicht statt gefunden hätte, würde meine Erklärung übel aufgenommen worden seyn, ungeachtet meine Gesinnungen nicht unbekannt waren. Nun aber war nicht mehr die Rede davon, nachdem die ersten Augenblicke, wo diese Kühnheit auffiel, vorüber waren.

Die Frau Herzogin war anfänglich ganz in Schmerz versunken. Ihre kühnsten Erwartungen, ihre glänzende, angenehme Laufbahn, während welcher ihr der ganze Hof huldigte, waren vernichtet. Mit der Frau von Maintenon stand sie schlecht; mit der Gemahlin des Dauphin war sie unversöhnlich und erklärt entzweyt; mit dem Herzog von du Maine lebte sie in offenbarem Haß. Sie war an Werth der Herzogin von Orleans gleichgestellt, hatte einen Prozeß mit ihren Schwägerinnen, und durchaus niemand, an den sie sich halten konnte; ihr 18jähriger Sohn und ihre beyden Töchter waren zu vornehm gewöhnt als daß sie sich um sie bekümmerten, die Uebrigen waren noch Kinder. So war sie endlich dahin gebracht, den Verlust des Prinzen und des Herzogs, deren Tod

 sonst

sonst so vortheilhaft für sie gewesen war, beklagen zu müssen.

Damals drängte sich das geliebte Bild des Prinzen von Conti immer vor ihre Seele und in ihr Herz, das sich nun ungehindert seiner Neigung hätte überlassen können. Dieser Prinz, dessen mannigfaltige Talente nur durch den Neid unterdrückt worden waren, der sich kurz vor seinem Tode mit der Frau von Maintenon versöhnt hatte, der durch die vergangenen Begebenheiten mit dem Dauphin innigst vereinigt, und mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers, auch dem Erzbischoff von Cambrai, von jeher vertraut war; der ferner mit der Dauphine, wegen ihres gemeinschaftlichen Hasses gegen Vendome, über dessen Betragen und seinen Aeusserungen, während dem Feldzug von Lille, gleichgesinnt war; dieser Prinz würde bald den Hof und endlich auch den Staat regiert haben. Er war der Einzige, dem die Herzogin getreu war, sie die Einzige bey der er aufhörte, flatterhaft zu seyn. Er würde ihr seine Größe geopfert, und sie würde mit seinem Ansehn geglänzt haben: Welche schmerzlich kränkende Erinnerungen quälten sie nun, da sie ausser dem Sohn von Lassay keinen Trost hatte. In Ermanglung eines bessern, hielt sie diesen aus allen Kräften fest, und diese Neigung dauert noch jetzt, nach mehr als 30 Jahren. Ihre so gerechte Betrübniß hörte jedoch dem äussern nach, bald auf. Sie war nicht zum Weinen gemacht, sie wollte sich betäuben, zerstreuen, und ergab sich daher auf eine, für ihr Alter und ihren Stand höchst unschickliche Art den Vergnügungen, ja sogar den Freuden. Sie suchte ihren Kummer dadurch zu vergessen, und dieß gelang ihr auch.

Prinz

Prinz Rohan hatte eine Million auf das Hotel von Guise verwandt, das unter seinen Händen ein bewundernswürdiger Pallast geworden war. Dort gab er ihr Feste, unter dem Vorwand, ihr sein Haus zu zeigen. Er stand mit Frau von Remiremont und Frau von Epinoy in engem Verhältniß, und durch diese wieder mit der Frau Herzogin. Ihr Fall, der Zustand, worinn sie durch den Prozeß über die Succession des Prinzen gekommen war, die vielen Kinder, welche sie hatte, ließ sie hoffen daß der Rang, die Bedienung ihres Sohns, ihres Bruders, ihr angesehenes Haus, nebst diesem Pallast und den unermeßlichen Reichthümern, die Frau Herzogin wohl dahin bewegen könnten, eine ihrer Töchter mit ihrem Sohn zu vermählen, und daß das Andenken ihrer Mutter, bey der Protektion, welche Frau von Epinoy bey der Frau von Maintenon fand, wohl noch so viel bey dem König wirken könnten, daß die neuerlichen Schwierigkeiten der Verbindungen mit dem königlichen Blut aufgehoben würden.

Er verdoppelte daher seine Aufmerksamkeiten für die Frau Herzogin, und gab ihretwegen noch mehr Feste und Lustbarkeiten als vorher. Er hatte seine glänzenden Glücksumstände bey Monseigneur und allen, die ihn beherrschten, geltend gemacht, um der Dauphine durch einen ungeheuren Aufwand, und durch unendliche unermüdete Gefälligkeiten, die er bey dieser Gelegenheit noch verdoppelte, näher zu kommen. Ihre Schönheit hatte ihn zu einigen Galanterien, die er ihr durch die Montauban, ihre Cousine, machte, verleitet, worüber sich die Gemahlin des Dauphins insgeheim sehr lustig machte, den Freund aber, wegen Monseigneur und seinen Umgebungen dennoch immer mit vertraulicher Achtung behandelte. Dadurch glaub-

te er seinem Rang als fremder Prinz einen großen und dauerhaften Schutz zu geben. Die fremden Prinzen, die durch ihre Anhänger, welche Monseigneur beherrschten, alles von ihm hofften, waren über ihre bisherigen Anmaßungen bestürzt, und hielten sich durch den neuen Dauphin, dessen Gesinnungen sie fürchteten, so wie durch die, welche am meisten Gewalt über ihn hatten, für unabänderlich verloren. Man hat gesehen, daß ihre Meynung über den Vater falsch seyn konnte, aber über den Sohn war sie sehr richtig. Dieser hatte durch seine Belesenheit gelernt, was solche Leute zu thun wußten, und seine Rechtschaffenheit, seine feine Beurtheilungskraft und Scharfsichtigkeit vertrugen sich nicht mit dem Wesen der gleichsam aus der Ordnung getretenen Personen, die nur durch die Unordnung bestehen und sich erhalten konnten. Da der Prinz Rohan bey der Frau Herzogin seine Absicht nicht erreichen konnte, so lenkte er schnell ein. Er nahm sich in Acht, durch sein Betragen nicht zu sehr merken zu lassen, daß er beleidigt war, weil er sonst verrathen hätte, was er so sorgfältig verbergen wollte; allein da er ihrer nun nicht mehr nöthig hatte, und nichts mehr durch sie erlangen konnte; so zog er sich nach und nach zurück, ohne seinen Umgang ganz abzubrechen; auch Frau von Remiremont und Frau von Epinoy, die keinen Berührungspunkt mehr mit ihr hatten, zogen sich ebenfalls ziemlich schnell von ihr zurück.

D'Antin stand besser als je mit dem König. Er erreichte gleich nach Monseigneurs Tod alle seine Wünsche und sein höchstes Glück, konnte sich daher auch leicht darüber trösten. Man hat gesehen, mit welcher unterwürfigen Gewandheit er sich zur Zeit des Feldzugs von Lille bey der Dauphine einzuschmei-

chelu

cheln gewußt hatte, deren Gunst er sich auch nachher noch erhalten hatte, und von welcher er ein starkes Gegengewicht für die Sitten des neuen Dauphin, und für die Entfernung, welche zwischen ihm und denen statt fand, die am meisten über diesen Prinzen vermochten, erwartete. Er rechnete darauf, daß die Gesundheit des Königs ihm Zeit lassen werde, dem Dauphin wieder näher zu kommen, und vielleicht auch diejenigen wieder gewinnen zu können, die ihm dabey am meisten im Wege standen.

Monseigneurs Tod befreyte ihn von manchen peinlichen Dienstleistungen bey ihm, die eine kostbare Zeit raubten, die er bey dem König hätte zubringen können, und von der sich nichts abbrechen ließ, da er als Diener zweyer Herrn angenommen war. Er war ferner von der Herrschaft der Frau Herzogin befreyt, und dadurch angewiesen, ihm Rechenschaft abzulegen, und dadurch auch aller unvermeidlichen und oft sehr gefährlichen Kunstgriffe überhoben, die er anwenden mußte, um mit allen Personen dieser Cabale, welche Monseigneur beherrschte, verbunden zu bleiben, deren Unterabtheilungen den Eingeweihten viel zu schaffen machten, welche, wie d'Antin auch mit ihnen figuriren wollten, und der mehr als einmal ihre Launen und ihre Eifersucht hatte ertragen müssen. Endlich hoffte er durch eine ungetheilte Aufopferung sich noch mehr in Gunst zu setzen, wodurch er sich bey dem neuen Hof bedeutend machen, und sich in den Stand setzen würde, mit der Zeit dort noch festern Fuß zu fassen. Seine Absicht war immer in das Conseil zu kommen. Denn auch der Glücklichste hört nicht auf zu wünschen.

Die Anhänger der Cabale, oder die, welche mit Monseigneur besonders gut standen, und die sich in

Rücksicht ihres Glückszustands, oder der Rolle, welche sie unter dieser Regierung spielten, für bedeutend hielten, theilten alle den Schmerz und den Fall. Der Marschall von Hüxelles war in Verzweiflung, und durfte es nicht merken lassen; allein um sich zu halten, schonte er heimlich eine Verbindung mit Herrn du Maine. Der erste Stallmeister, der sich seiner väterlichen Abkunft schämte, und nur auf seine Mutter und Frau stolz war, hatte sich mehr als einmal Hoffnung gemacht, Herzog zu werden, und hatte dieß durch Monseigneur zu erreichen geglaubt. Dieser grämte sich wie Einer, der sein ganzes Glück verloren hat.

Harcourt, der mehr als alle diese zu erwarten gehabt hätte, tröstete sich leichter als alle. Frau von Maintenon war ihm gänzlich ergeben, sein Glück war gemacht, ausserdem hatte er sich schon seit langer Zeit insgeheim mit der Dauphine auf einen guten Fuß zu setzen gewußt, anstatt daß die beyden vorhergehenden weder mit ihr, noch mit dem Dauphin in irgend einem näheren Verhältniß standen, und von dem, was ihm am nächsten war, sehr entfernt waren; in diesem letzten Punkt waren sie Harcourt gleich.

Boufflers, der mit Monseigneur ziemlich gut stand, weil er sich über die Gleichgültigkeit, um nicht mehr zu sagen, beklagt hatte, mit der ihn der König beständig behandle, seit er sich Mühe gegeben habe, den Degen als Connetable zu erhalten; Klagen, die er günstig angehört hatte, bedauerte seinen Verlust aus Freundschaft und als ein theilnehmender Mann; Er konnte dem neuen Dauphin, der die Tugend schätzte und liebte, leicht näher kommen. Ich hatte ihn mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers

liers in sehr genaue Bekanntschaft gebracht, und mir ein eigentliches Geschäft daraus gemacht, was mir auch so gelang, daß ich mir gute Folgen davon versprechen konnte. Boufflers konnte also nur gewinnen; indem er von der Dauphine geachtet wurde, mit der Frau von Maintenon immer sehr gut stand, und seinem sonstigen Glück nichts abgieng.

Von der unteren Classe verlor Sainte-Maure, der nur zum Spielen zu gebrauchen war, wirklich sein ganzes Glück. Die La Valliere hieng in jeder Rücksicht zu sehr an der Prinzessin von Conti, als daß sie viel von einem Prinzen erwarten konnte, den Fräulein von la Choin in ihrer Gewalt hatte. Er hatte sich mit einer von den Noailles verheurathet, welche am meisten Geist, Klugheit, Scharfsichtigkeit und Gewandtheit hatte, die alle Kunstgriffe der Intrigue verstand; die ihren Anhang beherrschte, bey Hof geachtet war, und das ganze Zutrauen der neuen Dauphine besaß; die dabey sehr kühn und unternehmend, aber auch eigensinnig und sehr launig war.

Biron und Roucy, die, wiewohl sie nicht mit Monseigneur erzogen worden, dennoch sehr an ihn gewöhnt waren, und ihn auf allen Reisen begleitet hatten, hielten ihr Glück für verloren. Roucy hatte recht; nur Monseigneur konnte ihn zum Liebling wählen. Biron, der bey Oudenarde gefangen genommen wurde, blieb in der militairischen Carriere. Er wurde Pair und Marschall von Frankreich, war ein Bruder der Frau von Nogaret, und der Frau von Urfe, beyde vertraute Freundinnen von der Frau von Saint-Simon und mir, und ein Neffe des Herrn von Lausün, bey dem er beständig war. Es war mir gelungen ihn dem Herzog von Beauvilliers näher zu bringen; dieser so wichtige Umstand, und der Ein-

fluß seiner Schwester bey der Dauphine, ließen ihn wohl etwas von dem neuen Hof erwarten.

Ich muß hier noch besonders dreyer Männer erwähnen. Nehmlich der Herzoge von Rocheguyon, von Luxemburg und von Villeroy. Herr von Luxemburg stand mit Monseigneur in genauen Verhältnissen, die ihn eine, seinen Fähigkeiten angemessene bedeutende Rolle erwarten ließen. Ueberdieß konnte ihn nichts abhalten, denn Voisin konnte ihm keine Vortheile verschaffen, außer etwa einige in der Normandie. Der König achtete nichts an ihm als seinen Nahmen. Er hatte sich einige Freunde seines Vaters erhalten, und lebte sehr für die große Welt. Allein dieß war auch alles; ungeachtet der Freundschaft des Herzogs von Chevreuse, welcher wohl fühlte, daß er hieraus keinen Vortheil ziehen würde. Er war so sehr ein großer Herr, daß er sich durch sich selbst zu trösten wußte. Von den beyden andern, die in Rücksicht ihres Amts und Ansehns bedeutendere Personen waren, muß ich noch mehr sagen. Dieselben Briefe, deren ich schon einmal erwähnt habe, und die ihnen die Ungnade des Königs zugezogen, worüber sie sich auch nie wieder persönlich mit ihm verständigen konnten, erwarben ihnen, die ohnehin durch gleiches Alter und Gewohnheit häufigen Umgang mit Monseigneur besser zusammen stimmten, noch mehr seine Gunst. Allein sie vermochten doch nicht so viel über ihn als Herr von Luxemburg; und hatten, eben so wie er, den Prinzen von Conti, ihren vertrauten Freund, der sie dem Herrn von Vendome und seinen Anhänger verrathen hatte, verloren. Dieser war zwar selbst nicht mehr, aber er wirkte doch durch andere, und würde gewiß nach dem König wieder gekommen seyn. Nicht als ob sie persönlich schlecht mit ihm gestanden hät-

hätten, allein die vertrauten Freunde des verstorbenen Prinzen von Conti konnten nie die ihrigen werden. Diese beyden Schwäger, deren Glücksumstände so vorzüglich waren, verloren also nicht so sehr viel.

Ein Vierter befand sich in einer neuen großen Verlegenheit. Dieß war la Feuillade. Nach seiner Zurückkunft von Turin, wo er allen Credit verloren hatte, hatte er Monseigneur zu gewinnen, und die kurze Zeit, in der Chamillart noch in Diensten stand, zu benutzen gesucht, um in dem Fräulein von Lillebonne und Herrn von Vendome eine Stütze zu erhalten. Man hat gesehen daß er sich sogar bey dem Fräulein von la Choin Eingang verschafft hatte. Außerdem unterstützte ihn das Spiel zu Meudon. Er war bey allen Parthien die Monseigneur dahin machte, jedoch ohne sich einen Einfluß auf ihn verschaffen zu können; hoffte aber dennoch, bey so mächtigen Umgebungen unter ihm, wieder zu seinem verlornen Glück zu gelangen. Daran verzweifelte er in der übrigen Zeit der Regentschaft des Königs; und von seinem Nachfolger konnte er noch weniger erwarten. Er war daher sehr betrübt.

Die Minister und die Financiers, zwey sehr gleichartige, aber doch nicht zusammenpassende Menschenarten, waren tief betrübt. Man weiß wie der neue Dauphin über diese letztern dachte, und wie frey er sich darüber äusserte. Seine Sitten, Grundsätze und Handlungsweise gaben mit Recht zu schrecklichen Besorgnissen Anlaß.

Die der Minister waren nicht minder groß. Monseigneur war gerade so wie sie ihn wünschten, um in seinem Namen, wo möglich mit noch größerer Gewalt,

walt, als sie sich bis jetzt schon herausgenommen hatten, nur aber mit weit weniger Schonung, regieren zu können. Statt seiner trat ein junger Prinz auf den Schauplatz, der unterrichtet, thätig und zugänglich war, der selbst sehen und wissen wollte, und der, bey einem vorgefaßten Mißtrauen, alle Eigenschaften besaß, sie als wahre Minister in den Gränzen ihrer Bestimmung zu halten, das heißt: als solche, die seine Befehle nur vollziehen, die Ordnung aufrecht erhalten, keineswegs aber Belohnungen austheilen konnten. Dieß fühlten sie, und fiengen schon an den Ton niedriger zu stimmen; mit welchem Verdruß, läßt sich leicht urtheilen.

Der Canzler verlor die ganze Frucht einer Anhänglichkeit, die er seit seinem Eintritt in die Finanzen zu beweisen suchte, und die er durch seinen Neffen Bignon, durch Dûmont, den er sich durch tausend Gefälligkeiten zum Freund gemacht hatte, durch Fräulein von Lillebonne und Frau von Epinoy, denen er sich auch ergeben hatte, mit größter Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu erhalten gewußt hatte; so daß er sich schmeicheln konnte unter Monseigneur, der ihm Freundschaft und Achtung bewies, einst einer der bedeutendsten Männer zu werden, und auf die Staatsangelegenheiten und den Hof den größten Einfluß zu bekommen, den er durch seine hinreichende Talente unterstützen, und, bey dem Vorzug seines Amts, weit treiben zu können hoffte. Wie sehr waren seine nunmehrigen Aussichten von jenen Erwartungen verschieden. Nun hatte er sich auch nicht eines Vortheils mehr zu erfreuen. Er war ein abgesagter Feind der Jesuiten, wegen jansenistischer Gesinnungen verdächtig, seit seinem Eintritt in die Finanzen mit dem Herzog von Beauvilliers gespannt; indem sie oft bey

den Streitigkeiten im Conseil, wo sie selten gleicher Meinung waren, sich unschicklich begegneten, und wo sie es bey Gelegenheit der Angelegenheiten von Rom oft, und von Seiten des Canzlers ohne alle Schonung, weit trieben. Ausserdem hatte er sich während dem ganzen Verlauf dieser Geschäfte sehr heftig gegen den Erzbischof von Cambrai erklärt; dieß war für einen trockenen geraden Charakter zu viel, als daß er sich nicht für verloren hätte halten sollen, und daß er hätte hoffen können in der Freundschaft, die sich zwischen ihm und dem Herzog von Chevreuse erhalten hatte, eine Zuflucht zu finden. Er fühlte dieß alles sehr wohl. Sein offenbar verabscheuungswürdiger, allgemein gehaßter Sohn hatte Mittel gefunden sich eben so furchtbar als verächtlich zu machen, sich sogar der Niederträchtigkeiten eines knechtischen Hofes zu bedienen, sich mit den Jesuiten zu entzweyen, während er sich ein ordentliches Geschäft daraus machte, ihr vertrauter Freund zu seyn, sie aber so schlecht behandelte, daß sie sogar selbst seine öffentlichen Verfolgungen und Nachforschungen, die er mit so vielem Eifer gegen alles was er für jansenistisch hielt, betrieb, mehr seiner Neigung Böses zu thun, als seinem guten Willen für sie zuschrieben. Die unkluge neue Dauphine unterließ nichts, um ihm beym König zu schaden. Von mehreren andern will ich nur einen Zug anführen. Eines Abends als Pontchartrain mit dem König aus dem Geschäftszimmer kam, gieng sie gerade aus dem großen Cabinet in jenes Zimmer. Frau von Saint-Simon folgte ihr mit einer oder zwey Damen. Sie bemerkte daß neben dem Platz, wo Pontchartrain gesessen hatte, auf den Boden gespuckt worden war: Ach, sehen Sie, sagte sie zum König, das ist abscheulich, das hat ihr garstiger Einäugiger gethan; nur er ist im Stande

solche

solche Unschicklichkeiten zu begehen. Sie sagte bey dieser Gelegenheit noch manches andere über ihn. Der König ließ sie ausreden, bemerkte aber, indem er auf Frau von Saint-Simon wies, daß wenigstens die Gegenwart dieser sie zurückhalten sollte dergleichen Dinge zu sagen; gut antwortete sie; Sie wird zwar wohl nichts darüber sagen, aber sie wird gewiß eben so denken wie ich; wer könnte auch anders. Der König lächelte, und stand auf um zur Tafel zu gehen. Der neue Dauphin und seine Anhänger dachten hierüber nicht viel besser. Dieß war ein Mühlstein weiter den man dem Vater, der dessen Gewicht wohl fühlte, an den Hals hieng. Auch Frau von Maintenon, die schon seit langer Zeit mit dem Vater entzweit war, liebte den Sohn eben so wenig als seine Prinzessin.

La Brilliere war beliebt, weil er bey den seltenen Gelegenheiten die ihm sein Amt darbot, gerne zu Gefälligkeiten bereit war; allein er hatte nur Provinzen, keine Departements unter sich. Er und seine Frau waren, jedes für sich, sehr gut mit Monseigneur, waren intime Freunde von Dumont, und hatten sich das Vertrauen des Fräuleins von la Choin erworben, wozu ihnen Ersterer, noch mehr aber Bignon, sehr behülflich gewesen war. Ihr Verlust war also sehr groß. Ausserdem stand er nur mit dem Canzler, der ihn wie seinen Sohn behandelte, in Verbindung, und diese so natürliche Verbindung hinderte mich, ihn dem Herzog von Beauvilliers näher bringen zu können, was ich vergeblich zu bewirken gesucht hatte. Seine Schwiegermutter, Frau von Mailly hatte zu wenig Einfluß, um ihn unterstützen zu können. Ein häusliches Unglück, das er hatte, und das er aus Klugheit allein am Hofe ignorirte, war der Grund sei-

seines Verderbens. Frau von la Brilliere, auf welche die Dauphine einen Groll hatte, triumphirte seit mehreren Jahren über sie, und betrug sich dabey so unklug und unvorsichtig, daß es sogar zu unangenehmen Auftritten zwischen ihnen gekommen war, und die Dauphine niemand so sehr haßte als sie. Alles dieses ließ eine traurige Zukunft erwarten.

16.

Voisin hatte keine andere Protektion, als die der Frau von Maintenon. Er hatte weder Feinheit noch Gewandtheit, und schonte niemand. In seine Papiere vertieft, von ihrer Gunst berauscht, in seinen Antworten trocken, um nicht zu sagen brutal, und in seinen Briefen unverschämt, konnten ihn nur noch die Kunstgriffe seiner Frau einigermaßen unterstützen; allein sie standen beyde in keiner Verbindung mit dem neuen Hof, wo sie noch zu neu waren, als daß sie Freunde haben konnten; überdieß war er nicht dazu gemacht, sich welche zu erwerben, und vielleicht noch weniger sie sich zu erhalten. Dabey wurde er von Jedermann um sein Amt beneidet, für das man am leichtesten einen Nachfolger finden konnte.

Der sanfte gemäßigte Torcy hatte eine lange Erfahrung in Geschäften für sich, war in die Staats- und Dienstgeheimnisse eingeweiht, und hatte damals viel Freunde, und keinen Feind. Er war ein leiblicher Vetter von den Herzogen von Chevreuse und von Beauvilliers, und der Tochtermann von Pomponne, in welchen die Herrn von Chevreuse und Beauvilliers ein unbegränztes Vertrauen setzten, und ihn bis zur Verehrung hochschätzten. Ueberdieß stand er weder mit Monseigneur, noch mit der fortkeimenden Cabale in irgend einer Verbindung. Eine solche Lage schien

in

in Rücksicht auf den neuen Hof glücklich zu seyn, allein sie war es nur dem Aeussern nach. Torcy stand mit den Herzogen von Chevreuse und Beauvilliers nur dem Schein nach gut. Weder die Verwandtschaft, noch der beständige, wegen Geschäften unvermeidliche Umgang hatte sie einander näher bringen können. Sie sahen sich nur, weil es ihr Geschäft und der Wohlstand erforderte, und auch in Rücksicht auf den letzteren thaten sie eben nicht sehr viel. Torcy und seine Frau lebten in der vollkommensten Einigkeit. Die stolze und launigte Frau von Torcy suchte ihre Gesinnungen eben nicht zu verbergen. Ihr Name machte sie noch verdächtiger, und da sie mehr als gewöhnlichen Einfluß auf ihren Mann hatte, so wurde er beynah für eben so schuldig gehalten wie sie, und war folglich für die Herzoge im Ministerio gefährlich. Er gab über die Materien von Rom im Conseil nichts nach, sondern behauptete seine Meinung, welcher nachher auch der Canzler beytrat, mit Sanftmuth aber auch mit Nachdruck und Geist. Der Canzler trat nachher auch seiner Meinung bey, und dieß gab zu den Streitigkeiten mit dem Herzog von Beauvilliers Anlaß, dem die deutlich auseinander gesetzten Gründe des Einen, von dem andern so kräftig unterstützt, viel zu schaffen machten. Frau von Torcy war weniger beliebt als er, und war der neuen Dauphine, um die sie sich eben so wenig als um andere bekümmerte, mehr abgeneigt als gewogen. Sie hatte aber, wie ihr Gemahl, dennoch Freunde, nur keine solchen, die ihr in Zukunft hätten vortheilhaft seyn können; ihre Schwester ausgenommen, die auf die Herzogin Einfluß hatte. Nur in dieser Hinsicht konnte sie Monseigneurs Verlust bedauren.

Desmarets hatte die höchste Ungnade so lange gefühlt, daß er endlich wohl zu vernünftigen Einsichten

ten hätte kommen können. Es hatte so viel Mühe und Arbeit gekostet bis man ihn wieder in Credit brachte, daß er seine persönliche Freunde kennen, und von denen unterscheiden lernen konnte, welche man nur durch sein Amt bekömmt, und die also nicht wie jene ausdauren. Er hätte Verstand und Einsicht genug gehabt um sein Betragen von dieser Seite darnach einzurichten, allein er verfehlte es ganz. Das Ministerium machte ihn stolz, er hielt sich für den Atlas, der die Welt trägt, und glaubte er seye dem Staat unentbehrlich; ließ sich durch die neuen Freunde vom Hof verführen, und rechnete die alten, aus den Zeiten seiner Ungnade, für nichts. Zum Beyspiel: mein Vater und ich gehörten unter seine vorzüglichsten Freunde; ich hatte ihm bey Chamillart nützliche Dienste geleistet, so wohl um ihn wieder in das Finanzdepartement zu bringen, als auch um ihn zum Nachfolger seiner Stelle als General-Controleur zu empfehlen. Man weiß daß es ihm nicht unbekannt war, eben so weiß man auch was über diesen Punkt zwischen ihm und mir vorgieng, welche Erklärung ich ihm hierüber machte, und wie pünktlich ich sie erfüllte. Mein Umgang hätte ihm also doppelt angenehm seyn müssen, nichts desto weniger fieng er an kalt gegen mich zu werden. Ich beobachtete sein Betragen gegen mich sehr aufmerksam, um mich auch nicht zu irren, und das was bey einem Mann der mit verdrießlichen Geschäften überhäuft war, vielleicht zufällig seyn konnte, nicht für absichtlich zu halten. Mein Verdacht wurde zur Gewißheit, und ich zog mich deswegen ganz von ihm zurück, ohne jedoch irgend etwas gegen ihn zu äußern. Die Herzoge von Chevreuse und von Beauvilliers bemerkten diese Veränderung, befragten mich darüber, und drangen so lange in mich, bis ich ihnen die ganze Sache

gestand. Sie suchten mich zu überreden daß Desmarets noch derselbe gegen mich seye, und daß die Kälte und Zerstreuung, die vielleicht auf Rechnung seiner unangenehmen Geschäfte zu schreiben seyen, nicht meiner Person gelte. Sie erinnerten mich oft ihn zu besuchen, allein ich ließ sie reden, ohne meine Handlungsweise zu mindern. Endlich wollten sie meinem Eigensinn nicht länger nachgeben und nöthigten mich eines Morgens, während er zu Fontainebleau war, mit ihnen zu gehen, um bey Desmarets zu Mittag zu essen. Ich weigerte mich, allein sie ließen nicht nach, und ich gehorchte, indem ich ihnen sagte, sie würden nun das Vergnügen haben, sich selbst überzeugen zu können. In der That war seine Kälte und Unbekümmertheit gegen mich so auffallend, daß sie mir selbst gestanden, ich hätte ganz recht, nicht mehr mit ihm umzugehen. Bald nachher machten auch sie die nehmliche Erfahrung. Die Ehre, ihr Vetter zu seyn, gab Desmarets das größte Ansehn, so wie er durch ihre äußere Lage und Umstände sehr unterstützt und unendlich gehoben wurde. Ein zweytes Band zwischen ihnen war die Verbindung in welcher sie nothwendig ihrer Geschäfte wegen stehen mußten. Ueberdieß waren sie es, die sich nebst Chamillart aus allen Kräften bemüht hatten, ihn von der Schande zu retten, und wieder mit Ehren in das Ministerium zu bringen. Ungeachtet er durch so viele und wichtige Gründe zur Freundschaft gegen sie verpflichtet war, behandelte er sie doch eben so wie mich. Sie sahen einander nur von der Ferne und des Wohlstands wegen, und communicirten auch in Geschäften sehr wenig, was mit dem Herzog von Beauvilliers nicht ganz vermieden werden konnte. Von diesem erfuhr ich um diese Zeit, daß weder er noch der Herzog von Chevreuse sich über irgend etwas

mit

mit ihm besprächen, und daß sie allen Umgang mit ihm abgebrochen hätten. Er gieng so weit daß er sogar den Stiftsamtmann von Amiens öffentlich verfolgte, und die Chevaulegers wegen dem Stiftsamtmann, welcher öffentlich mit ihm brach. Eben so betrug er sich gegen Torcy, seine Mutter und Schwester, deren Hausgenosse er seit seiner ersten Zurückkunft von Maillebois bis zu seinem Eintritt ins Ministerium gewesen war. Mit diesen dreien brach er allen Umgang gänzlich ab. Der Canzler, der zwar in seinen Bemühungen für ihn nicht glücklich gewesen war, der aber dem König doch wieder die erste Veranlassung gegeben hatte, ihn zur Zeit da er Generalkontroleur war, wieder bey dem Finanz-Departement anzustellen, war der einzige von allen Ministern, der nicht bezahlt wurde. So daß er sich also keine Undankbarkeit vorzuwerfen hatte, in einem Amt, und bey einer heftigen Gemüthsart, über die er nicht Herr werden konnte, und durch die er sich sogar bey den Frauen furchtbar machte, und bey einer Faulheit, wodurch alle Geschäfte gehemmt wurden. Ein so elendes Betragen gab ihm in Zukunft kein gutes Spiel, und der wenige Zutritt den er bey Monseigneur und seinem intimen Hof hatte, machte daß er bey der kürzlich erfolgten Veränderung nicht viel verlor. So war die Lage der Minister bey Monseigneurs Tod. Ich komme nun zu der des Herzogs von Beauvilliers, und aller derjenigen die in dieser großen Veränderung ihren Vortheil fanden, um die verschiedenen Wirkungen davon zu zeigen.

17.

Anfänglich erschienen nur wenige auf dem Schauplatz; und auch diese wenigen, die vornehmsten und bedeutendsten ausgenommen, konnten nicht bemerkt

werden, weil sie sich hinter die politischen Maasregeln versteckten; allein man kann wohl denken, wie sehr man bemüht war sich an die vornehmsten, und alle die andern die man für thätig hielt, anzudrängen. Die Gesinnungen des Herzogs von Beauvilliers sind leicht zu errathen. Er war vielleicht die einzige Person für welche Monseigneur einen so großen Widerwillen hatte, daß er ihn nicht verbergen konnte, auch wurde dieser Widerwille beständig und sorgfältig bey ihm genährt. Statt dessen sah Beauvilliers die unerwartete Erhöhung eines Mündels, der sich im Stillen darüber freute es noch zu seyn, und öffentlich eine Ehre daraus machte es zu zeigen, und durch nichts von diesen Gesinnungen abzubringen war. Beauvilliers, der rechtschaffene patriotisch gesinnte Mann, der nur den Wunsch hatte die Tugend zu verbreiten, ein zweyter Fenelon, sah sich unter diesen mächtigen Auspizien im Stande, dem Staat nützlich zu dienen, die Tugend zu unterstützen, die Zurückkunft dieses geliebten Erzbischofs vorzubereiten, und ihn zu seinem Mitwirker in allem zu machen. Dieser sanfte, sittlich gute Mann genoß, bey einer, jedem Sterblichen eigenen menschlichen Schwachheit, eine unerwartete Herzens und Geistes-Erweiterung, und hatte nun die frohe Aussicht, nützliche Absichten, die sich gleichsam von selbst darboten, in Zukunft erfüllen zu können; endlich auch eine Art von Herrschaft, die er um so mehr zu schätzen wußte, da sie seltener und uneingeschränkter, weniger erwartet war, und weniger widersprochen wurde, und da sie sich durch ihn auf die Seinigen und auf die Personen seiner Wahl erstreckte. Auch im Schooße des glänzendsten Glücks verfolgt, und zuweilen bis an den Rand des Abgrundes gebracht, sah er sich nun mit einemmale auf einen festen Felsen gepflanzt, und betrachtete vielleicht mit Ver-

gnügen

gnügen dieselben Wellen, die ihn ehemals zu verschlingen drohten, und nun unmächtig an ihm vorbeyflossen. Sein Gemüthszustand schien sich jedoch immer gleich zu bleiben. Er betrug sich mit eben so vieler Klugheit, Feinheit und Ruhe als vorher, ohne sich im geringsten zu überheben, oder von seinen sonstigen Geschäften abhalten zu lassen, und seinen thätigen Eifer auf etwas anders zu richten. Ein anderer Grund, der seiner würdiger war, erfüllte sie mit Freude. Der Freundschaft des neuen Dauphins gewiß, sah er voraus, welchen Triumph er über die Herzen und Gemüther haben würde, so bald er befreyt und auf seinem Platz stehen würde, und hierüber äußerte er nur uns seine verborgene Freude. Chevreuse, der zu jeder Zeit seines Lebens mit ihm gleich dachte, theilte diese Freude aus denselben Beweggründen mit ihm, und ihre Familien wünschten sich Glück zu der Gründung eines so glänzenden Glücks, das sie nun so bald zu erwarten hatten. Unter allen aber nahm Fenelon, der Bischoff von Cambrai, den lebhaftesten Antheil an diesem Ereigniß.

Welche Aussicht, welcher nahe, sichere und vollständige Triumph, welcher mächtige Lichtstrahl, drang plötzlich in eine finstere Wohnung.

Seit zwölf Jahren war dieser Prälat in seine Diöces verbannt, und alterte unter der Last vergeblicher Hoffnungen. Sein Leben verfloß in einer Gleichförmigkeit, die ihn zur Verzweiflung bringen mußte. Dem König war er beständig so verhaßt, daß niemand, auch bey den gleichgültigsten Dingen, nicht einmal seinen Nahmen aussprechen durfte. Noch verhaßter war er der Frau von Maintenon, weil sie ihn verloren hatte. Die schreckliche Cabale, welche Mon-

 sei-

seigneur beherrschte, verfolgte ihn mehr als irgend jemand, und nirgends fand er eine Zuflucht als in der unerschütterlichen Freundschaft seines Mündels, der selbst ein Opfer dieser Cabale geworden war, und der nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, es noch zu lange bleiben mußte, als daß der Lehrer sich schmeicheln konnte, das Ende seiner Verfolgungen zu erleben, folglich auch nicht hoffen konnte, je aus seinem unthätigen Zustand gezogen zu werden. In einem Augenblick wird dieser Mündel Dauphin, in einem andern, wie man sehen wird, gelangt er zu einer Art von Vorregentschaft. Welcher Uebergang für einen Ehrgeizigen! Wir haben ihn schon zur Zeit seiner Ungnade geschildert.

Sein berühmter Telemaque, der ihn am genauesten kannte und unheilbar machte, schildert ihn vollkommen. Dieß waren die Sätze seines Mündels, welche man stahl, zusammenstellte, und als seine Angelegenheiten zur Sprache kamen, ohne sein Wissen, bekannt machte. Herr von Noailles, der keine geringere Absicht hatte, als die Aemter des Herzogs von Beauvilliers an sich zu ziehen, sagte damals dem König, und jedem der es hören wollte, daß nur ein Feind seiner Person Verfasser davon seyn könne.

Ungeachtet wir diesen Prälaten, der auch noch zur Zeit seiner Ungnade, und unter den sonderbarsten Umständen ein bedeutender, gefürchteter Mann blieb, schon ziemlich genau kennen, wird es doch nicht überflüssig seyn, hier noch ein Wort über ihn zu sagen. Er war eitler als alle Frauen, nur gründete sich seine Eitelkeit nicht auf kleinliche, sondern auf solide Dinge. Seine Leidenschaft war zu gefallen, und zwar dem Diener wie dem Herrn, dem Bedeutenden wie dem

sanft

Unbedeutenden. Die Natur hatte ihn auch mit allen hiezu erforderlichen Talenten ausgestattet. Er war sanft, einschmeichelnd, hatte einen natürlichen, gefälligen Anstand, einen leichten, fließenden, sinnreichen, angenehmen, üppigen Geist, von dem er gleichsam den Hahnen in der Hand hatte, und an Qualität und Quantität nur gerade soviel herausließ, als es jeder Person angemessen war; er wußte sich mit jedem ins Verhältniß zu setzen, und allen alles zu seyn. Seine Gestalt war sonderbar, aber doch edel, auffallend, bedeutend, anziehend, und ließ jeden eine gütige Aufnahme erwarten; seine Unterhaltung war gefällig, ungezwungen und immer anständig; sein Umgang bezaubernd. Seine sich immer gleichbleibende Frömmigkeit wurde niemand lästig, erbitterte nicht, sondern machte ihn verehrungswürdig. Er übte eine wohlverstandene Freygebigkeit, machte einen angemessenen Aufwand, der sich auf die Offiziere und Soldaten erstreckte, und bis zur ausgebreiteten Gastfreundschaft gieng; in Rücksicht auf seinen Tisch, auf Meubles und Equipage blieb er in den, seinem Stande angemessenen Gränzen. Er war eben so geschäfftig als bescheiden, und hielt den Beystand, den er andern so unzählig oft leistete, wenn er verborgen bleiben konnte, sehr geheim; gegen die übrigen war er so gefällig und artig, daß er gleichsam denen verpflichtet seyn, und sie dessen überreden wollte, die ihm Dank schuldig waren. Er war nie zudringlich, machte nie leere Höflichkeitsbezeugungen, übte aber gegen jeden, er mochte seyn wer er wollte, eine abgemessene und verhältnißmäßige Höflichkeit, die nur immer gerade für den gemacht schien, an den sie gerichtet war, und auch dieß that er mit der ihm vorzüglich eigenen Genauigkeit. In der Kunst Leiden zu ertragen, war er vorzüglich geübt; er erwarb sich dadurch ein Verdienst, wo-

 durch

durch seine übrigen noch mehr gehoben wurden, und er sich die Bewunderung und Anhänglichkeit aller und jeder Landeseinwohner, unter welche Herrschaft sie auch eingetheilt waren, so wie ihre Liebe und Achtung, erwarb. Er übte indeß eine andere Lebensweise, die er nie aus dem Gesicht verlor, und genoß die ganze Annehmlichkeit derselben, die er vielleicht in dem Glanz, nach welchem er seufzte, sehr vermißt haben würde, mit einer so anscheinenden Ruhe, daß wenn man nicht gewußt hätte, was er gewesen, und was er noch werden konnte, es nie bemerkt worden wäre, auch selbst nicht von denen, die ihm am nächsten waren, und am vertrautesten mit ihm umgiengen. Bey so viel Talenten für die große Welt, erfüllte er dennoch alle seine Pflichten als Bischoff so genau, als ob er nichts als seine Diöces zu regieren gehabt hätte, und ließ sich durch nichts anderes davon abhalten. Das Besuchen der Hospitäler, die reichliche aber kluge Allmosenaustheilung, die Klerisey und Gemeinden besorgte er aufs pünktlichste. Er las täglich in seiner Capelle die Messe; verrichtete oft den öffentlichen Gottesdienst, versah alle seine bischöfflichen Funktionen, ohne sie je einem andern zu übertragen, und predigte zuweilen. Er fand zu allem Zeit, ohne das Ansehn eines Geschäftigen zu haben. Sein, jedem offen stehendes Haus, sogar seine Tafel war wie bey einem Gouverneur von Flandern eingerichtet, blieb aber doch dabey ein wahrhaft bischöfflicher Pallast. Es wohnten beständig viele ausgezeichnete und andere Offiziere bey ihm, die theils gesund, theils krank und verwundet waren, und unentgeldlich so gut bedient wurden, als wenn es nur ein einziger gewesen wäre; er war gewöhnlich bey den medicinischen und chirurgischen Consultationen selbst gegenwärtig; verrichtete ausserdem noch bey den Kranken und Verwundeten die Geschäfte eines menschen-

freund-

freundlichen Seelsorgers, und oft durch die Häuser und Hospitäler. Alles dieß that er ohne Vergeßlichkeit, ohne Kleinlichkeit, und mit unermüdeter Freundlichkeit. Er wurde auch von allen angebetet. Diese merkwürdige Aussenseite war jedoch nicht ganz er selbst (sein eigenthümlicher Charakter). Ohne ihn ganz ergründen zu wollen, darf man keck behaupten, daß er nicht alle Hoffnung und Bemühung aufgegeben hatte, einst wieder eines der bedeutendsten Aemter zu erhalten, und also auch alles benützte, was ihm hiezu beförderlich war. Er war innigst mit jener jesuitischen Parthey verbunden, an deren Spitze Pater Tellier stand, der sie auch nie verlassen und über seine Kräfte unterstützt hatte. In den letzten Jahren verfaßte er Schriften, die von dem Pater Quesnel und mehreren andern sehr gerühmt wurden, und daher das Band einer nützlichen Vereinigung nur noch fester zusammen zogen, wodurch er endlich den Haß des Königs zu besänftigen hoffte. Einem Bischoff, dessen Lehre, nach so viel Streitigkeiten und Händeln, feyerlich verdammt worden war, kam es zu, in der Kirche zu schweigen. Er hatte zu viel Verstand, um dieß nicht zu fühlen, allein er hatte auch wieder zu viel Ehrgeiz, um das Geschrey so vieler Stimmen gegen den Verfasser eines verworfenen Dogma und seiner dogmatischen Schriften und so vieler andern, die ihn in Rücksicht auf den Beweggrund, den die aufgeklärte Welt wohl durchblickte, eben nicht sehr schonend behandelten, für nichts zu achten. Er arbeitete gerade auf seinen Zweck los, ohne sich rechts oder links zu wenden; er gab seinen Freunden Veranlassung, zuweilen seinen Nahmen zu nennen; er schmeichelte dem undankbaren Rom; er machte sich bey der ganzen jesuitischen Gesellschaft als einen sehr brauchbaren Mann, dessen Gunst als ein großer Gewinn

 an-

anzusehen sey, bekannt; es gelang ihm endlich, den Sulpizianer Prediger la Chetardie, den einfältigen Director, welcher sogar der Hofmeister der Frau von Maintenon war, wieder mit sich zu versöhnen.

Der sanftmüthige Fenelon, dem so viel daran lag, geliebt zu werden, blieb sich auch hier gleich und hütete sich sehr, an diesem Federkrieg keinen thätigen Antheil zu nehmen.

In den Niederlanden wimmelte es von Jansenisten, oder Personen, die dafür gehalten wurden. Besonders waren viele in seiner Diöces und zu Cambrai. Beyde Orte waren für sie eine beständige Freystadt des Friedens. Glücklich und zufrieden dort unter einem Feind dieses schriftlichen Kriegs Ruhe zu finden, unternahmen sie gar nichts gegen ihren Erzbischoff, der zwar wohl ihrer Lehre entgegen war, sie aber doch aller möglichen Ruhe genießen ließ. Sie überließen ihre dogmatische Vertheidigung andern, ohne der allgemeinen Liebe zu Fenelon zu nahe zu treten. Durch dieses nachsichtige Betragen verlor er nichts von seinem anerkannten Verdienst der Sanftmuth und Friedfertigkeit, noch von den Hoffnungen eines Bischoffs, dessen Kirche sich alles versprechen mußte, und deren Interesse es war alles für ihn zu thun.

Dieß war die Lage des Erzbischoffs von Cambrai, als er die Nachricht von Monseigneurs Tod, von der Erhöhung seines Mündels, und dem Ansehn seiner Freunde, erhielt. Nie war eine Verbindung fester und unerschütterlicher gewesen, als die, von dieser kleinen einzelnen Heerde. Sie war auf ein inniges aufrichtiges Vertrauen gegründet, das sich wieder auf die Liebe Gottes und seiner Kirche gründete. Sie waren fast alle, die Vornehmen wie die Niedern, sehr recht-

rechtschaffene Leute, von denen nur sehr wenige blos den äußern Schein annahmen, der von den andern für Wahrheit gehalten wurde. Alle hatten nur einen Zweck, von dem sie sich durch kein Unglück abbringen ließen; alle arbeiteten mit vereinten Kräften und gleichen Schritten auf diesen Zweck hin. Dieß war kein anderer als die Zurückberufung des Herrn von Cambrai, ihres Herrn, und indeß nur für ihn zu leben und zu athmen, nur nach seinen Grundsätzen zu denken und zu handeln, und in allem seine Meynung für Aussprüche Gottes, dessen Werkzeug er sey, zu halten. Was vermag nicht ein solcher Enthusiasmus in den Herzen und Gemüthern edeldenkender, geistvoller, feurig und treu liebender Personen, besonders wenn er noch durch die alte, feste und beharrliche Meynung vergöttlicht wird, daß darinn die Frömmigkeit, Tugend, die Ehre Gottes, die Erhaltung der Kirche und ihr eigenes Seelenheil, dem sie gläubig alles andere aufopferten, bestehe. Hieraus wird man leicht einsehen, welche mächtige Triebfeder der Bischoff von Cambrai, in Rücksicht der Herzöge von Chevreuse und Beauvilliers und ihrer Gemahlinnen waren, welche vier nur ein Herz und eine Seele waren, und in allem gleich fühlten und dachten.

Dieß war vielleicht der einzige Grund, welcher den Herzog von Beauvilliers, bey dem Tode seiner Kinder, und als er mit seiner inneren Familieneinrichtung in Ordnung war, abhielt sich zurückzuziehen; so wie auch bey den verschiedenen Gelegenheiten, wo er so geschäftig war sich selbst zu verderben. Der Herzog von Chevreuse und er, liebten die Eingezogenheit so sehr, daß ihr ganzes Leben, eine für ihr Amt unpassende Richtung dahin nahm. Allein ihr Eifer und Verlangen, zur Ehre Gottes der Kirche zu dienen, und

ihr

ihr eigenes Seelenheil dadurch zu befördern, überzeugte sie daß es besser sey, wenn sie auf ihren Plätzen blieben, um alles zu beobachten und zu benutzen, was auf die Zurückkunft ihres geistlichen Vaters einen Einfluß haben könne. Ihrer Meynung nach gab es für sie keine höhere Zweckbestimmung, als alles zu versuchen, sich, in alles einzuschleichen, und das Unglück abzuwenden, um sich nicht einst das Verbrechen vorwerfen zu müssen, ein in ihren Augen so großes Werk versäumt zu haben, wozu ihnen die Gelegenheit vielleicht durch unbekannte Triebfedern der Vorsehung angeboten werden würde, wenn sich auch gleich schon so lange Zeit nicht die geringste Aussicht dazu gezeigt hätte. Die durch Monseigneurs Tod so plötzlich entstandene Veränderung hielten sie für jene, ausdrücklich wegen Herrn von Cambrai erfolgte große Schickung Gottes, die sie so zuversichtlich erwartet hatten, ohne zu ahnden, wo und wie sie geschehen würde, — für den Lohn des Gerechten der im Glauben lebt, der, ohne allen Schein von Hoffnung, dennoch nicht verzweifelt, und der in dem Augenblick erhört wird, wo er es am wenigsten vermuthet. Nicht als ob ich irgend etwas hierüber von ihnen selbst erfahren hätte; allein wer so wie ich, in ihr Inneres blickte, fand eine solche Uebereinstimmung ihres Lebenswandels, ihres Betragens und ihrer Denkungsart, daß man sie weniger erforscht, als genau gekannt haben muß, wenn man ihnen diese zuschreibt.

In allem, was sich auf diese Materien bezog, verschlossen, auf sich selbst und ihre älteren Schüler eingeschränkt, genossen sie, bey einer merkwürdigen Bescheidenheit und Treue, einer wahren Freyheit, die ihnen so süß war, daß sie sie allem vorzogen. Sie wollten weder Proselyten machen noch annehmen, aus

Furcht,

Furcht, es vielleicht bereuen zu müssen; daher entstand die so seltene, mehr als brüderliche Einigkeit der Herzoge und Herzoginnen von Chevreuse und Beauvilliers; daher die Verbindung des Herzogs von Montemart, des Sohns jener Schülerin, ohne Furcht, Mäßigung und Zwang; daher jene unzugängliche geheime Versammlungen zu Vaucressen, die von einer kleinen Anzahl auserlesener unbekannter Schüler, die dort einander nachfolgten, zu Ausgang jeder Woche gehalten wurden; daher die klösterliche Klausur, in der sie selbst mitten im Hof lebten; daher die unbegränzte Anhänglichkeit für den neuen Dauphin, der sorgfältig in eben denselben Gesinnungen erzogen, und darinn erhalten wurde. Sie betrachteten ihn wie einen zweyten Esra, wie den Wiederhersteller des Tempels und Volks Gottes nach der Gefangenschaft.

Unter dieser kleinen Heerde befand sich, eine Schülerin aus den ersten Zeiten, die von Herrn Bertaud gebildet worden war. Diese hielt Zusammenkünfte in der Abtey von Montmartre, wo sie von ihrer frühesten Jugend an unterrichtet worden war, und wohin sie mit der Frau von Noailles, die sich noch zu rechter Zeit zurückzuziehen wußte, alle Woche einmal hingieng. Ich meyne die Herzogin von Bethüne, die indeß immer an Tugend zugenommen hatte, und von Madame Güyon für würdig gefunden wurde, ihre Günstlingin zu seyn. Diese galt ausschließlich für die schöne Seele, vor welcher sogar Herr von Cambrai Ehrfurcht hatte, und die wieder, nur aus Demuth und wegen der Verschiedenheit des Geschlechts, dort war. Durch diese Brüderschaft wurde aus der Tochter des Surintendanten, Fouquet, die intimste Freundin der drey Töchter und

Tochtermänner von Colbert, welche eine unbegränzte Verehrung für sie hatten. Der Herzog von Bethüne, ihr Gemahl, war nichts weiter als ein Bruder Landjunker, den man ihretwegen duldete; ihr Sohn aber, der Herzog von Charost, ärndete alle beseligende Früchte seiner heiligen Mutter.

